

## Werk

**Titel:** Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Litteratur

**Ort:** Berlin

**Jahr:** 1908

**PURL:** [https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?345204123\\_0050|log91](https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?345204123_0050|log91)

## Kontakt/Contact

Digizeitschriften e.V.  
SUB Göttingen  
Platz der Göttinger Sieben 1  
37073 Göttingen

✉ [info@digizeitschriften.de](mailto:info@digizeitschriften.de)

# ANZEIGER

FÜR

## DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XXXII, 3 november 1908

---

Synkretismus, ein beitrage zur germanischen kasuslehre von B. DELBRÜCK.  
Straßburg, K. J. Trübner, 1907. iv u. 276 ss. — 7 m.

‘In früheren syntaktischen arbeiten habe ich’, sagt der verf. in der vorrede, ‘die hypothese aufgestellt, dass der idg. ablativ im germanischen teils in den instrumentalis teils in den genitiv aufgegangen sei. da indessen eine solche doppelvertretung bedenken erregen muss, schien es mir richtig, die frage noch einmal zu untersuchen, wobei ich zu der ansicht gekommen bin, dass der alte ablativ vielmehr mit dem dativ verschmolzen sei. aus diesen untersuchungen ist das vorliegende buch hervorgegangen, welches den synkretismus der obliquen casus im germanischen behandelt’. damit sind anlass und zweck des werkes mit wünschenswerter klarheit bezeichnet, und es mag hier vorweg gesagt sein, dass es dies vorgesteckte ziel so gut erreicht, wie das in syntaktischen fragen überhaupt möglich ist.

Nach einer einleitung, die namentlich die benützten hilfsmittel aufzählt und die grenzen darlegt, innerhalb deren verf. ‘den urgermanischen casusgebrauch zu erschliessen’ bestrebt ist, um ‘auf dieser grundlage die einzelsprachen zn verstehn’, folgt die aufzählung der urgerm. verba (s. 5—126), der urgerm. adjectiva (s. 127—144) und der urg. präpositionen (s. 145—151), deren casusgebrauch, wie er in den einzelsprachen (got. aisl. ags. as. ahd) belegt ist, die grundlage der weiteren erörterung bildet, als urg. (resp. auch nur als westgermanisch) werden, ‘um die darstellung kurz und übersichtlich gestalten zu können’ durchweg erschlossene compromissformen eingeführt, die verf. schon in der vorrede erwähnt und dann in der einleitung, und auch in den einführungsworten zum index, näher erklärt und begründet. und da er nebst dem zu jeder der angesetzten urformen in der klammer ihre einzelsprachlich wirklich belegten gestaltungen beifügt, so ist gegen diese neuerung — wenn es anders eine neuerung ist — nichts wesentliches einzuwenden. die anordnung ist alphabetisch, aber die präfigierten formen sind ganz richtig den nichtpräfigierten unmittelbar beigeschlossen. die auswahl und aufzählung selbst ist mit peinlichster sorgfalt durchgeführt. den verben geht noch eine vorbemerkung voran, die auf die modification der bedeutung hinweist, welche die einfachen



verba durch vorantretende präfixe (die 'im nordischen im allgemeinen lautlich verschwunden', aber in ihren wirkungen noch fühlbar sind), namentlich *ga-* *bi-*, in ihrer bedeutung und construction erlitten haben. bei jedem verbum (adj. präp.) werden dann einzelsprachliche belege aus den ältesten denkmälern vorgeführt und die möglichkeit urg. ursprungs erörtert. verf. ist dabei eher zu ängstlich, als etwa zu sehr geneigt etwas als urg. oder auch nur als gemeinsam germanische construction anzusehen, wenn ihm die vorhandenen belege nicht ganz bestimmt dafür zu sprechen scheinen. aber diese ängstlichkeit ist nur zu loben, sie beweist, wie ernst es ihm um die möglichste sicherheit der erschlossenen behauptungen zu tun war. auf dasselbe streben ist es zurückzuführen, wenn verf. im got. zu sehr geneigt ist, gräcismen anzuerkennen, wo sie keineswegs unzweifelhaft erwiesen sind.

Nach dieser aufzählung sollen aus dem vorgelegten materiale 'die einzelnen casus des urgermanischen in ihrem gebrauchsumfang' erschlossen werden, aber verf. führt zunächst noch den 'erhaltenen instrumentalis nach form und anwendung' vor. nachdem er gezeigt, dass es sich dabei eigentlich nur um das westg. handelt, da got. nur die pronominalformen *lvè þè* vorliegen, und nordisch nur bildungen die syntaktisch wertlos sind; dass der ags. sogenannte instrum. eigentlich ein *i*-casus ist, dh. ein local, während die ahd. as. *u*-casus fortsetzer des idg. instrum. auf *o* sein können, geht er zu dessen anwendung über und erörtert zunächst den wirklich instrumentalen gebrauch: als casus der begleitung, des zusammenkommens, des mittels [dies am häufigsten], des verfahrens, abschlusses und objectes, als-privativus, als casus des maffses, dann der zeit- und ortsbestimmungen, endlich den präpositionalen gebrauch. gegen die darstellung ist nichts von gewicht einzuwenden; höchstens könnte man sagen, dass die s. 159 angeführten belege für den instrum. des objectes ebenso gut unter denjenigen für den instrum. des mittels platz gefunden hätten. dativischer gebrauch wird dem westg. instrum. s. 159 mit recht abgesprochen. das capitel schließt mit der erörterung der schicksale des instrum. in den einzelsprachen, und die art wie verf. sich das absterben der instrum. formen denkt, ist gewiss sehr wahrscheinlich, wenn auch keinesfalls sicher.

Mit dem fünften capitel führt uns verf. endlich in den eigentlichen synkretismus hinein und bespricht zuerst den urg. instrum. und local 'wie er sich teils aus dem erhaltenen instrum., teils aus dem von uns dativ genannten mischcasus erschließen lässt'. die belege sind hier sämtlich dem (synkretischen) dativ entnommen und in derselben anordnung vorgeführt, wie im vorangehenden capitel diejenigen für den noch erhaltenen instrum., mit einigen von der fülle des stoffes und den von der weiterentwicklung des casusgebrauches gebotenen erweiterungen. die art wie hier der

instrum. des objects und der beziehung aus dem casus des mittels abgeleitet wird, der privative gebrauch aus dem der beziehung, ist besonders scharfsinnig und ansprechend. vom local wird mit recht behauptet, dass er bei verben nicht nachzuweisen sei; die angeführten wenigen, scheinbar für den local sprechenden belege lassen sämtlich die erklärung als instrum. zu. ebenso zweideutig sind die scheinbaren locale bei adjectiven.

Im sechsten capitel kommt der echte dativ an die reihe der erörterung, und der ablativische (abermals synkretische). beim echten dat. schließt verf. den dat. commodi von der besprechung aus und stellt dann den satz voran: 'in den dativ tritt wie im idg. dasjenige substantivum, welchem die handlung gilt, und dieses substantivum ist fast durchaus eine person'. er deduciert daraus (etwas später auf s. 199), dass es einen dativ des ziele im germ. nicht gab, sondern dass sich dieser aus dem casus dem die handlung gilt weiter entwickelt hat. das ist der einzige punct, in welchem ref. mit dem verfasser nicht übereinstimmen kann. die entwicklung vom concreteren zielcasus zum abstracteren dativ der beteiligten person (dat. des interesses) kommt ihm als viel leichter fassbar vor, (ist übrigens auch durch den gebrauch des casus im slavischen gestützt), als der umgekehrte vorgang. verf. führt zunächst die verba vor bei denen der dativ einziges object ist, dann diejenigen die neben dem personencasus noch ein sachliches object im accus., seltener im genit. haben. dann wird der dativ des 'directen objectes' im urg., got. und nordischen besprochen. die darstellung ist überall scharfsinnig und richtig, aber einige (eingestandene) schwierigkeiten bleiben dem verf. übrig, die sofort als behoben erscheinen, wenn man die zielgeltung des casus anerkennt (zb. bei *tékan* s. 190, *kukjan biniman* s. 191 ua.)

Zu dem ablativischem (synkret.) bestandteil des dativs zählt verf. den casus des verglichenen gegenstandes beim comparativ, dann den casus bei präpositionen der trennung, und bei verben die mit solchen präpositionen zusammengesetzt sind, nebst einigen wenigen einfachen verben verwanter bedeutung. bei den zwei letzten kategorien weist verf. selbst auf die möglichkeit instrumentaler auffassung hin; ref. möchte auch den dativ beim comparativ eher als instrumental ansehen, als casus des mittels, durch welches der comparativ eben als höherer grad hervorgehoben wird. übrigens lässt sich der dativ überall auch in seiner eigentlichen geltung (als casus der beteiligten person) erklären, worauf noch verf. selbst aufmerksam macht, sodass also für die ablativische (synkretische) auffassung sehr wenig übrig bleibt (einige mit *af* zusammengesetzte verba, s. s. 203).

Im siebenten capitel wird der genitiv zunächst als einziger casus nach den 'geläufigen kategorien' durchgenommen, dh. der partitive genitiv des objectes (bei trinken, essen, nehmen, geben),

dann bei verbis des genießens und der gemütsbewegung, bei verbis äußerer und innerer wahrnehmung, an die sich auch verba von der bedeutung 'sich um etwas kümmern, warten, in versuchung führen' anschließen (aus denen sich die vorstellung der zielstrebigkeit herleiten lässt), endlich der prädicative genitiv bei *wesan*. sodann wird der sachliche genitiv neben einem fast durchaus persönlichen accusativobjecte besprochen, und der separative genitiv, dessen erklärungs insofern wichtig ist, als verf. nunmehr (nach den worten der vorrede) nicht mehr auf dem standpuncte beharrt, dass 'der idg. ablativ im germ. theils in den instr. theils in den genitiv aufgegangen sei'. er muss daher die unzweifelhaft vorhandene separative geltung des genitivs auf eigener genitivischen grundlage erklären, und tut es wirklich sehr ansprechend indem er sagt, dass 'der separ. genit. im urg. erst in den anfängen vorhanden gewesen zu sein scheint, sich aber dann im laufe der zeit im westg. gebiet stark ausgebreitet hat, und zwar über \**purfan* und \**harban*\* mit dem genitiv des gegenstandes und \**hailjan*, \**hrainjan*, \**latjan* mit eigentlich adnominalen genitiv. die got. und dann die besonders zahlreichen belege des westg. werden einzeln durchgenommen. auch der instrumentale genitiv wird dann aus zwei quellen entwickelt: einmal aus der möglichkeit des gen. und des instrum. bei *fulljan*, *gasóþjan*, das andere mal aus ursprünglich wol partitivem objectsgenitiv (pluralis) bei verbis der äußerung. die genitive der beziehung und ursache bei verben werden auf den gleichen casus bei adjectiven und bei substantiven zurückgeführt. den genitiv des örtlichen bereiches lehnt verf. an die griechischen vorbilder *ἐργεσθαι πεδῶιο*, *ὕπαιγεῖν τῆς ὁδοῦ* an, ohne sich über ihre natur näher zu äußern. ref. möchte sie am liebsten als partitive ansehen. — dann wird der genitiv bei adjectiven besprochen, dessen weiterentwicklung aus wenigen urtypen verfolgt wird. die hauptmasse der belege stellt den casus als genitiv der beziehung dar, als welcher schließlich auch der genitiv des maßes bei comparativen aufzufassen ist.

In dem achten (schluss-)capitel, das gleichsam die resultate der darstellung zusammenfasst, wird zunächst der schwierige punct, ob man bei jedem casus eine sogen. grundbedeutung anerkennen soll oder kann, eigentlich nicht entschieden, sondern dahingestellt gelassen. die frage wird wol auch immer unentschieden bleiben müssen.

Für den ablativ wird dann gesagt, dass man sich wol 'bei der fassung beruhigen' kann, 'dass in den ablativ dasjenige tritt, von dem die handlung des verbums sich trennt oder ausgeht'. an die erörterung der form die der ablativ im idg. hatte (und deren entwicklung in den einzelsprachen) schließt verf. die erklärungs: 'im germ. ist der abl. ausschließlich mit dem dat. vereinigt worden . . . wahrscheinlich nicht auf lautlichem, sondern auf syntaktischem wege, . . . jedoch nicht vom ablativ beim comparativ aus (wie

Winkler meint und Delbrück bekämpft), sondern wahrscheinlich von den mit trennungspartikeln zusammengesetzten verbis aus, und dann durch den einfluss des plurals, wo seit jeher für dat. und abl. nur eine form bestand'. gegen diese annahme wird sich kaum etwas von entscheidendem gewicht einwenden lassen.

Wie die anfänglich verschiedenen syntaktischen geltungen des dativs (als casus der person, welcher die handlung gilt), des locals (als casus des wo), des instrumentals (als casus des hülfsagens, welches zusammen mit dem hauptagens an der handlung beteiligt ist) schliesslich auf dem einen dativ haften blieben, wird dann (sub 2) behandelt, aber auch gleich vorweg ausgesprochen, dass 'die geschichte des zusammenfalls der drei casus sich nur für den singular einigermaßen feststellen' lässt, und 'auch für diesen nur innerhalb des westgerm.' (dh. strenggenommen nur im ags.) im anhang dazu folgt eine auseinandersetzung D.'s mit Winklers ansichten über den dativ (H. Winkler *Germ. casussyntax*, Berlin 1896). er stimmt mit Winkler darin überein, dass der dativ der 'casus der beteiligung ohne örtliche nebenvorstellung' ist. aber merkwürdigerweise stimmt er mit Winklers begründung dieser ansicht nicht überein. Winkler sucht den grund der germ. vorliebe für den dativ als objectcasus in dem 'mehr nach innen gerichteten sinn des Germanen' und in dessen 'energischer beteiligung' an der handlung — D. möchte sich 'über die herleitung der dativconstructions aus einer angeblichen innerlichkeit der Germanen nicht äussern', 'die kategorie der energischen beteiligung' ist ihm sehr subjectiv — und in vielen von Winklers belegen sieht er deutlich instrumentale grundauffassung. ebenso polemisiert er sehr entschieden gegen Winklers auffassung des dativs bei präpositionen (als casus des interesses), die er direct 'höchst unnatürlich' nennt, und nicht minder gegen W.'s ansichten über den instrumentalen bestandteil des dat., den W. abermals aus dem casus des interesses herleiten will, während ihn D. aus dem comitativ erklärt. trotzdem erklärt sich D. für die hauptansicht W.'s, dass der 'dativ casus der beteiligung ohne örtliche nebenvorstellung' sei, und findet nur, dass W.'s ausdehnungstheorie der verschmelzungstheorie nicht stand zu halten vermag'. ref. kann, wie bereits oben erwähnt, mit der ansicht, dass der dativ im germ. nur casus der 'energischen beteiligung' (des interesses) ist, nicht übereinstimmen, weil ihm W.'s hauptsächlichste voraussetzung dafür, 'die angebliche innerlichkeit der Germanen', über die sich D. nicht äussern will, einfach ein unding ist. solche geistig höher stehnde gründe sind für die urzeiten undenkbar, da muss man von roheren, äusserlicheren anschauungen ausgehen, und das ist die räumliche, von welcher man viel leichter zu der weiter entwickelten interessenauffassung gelangt als umgekehrt.

Über den genitiv gesteht verf. im vorhinein, dass er nicht in der lage ist, die discussion über den grundbegriff zu fördern.

‘den gen. bei substantiven hat er grundsätzlich von der behandlung ausgeschlossen’, aber ‘der genitiv bei adject. hat starken einfluss ausgeübt’. die weiterentwicklung denkt sich D. rein usuell; anders sind wenigstens seine worte nicht zu deuten: ‘dass . . . die sprechenden das gefühl bekamen, es könne ein substantivischer genitiv zu einem adjectivum treten, um irgend eine beziehung des substantivbegriffes zum adjectivbegriffe zu bezeichnen’. für das germ., insbesondere das westgerm., vindiciert er die neuentwicklung dreier typen: den separativen, den instrumental und den casus der beziehung und ursache.

Das ergebnis des an sich vortrefflichen werkes ist einigermaßen enttäuschend. die hauptthese desselben, dass der dativ der synkretische casus *καὶ ἐξοχήν* ist und den ursprünglichen ablativ, local, instrumental mitenthält, ist zwar sehr plausibel gemacht, aber man hätte doch etwas weniger ausschaltungen, weniger vorbehalte und clauseln, und etwas mehr sicherheit gewünscht. doch die schuld davon ist nicht dem verf. beizumessen, der an die arbeit die peinlichste sorgfalt und einen durch die tüchtigste syntaktische schulung geübten scharfsinn gewendet hat. die schuld ligt an dem syntaktischen material, mit dem er arbeitet, und das seinen proteuscharakter überall betätigt: wo man es anfasst, entwindet es sich dem griff und verwandelt im handumdrehen seine schon sicher geglaubte gestalt. man muss sich daher überall nur mit einer der geahnten wahrheit möglichst nahe kommenden wahrscheinlichkeit begnügen.

Kalsching im Böhmerwalde am 1 august 1908.

V. E. MOUREK.

---

The syntax of the temporal clause in old english prose by ARTHUR ADAMS.  
[Yale studies in english xxxii. Albert S. Cook editor] New York,  
Henry Holt u. Co., 1907. x und 245 ss. mit 9 tabellen.

Die arbeit ist eine doctordissertation der Yaleuniversität eine probe descriptiver syntax, die mit lobenswertem fleisse ausgearbeitet ist, ohne jedoch irgend welche überraschende resultate zu bieten. verf. nahm alle ihm erreichbaren ae. prosatexte (über 50) durch und erörtert im i capitel (s. 8—142) sämtliche temporalen conjunctionen, usw. in 6 kategorien von sätzen: 1. sätze auf die frage *wann?* 2. sätze der unmittelbaren zeitfolge, 3. sätze der dauer, 4. sätze die die zeit nach einer vorangehenden haupthandlung bestimmen, 5. sätze die die zeit nach einer nachfolgenden handlung bestimmen, 6. sätze die den abschluss der haupthandlung bezeichnen. diese einteilung der temporalsätze ist eigentlich unnötig, weil die kategorien 1. 2. 4. 5. (*wann?*-sätze) sowie die abarten 3. und 6. (*wie lange?*-sätze) zusammenfallen. aber in einer monographie ist diese genauere unterscheidung (in welcher der verf. Wülfings Syntax der werke Aelfreds d. Gr. folgt) nicht gerade zu tadeln.

Lobend ist hervorzuheben, dass bei der erörterung der einzelnen conjunctionen auch die coincidenzen der bedeutung besprochen werden, so bei *da* die causale und die concessive nebenbedeutung, bei *donne* die concessive, causale und hypothetische, bei *swa* die modale, bei *ðære* die locale, causale und hypothetische. zu den temporalen einleitungspartikeln werden auch präpositionale ausdrücke mit folgendem relativum gezählt. wo der präpos. (*on, in, to, ymbe*) ein nomen (*dæg, niht, æfen, ȝear, tid, tima*) folgt, ist der mit dem relat. *de* anhebende satz richtiger als echter relativsatz anzusehen; etwas mehr berechtigt ist die rein temporale auffassung in ausdrücken wie *mid ðam* (*dy, dan, don*), *de* (*dæt*); aber beides ist wol wider in einer monographie über temporalsätze mit in den kauf zu nehmen. was die verteilung der temporalconjunctionen anbelangt, so sollten vielleicht alle mit *swa* anhebenden complexe in die zweite kategorie (sätze der unmittelbaren folge) eingeordnet sein; verf. reiht einige schon unter die *wann*-sätze ein. ebenso hätten alle mit *sona* anhebenden ausdrücke unmittelbar aneinandergereiht werden sollen; verf. führt sie getrennt vor (s. 62—67 u. dann wider s. 74). zu loben ist, dass auch parallelen aus der ae. poesie und aus anderen altgerm. sprachen angeführt werden; es hätte nur noch etwas mehr davon geboten werden können.

Das zweite capitel behandelt (s. 142—158) den modus in temporalsätzen und sagt in den einführenden worten, dass dabei der indic., opt. und die sog. modalhilfsverba *mugan, sculan, motan, willan* in betracht kommen. die letzteren werden auch (s. 155—158) in einem besonderen abschnitte besprochen. wenn jedoch A. selbst ausdrücklich (s. 156) hervorhebt, dass diese verba im ae. ihre ursprüngliche volle bedeutung behalten und nie als bloße stellvertreter des optativs eintreten, sondern ihn nur unter denselben umständen annehmen, wie jedes andere verbum, so ist wirklich nicht abzusehen, warum diese trennung vorgenommen wurde.

Als regelmässiger modus der temporalsätze stellt sich dem verf. der indicativ heraus mit ausnahme der *ær*-sätze (5. kategorie) die der mehrzahl nach den optativ haben. wo sonst der optativ eintritt, erklärt ihn A. durch 'irgend eine eigentümlichkeit des hauptsatzes, und nicht aus dem zeitlichen verhältnisse der beiden sätze' (s. 142). die häufigste ursache des optativs ist ihm ein imperativ des hauptsatzes (nach Delbrück, Der germ. optat. im satzgefüge, PBBetr. 29, 288, auf den er sich ausdrücklich beruft), aber oft auch die zugehörigkeit zu einer indirecten frage oder zu einem objectsatz mit *dæt*, oder die attraction (eigentl. assimilation). mit diesen worten wiederholt verf. nur die landläufigen ansichten über den einfluss des hauptsatzes auf den modus des nebensatzes (nur dass er den vermeintlichen einfluss der negation im hauptsatze nicht erwähnt!), aber er trifft unwillkürlich doch auch das richtige, indem er hinzusetzt: 'immer hat die handlung

des nebensatzes einen zweifelnden oder hypothetischen charakter' (s. 142), und der modus 'scheint die folge von dem allgemeinen, unbestimmten charakter des satzes zu sein' (s. 143). auch s. 153, wo von den *od-dæt*-sätzen die rede ist, erklärt er den optativ dadurch, dass 'der temporalsatz der zukunft angehört und als unsicher gefühlt wird', und s. 154: 'these clauses partake somewhat of the nature of the purpose-clause'. dass es wenigstens nicht immer der imperativ des hauptsatzes ist, der den opt. des nebensatzes bedingt, betont A. in den anfangsworten seiner anmerkung s. 145: 'es darf nicht geschlossen werden, dass wir überall den opt. nach dem imperat. finden, es gibt auch ausnahmen, obzwar sie nicht zahlreich sind.'

Dementgegen ist 'der opt. der herrschende modus' in den *ær*-sätzen: 'wie in allen germ. sprachen' (s. 150.) A. erklärt ihn 'aus dem element der unsicherheit, welches künftigen ereignissen anhaftet', und meint, dass der modus dann conventionell geworden und auch dort eingetreten sei, wo die tatsächlichkeit der aussage nicht bezweifelt werden konnte. die (schein)regel, dass der indic. namentlich nach negativen hauptsätzen eintreten soll, kennt A. wol (s. s. 151), pflichtet ihr aber für das ae. nicht bei, sondern sagt, dass, wo immer der indic. nach *ær* eintritt (und das ist etwa in einem viertel der belege der fall, s. 152), es sich immer um constatierung der tatsächlichkeit handelt.

Das sehr kurze dritte capitel bespricht (auf nicht ganz zwei seiten: 158. 159) die stellung der temporalsätze — sie ist sehr frei: der nebensatz kann dem hauptsatze vorangehn oder folgen oder eingeschaltet sein; das letztere ist selten und der temporalsatz hat dann meist parenthetischen charakter; die *od-dæt*-sätze stehn immer nach dem hauptsatz; dann die wortfolge im nebensatze — verf. beruft sich auf eine abhandlung über diesen gegenstand von C. A. Smith (Order of words in anglo-saxon prose) und findet ihr nichts wesentliches hinzuzufügen; ferner die consecutio temporum, in welcher die aus dem latein bekannten regeln herrschen, 'weil sie auf dem logischen verhältnis der handlungen im haupt- und nebensatze beruhen'; schliesslich die negation, die mit dem einzigen satze abgetan ist: 'die negation der temporalsätze ist *ne* oder *na*, oder beides'. dieses capitel hätte unbedingt eine viel ausführlichere behandlung verdient, namentlich die negation.

In einem mit 'Conclusion' überschriebenen absatz werden auf anderthalb seiten die resultate der arbeit summiert, und dann folgen (auf 83 seiten) sehr reichhaltige indices, denen sich noch neun tabellarische übersichten auf querfolioblättern anschliessen. das buch ist äusserlich in amerikanisch liberaler weise ausgestattet, der kaufpreis mit 1.00 (einem dollar) angegeben.

Kalsching im Böhmerwalde am 5 august 1908.

V. E. MOUREK.

Altbairische grammatik, laut- und flexionslehre von Dr. J. SCHATZ [Grammatiken der althochdeutschen dialekte i. band]. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1907, 183 ss. — 4,80 m.

Schatz hat mit ehernem fleisse das weitschichtige material aus denkmälern, urkunden und glossen, soweit sie für bairisch gelten können, zusammengetragen und gruppiert, und es ist ihm gelungen, für einzelne erscheinungen eine fülle von belegen zu finden, über die man in anbetracht der dürftigkeit altbairischer texte geradezu staunen muss. die anordnung ist im grofsen und ganzen übersichtlich und gibt ein gutes bild von der entwicklung des altbairischen vom ausgang des 8 bis zum 11 jh. freilich ist das buch nicht für anfänger geschrieben, sondern setzt die nötige vertrautheit mit der ahd. grammatik voraus, was der recensent in der literaturzeitung übersehen zu haben scheint, der aus dem verschweigen von selbstverständlichem und ein paar kleinen versehen schliesst, dass der verfasser sprachwissenschaftlich nicht ganz tactfest sei. diesem lag es, wie er in der einleitung bemerkt, vor allem daran, aus sämtlichen sprachquellen das überlieferte genau festzustellen: dass er das tatsachenmaterial nicht allzusehr mit theorieen, verquickt hat, gereicht dem buche jedenfalls nur zum vorteil, ebenso muss lobend hervorgehoben werden, dass Schatz trotz seiner ausgedehnten kenntnis der heutigen bair.-östr. mdaa. nicht voreilig dinge in seine grammatik hineingezerzt hat, für die einfach die belege fehlen. solange nicht die späteren quellen und die modernen dialekte gründlich untersucht und im zusammenhang erforscht sind — eine gewaltige leistung, von der man doch die abfassung einer altbair. gramm. nicht wird abhängig machen wollen — ist es nicht aufgabe der letzteren, eine perspective zu eröffnen, die weil auf teilkenntnis beruhend schliesslich doch den tatsachen nicht völlig gerecht würde und die (ich betone nochmals: in einer darstellenden grammatik) leicht verwirrung stiften könnte. Sch. hat auf die heutigen dialektformen hingewiesen, soweit sie ihm zur aufklärung der verhältnisse förderlich schienen. ob er im einzelnen nicht noch das eine oder andre beispiel hätte heranziehen sollen, darüber lässt sich ja streiten, aber im princip hat er mit seiner beschränkung zweifellos das richtige getroffen. wenn ich in meinen ausführungen auch mehrfach theoretische fragen streife und auf die modernen sprachverhältnisse mehr rücksicht nehme, so soll damit dem verf. durchaus kein indirecter vorwurf gemacht werden; meine diesbezüglichen 'ergänzungen' verfolgen lediglich den zweck, zu weiterer untersuchung einzelner probleme anzuregen.

Zunächst einige bemerkungen zum capitel 'vocalassimilation'. § 4 b meint Sch., dass *hilfa* als *jā*-stamm zu betrachten sei. m. e. braucht man zu dieser annahme nicht zu greifen, der ja



auch der umstand, dass der cons. nicht auf urspr. geminata weist, nicht günstig ist. die urspr. nominativform des sg. war ja *helfu*, und hier konnte sich, ebenso wie im dat. sg., *e* ebensowol zu *i* entwickeln wie in der 1 sg. der starken verba. auf dieselbe weise lässt sich das nebeneinander von mhd. *gebe* - *gibe*, *vehle* - *vilte*, *herberge* - *herbirge*, *werre* - *wirre*, *werbe* - *wirbe* erklären. bei *furichelli* s. 11 trifft die bezeichnung 'junges lehnwort' nicht zu, jedenfalls ist das wort wegen *k* für lat. *c* vor palatal früh übernommen worden. wenn es trotzdem *e* hat, so hängt dies wol damit zusammen, dass es eine spätere ableitung von dem vorauszusetzenden *chella* ist (also unter punct *e* gehört), wenigstens unter dessen einflusse steht, während *furichilli* die ältere bildung darstellt. es dürfte nicht unangebracht sein, im anschluss daran die frage aufzuwerfen, wie lange die 'tonerhöhung' von *e* > *i* vor folgendem *i*, *j*, *u* wirksam war und wie sie sich im ahd. zum eigentl. umlaut verhält. dass sie eine art vocalanpassung darstellt, ist kein zweifel: *i* und *u* sind vocale mit relativ hoher zungenlage, *e*, *a*, *o* mit relativ tiefer. wenn *e* vor folgendem *i*, *u* > *i* wird, so wird die für den folgenden vocal erforderliche articulationsstellung bei *i* ganz, bei *u* zum teil vorweggenommen (vgl. Sievers Phon.<sup>5</sup> § 766), uz. ist diese art der vocalassim. in den germanischen sprachen, nach allem was wir wissen, die ältere. erst verhältnismäfsig später tritt der 'umlaut' auf, im norden früher und in weiterem umfang als im süden. ist die 'tonerhöhung' eine verticalassim., so stellt der umlaut eine horizontalassim. dar, dh. er beruht auf einer verschiebung der zunge in horizontaler richtung. beim uml. von *a* > *e*, *o* > *ö*, *u* > *ü* wird die articulationsstelle weiter nach vorn verlegt; damit kann allerdings auch eine hebung der zunge verbunden sein, aber dies ist nicht das wesentliche und charakteristische daran. es hat nun allen anschein, als seien die beiden tendenzen im deutschen nicht nebeneinander, sondern nacheinander wirksam gewesen (anderswol im an., vgl. Kock PBBetr. 27, 166 ff). wenigstens wird in jüngeren lehnwörtern, deren übernahme in die zeit der horizontalassim. fällt, ferner in neubildungen und wörtern, in denen aus irgendwelchem grunde die vocalassim. nicht eintrat, die angleichung von *e* an folgendes *i*, *u* nicht mehr vollzogen oder, wenn sie doch vor sich geht, in ganz andrer weise: so wird *pelliz* > *pelliz*, \**ellitiso* > mhd. *eltes*, bair.-österr. mit geschlossenem *e* zb. kärnt. *öltas*, *ledig* > *lédig*, *sehsiu* > *séhsiu* ua. dass sie indessen doch die lautverschiebung noch überdauert hat, scheint sich zu ergeben aus fällen wie *pridiga*, mhd. *tigel* < *tegul* (bair. *tégl*, auch in mdaa., die *ë* und *é* allenthalben trennen). beachtenswert sind wörter wie *pfersich*, *serih*, *phorzih* (Sch. s. 11 u. 13), ferner bair.-österr. *kherššn* (kirsche, < *chersse* < *keresja*) neben \**sihhur*, *buliz* etc., die dafür sprechen, dass obd. *e*, *o* vor *r* schon verhältnismäfsig früh eine offene aussprache erhielt, wie sie ja dem grüsten teile

des bair. noch heute eigen ist<sup>1</sup>; vergl. hierzu die schreibung *parstirom* 2,231,12.

Im 8 jh. beginnt im obd. die andre tendenz der ausgleichung sich geltend zu machen, die horizontalassim. oder der umlaut im landläufigen sinne. Sch. unterscheidet, wie aus den §§ 19 und 20 hervorgeht, zwei umlautphasen, die ihrem ergebnis nach gleich waren, mit einer ausnahme: *a* wird durch den jüngeren uml. nicht mehr zu *e*, sondern ausschließlich zu *ä*; es fällt demnach mit jenem *ä* zusammen, das als ergebnis des älteren *a*-uml. vor bestimmten consonantenverbindungen erscheint. obschon Sch. diese scheidung vornimmt, so bedient er sich doch der bezeichnung 'secundär' sowol für den älteren wie für den jüngeren *a* > *ä*-uml. von rein praktischem standpunct lässt sich ja dagegen wenig einwenden, aber da mir die 'secundären' umlaute auch genetisch verschieden zu sein scheinen, so würde ich doch vorschlagen, sie auch verschieden zu bezeichnen. die eine art des *a* > *ä*-uml. ist m. e. wie der *a* > *e*-uml. reiner palatalisierungsumlaut, dh. er ist hervorgerufen durch mouillierung der zwischen den beiden sich beeinflussenden vocalen liegenden consonanz, daher in diesem falle umlauthindernde consonantengruppen wirken können, dh. solche, die ein der palatalisierung widerstrebendes element (*u*, *t*, stark cacuminales *r*, velares *h*) enthalten. die 2 art ist reiner anticipationsumlaut: die zungenstellung wird bei der articulation des tonvocal der des in einer der folgenden silben stehnden palatallauts angenähert, ohne dass die consonanten eine vermittelnde rolle spielen, wie etwa in *chamarli* > (mhd.) *chämerli(n)*, *chranawitu* > \**chräne-wite* > mhd. (kärnt.) *chrānawit*. dadurch dass der vocal der 2 silbe in einzelnen fällen frühzeitig assimiliert wurde, konnten doppelformen entstehen, zb. *negili* neben *nagali*, W. Gen. *negele* und *nagele*, kärnt. *nēgl*, gotscheeisch *nāigla* (Tschinkel Gramm. d. Gottscheer mda. § 105. 13). setzt also die 1 art unmittelbare assim. voraus, so beruht die 2 auf einer art fernassimilation. diese ist nun immer mehr oder minder zufällig, und daher kommt auch dem 2 uml. nicht jene strenge lautgesetzlichkeit zu wie dem 1., daher mhd. *Rahwin* (< *Rahawin*) neben *Ræhwin*, *Gotfrit* neben *Gōtfrīt*, kärnt. *chrānawit* (*ā* < *ä*) gotscheeisch *chrānabīda* (*ā* < *a*) usw. ich glaube nicht fehlzugeln, wenn ich zwischen dem palatalisierungs- und anticipationsuml. einen ursächlichen zusammenhang in der art annehme, dass sich im sprachgefühl auf grund des regelmäßigen wechsels von *a-ä*, *u-ü* usw., hervorgerufen durch echte palatalisierung, allmählich die tendenz der vorwegnahme der *i*-articulation herausbildete, dass es sich dabei also mit anderen worten um lautanalogie handelt. dem einwurfe,

<sup>1</sup> diese offene aussprache hat im bair. auch den späteren *i*-uml. von *ē* > *e* verhindert, daher durchweg *pfēršiax*, während im alem. daneben auch *pfēršiax* auftritt.

dass dann nicht nur die correlation  $\ddot{a}$ - $i$ , sondern auch  $\acute{e}$ - $i$  hätte productiv werden müssen, lässt sich damit begegnen, dass man die entstehung der anticipationstendenz in eine spätere zeit verlegt, als nur noch der wandel von  $a$  zu  $\ddot{a}$ , nicht mehr der von  $a$  zu  $\acute{e}$  lebendig war.

Von lautanalogie ist streng zu scheiden die grammatische oder functionelle analogie, die ebenfalls dazu beitrug, dass sich der umlaut über seine eigentlichen grenzen verbreitete, und die als formale analogie in fällen wie mhd. *stübe*, *sätele*, als stoffliche zb. in gen. *heres* für *hares* (vgl. Schatz § 28 u. 96d) wirkte. diese 3 art des umlauts, für die es hinsichtlich der qualität des umlautsvocales natürlich keine beschränkung geben kann, möchte ich kurzweg analogischen umlaut nennen.

Es ist nicht zu leugnen, dass es sich nicht in jedem einzelnen fälle wird feststellen lassen, auf welche art der uml. zustande gekommen ist, ob zb. mdal. (kärnt.) *hartn* < *härte* (daneben *hirtn* < *herte*) sein  $\ddot{a}$  der palatalisierung oder der anticipation verdankt. es hängt dies ua. auch mit der frage zusammen, inwieweit der palatalisierungsumlaut von  $a$  aufser den fällen mit umlautverzögernder consonanz noch sonst zu  $\ddot{a}$  führen konnte. der uml. steht in engstem zusammenhange mit dem accent. je mehr eine silbe über die andre überwiegt, je stärker die einheit der expirationsgruppe, desto leichter wird es zu einer gegenseitigen beeinflussung — in unserem fälle zu einer vocalassim. — kommen. damit hängt es offenbar zusammen, dass gewisse, mit stärkerem nebeton versehene palatalhaltige suffixe von geringerer einwirkung auf den tonvocal sind. doch schließt diese gröfsere silbenschwere die palatalisierung der vorausgehenden consonanten und die endliche umlautung des tonvocals unter sonst günstigen bedingungen natürlich nicht aus, die gröfsere selbständigkeit verhindert nur eine stärkere und raschere modifizierung des tonsilbenvocals. in einzelnen fällen wie *unchreftī*, *engī*, *stedī* usw. (vgl. Sch. s. 39) — vgl. dazu mdal. *khreftn*, *engon* etc. — ist übrigens trotz der länge des vocals geschlossener  $a$ -uml. zustande gekommen; es konnte eben unter umständen die nebensilbe an selbständigkeit (bzw. an quantität) soviel eingebüßt haben, dass sie einer intensiveren verschmelzung der vocalqualitäten in der tonsilbe keinen allzugrofsen widerstand entgegenzubringen vermochte. schwankungen sind in solchen fällen ja begreiflich; in dreisilbigen wie *magarī* war der nebeton jedesfalls stärker, und von hier aus konnte die gröfsere intensität analogisch auch wider auf zweisilbige übertragen werden, und aufserdem ergaben sich doubletten infolge des wechselnden satzaccentes. wenn nun auch directe palatalisierung für eine reihe von fällen mit schwererer nebensilbe angenommen werden muss, so lässt es sich nicht bezweifeln, dass die mehrzahl von beispielen dieser kategorie (mit umlauts- $\ddot{a}$ ) auf reiner anticipation

beruht, also der zweiten gruppe angehört. es handelt sich ja doch in der regel um neubildungen<sup>1</sup>. auch die quantität des ton-vocals ist für den umlaut von bedeutung: je kürzere zeit der laut in seiner articulationsstellung verharret, desto leichter wird er einer veränderung fähig sein: so ist es offenbar zu erklären, dass langes *a* nicht über die *ä*-stufe hinaus palatalisiert wurde. — es ist nicht anzunehmen, dass in allen fällen wo geschlossener *a*-umlaut vorliegt, diese phase, die ja selbst wider nur den endpunct eines allmählich sich vollziehenden processes darstellt, gleichzeitig erreicht wurde (dasselbe lässt sich übrigens auch für primäres *ä* und die übrigen vocale vermuten). gewisse consonantengruppen, vor allem *r* und *l* + dental, ferner *h* haben die intensivere palatalisierung im bair. eine weile aufgehalten, aber ohne sie schließlich zu verhindern, während dies bei andern, wie zb. *h* + cons. tatsächlich der fall war; der palatalgehalt muss also in den einzelnen consonantengruppen ein (zt. nur landschaftlich) verschiedener gewesen sein.

Zur zeit des eintretens der umlauterscheinung hat die sprache offenbar nur die eine art des übergangs von gutturalem vocal zu palatalem gekannt, die auf vorwegnahme der palatalen articulation durch den dazwischenliegenden consonanten beruht. durch ausgleichungen, bedingt durch functionelle analogie, muss ihr aber nach und nach die andre art, d. i. allmähliches eingeleiten in die palatalstellung (vgl. dazu Sievers Phon.<sup>5</sup> § 470 ff.) geläufig worden sein, die dann schließlich jene ganz verdrängte. wie lange sich die palatalität der conson. in fällen mit echtem mouillierungsuml. hielt, lässt sich schwer sagen, doch scheint sie mit dem vollzug der vocalausgleichung, dh. zu ende der altbair. periode, verloren gegangen zu sein. nach Sch. finden sich (von *ê* abgesehen) spuren der umlautsbezeichnung — vgl. die §§ 5 (schlussabsatz *munistiuri*), 8 d (*güita*), 18, 30 — erst zu ende der altbair. zeit. ich stehe nicht an, zu behaupten, dass die lautqualität, wie wir sie heute mit den umlautvocalen verbinden, sich tatsächlich erst um diese zeit entwickelt hat, während sich die laute früher nur durch ein etwas palataleres gepräge von den nicht umgelauteten vocalen unterschieden. ich habe in meinem beitrage zur Kellefestschrift (Prager Deutsche stud. VIII s. 251) auf die bemerkenswerte tatsache hingewiesen, dass das slaw. *ę* erst seit der ersten hälfte des 12 jh.s mit *a* (= *ä*), *æ* wiedergegeben wird, während man dafür früher *ě* (geschrieben *e*) substituiert; demnach hatte palatales *a* im südosten erst um diese zeit die aussprache eines offenen *e* bekommen.

<sup>1</sup> accentuelle unter- bzw. überordnung ist auch beim anticipationsumlaut notwendig. der umlaut in kärnt. *sö/l* soviel, zarzerisch *hivazn* 'hufeisen' etc. lässt sich nur unter der voraussetzung begreifen, dass der 2 compositionsteil nicht mehr als selbständiges wort gefühlt wurde. dasselbe gilt von zusammensetzungen wie *Mahtilt*, *Rechwin* u. ähnl.

Wenn der recensent der Litt.-zeitung Schatz vorhält, dass er nicht die bedingungen unter denen *i*-uml. des *u* unterbleibt, ausführlich besprochen hat, so kann ich das, wenn ich mich auf den standpunct des vf.s einer altbair. gram. stelle, ganz und gar nicht begreifen. und wenn der rec. gar meint, es handle sich hier um ein festes lautgesetz fürs obd., so steht er mit der obd. mundartenforschung wol nicht auf sehr vertrautem fusse. die sache ist gar nicht so einfach: wir finden im bair.-österr. *šmukχn* (kärnt., Zarz) neben *šmukχn* (kärnt., Lusern, Gottschee<sup>1</sup>, Schmeller, Nagl), *tikχə* (zu mhd. *tuc*, Schatz Imster mda. 58), *pūkhon* (Lusern), *χχūpfə* (Imst), *khripfn* hüsteln < *krūpfen* (kärnt.). allgemein heisst es *gwilk(χ)*, *gawilkχə* 'gewölke', *glūk(χ)*, *gōlikχə* 'glück' (letztere form im conservativen gebiete Kärntens und Tirols, in den krain. und friaul. sprachinseln; entlehnung aus der schriftsprache ist also ausgeschlossen), daneben Schatz *uəghukχsm.* nur *u* fand ich in: hupfen, lupfen, rupfen, schupfen, stupfen, trupfen, zupfen, kluppe, luppe, stuppe; 'guggen', ducken, drücken, jucken, lucken, rücken, zucken, 'brügge', krücke, lücke, 'mügge', 'rüggen', stück, 'buggel', im adj. 'lügge', ferner in sulze, schuldig, um, dünken, tunken, düngen, lüge, küche, bütte, gelüsten, trutzen. doch schüeppe neben schueppe (schuppe) 'sprützen' neben sprutzen (kärnt., Schmeller), schütze (weberschiffchen, Mittelkärnten, Gottschee) neben schutze (Oberkärnten), nützen (Lusern, Gottschee) neben gewönl. nutzen, dag. überall nutz(e) (adj.) und nutzen (subst.) durchweg: schütze, schützen, stützen, schütten, hütte, doch meist kutte (schar) neben kütte. allgemein ist *ū* in bürste, bürge, dunkel, fürben (reinigen), fürchten, schürpfen, stürzen, würgen, 'würken' (diese form ligt dem bair. zugrunde)<sup>2</sup>. allgemein hat *u* bürde, meist auch hürde (doch vgl. zarz. *hūrdə*, kärnt. *Hirt*, Ortsname urk. *Hurdi*), meist *ū* dürr, doch auch *duərrə* Gottschee, *dur* Lusern (dag. *dūr* abstr.) *durre* (kärnt. Lesachtal, östl. Tirol). uml. herrscht in ableitungen auf — *il*: 'schüppel', 'tüppel', 'rüpfel', 'knüppel', 'rügge', in diminutivbildungen und abstracten auf — *i*: *trikhne*, *dirre* trockenheit (vgl. auch *trikhnen* trocknen, trans., zu *trukhn* trocken). schwankend sind adj. auf — *in*; allgemein zb. *wullon* wollen neben *hūltson* (*hūltson*) hölzern, *gūlon* golden (Lusern) sonst *guldon*, *χχūpfərn* (Schatz) sonst *khupfrn* usw. uml. haben meist die adj. auf — *ig*, — *iš* zb. *tikhiš* (tückisch), *ritsig* (rotzig) usw. doch auch *šmutsig*, *glustig*. nur das cimbr. hat uml. in 'suchen'<sup>3</sup>.

<sup>1</sup> HTschinkel, Grammatik der Gottscheer mda. s. 197.

<sup>2</sup> auszunehmen sind natürlich mdaa. die sowohl *i* wie *ū* vor *r* + cons. zu *u* wandeln. auch die älteren belege bei Schmeller habe ich nicht berücksichtigt.

<sup>3</sup> verwendet wurden für die obige zusammenstellung: Schmeller Wb., Schwäbl Altbair. mda., JWNagl Roanad, Schöpf Tirol. id., Hintner Beiträge z. tirol. dialektforschung, Schatz Imster mda., Lexer Kärnt. wb. Tschinkel Gramm. der Gottscheer mda., Bacher Die deutsche sprachinsel Lusern und eigene sammlungen. das nordbair. hab ich ausgeschaltet.

nur für das bair. kann man, von den r-verbindungen abgesehen, für die fälle, wo uml. eingetreten ist, vielfach analogie annehmen, nicht aber für den alemannischen südwesten, wo in wörtern wie brücke, krücke, lücke, drücken, stüpfen, schlüpfen usw. — also in fällen, wo der uml. durch unsilbisches *i* hervorgerufen ist — der uml. vielmehr ganz lautgesetzlich ist; vgl. Schild Brienzer mda., Haldimann, Der vocalismus der mda. von Goldbach Zfhb. mdaa. 4. 5. ebenso regelmässig aber scheint er hier in wörtern wie *štukχ*, *luk* (< *lukki*), *murb*, *nuts* (dag. verb. *nütsə*), *tsryk* (daneben allerdings *rükkə* bzw. *rik* rücken), *lugi* lüge, *bürdi*, *hürdi*, *χyχzi* unterblieben zu sein. für Brienz vgl. übrigens noch *šlyssäl* 'schlüssel', *hili* 'bett'. daraus geht hervor, dass *j* intensiver bez. früher wirkte als *i*<sup>1</sup>, wenigstens in einzelnen mdaa. phonetisch lässt sich die sache wol begreifen, und ebenso ist es leicht erklärlich, dass einzelne ausnahmen von dieser regel vorkommen, wechselte doch vielfach *i* und *j* im selben paradigma, von entlehnungen und analogiebildungen ganz abgesehen. es ist durchaus nicht ausgeschlossen, dass auch in bair. mdaa., wenigstens bei einzelnen der palatalisierung weniger widerstrebenden consonantenverbindungen, *j* kräftiger mouillierte als *i*. so könnte man den gegensatz von lusern., gotscheeisch *nutz* und *nützen*, von *hütn* (hütte) und *puttn* < ahd. *butin*, das unterbleiben des uml. in *lug*, *khuxxl* bzw. *kχuxxə*, *burda* erklären. *durr(ə)* entspräche *durri*, während *dirr(ə)* auf die flectierten formen zurückzuführen wäre. das nebeneinander von *spritzen* und *sprutzen* könnte auf einem wechsel im paradigma (*sprützu*, *sprutzis* für *spruzzis* usw.) beruhen. ebenso liefse sich die verschiedenheit der umlautsvocale in kärnt. Arndorf mit hellem *a* (urk. *Arbin* -, *Aerben* -, *Erbendorf*) nö. Ahrenberg (urk. *Erbenberg*)<sup>2</sup> und *örw*, *irw* 'erbe', auf eine alte differenz in den flexionsformen nom. *erpeo* acc. *erppiun*, gen. dat. *arpin* zurückführen. freilich machen fem. wie *gartn* — *girtn* 'gerte' schwierigkeiten; auf die urspr. nom.-form westgerm. *\*gardi* < *\*gazdzu* wird man kaum zurückgreifen dürfen. analogie, lautliche und vor allem functionelle spielt beim umlaut zweifellos eine große rolle und hat die ursprünglichen verhältnisse vielfach getrübt, umsomehr wäre es erwünscht, wenn das umlautsproblem im obd. einmal eine zusammenhängende behandlung erführe. es würde mich freuen, wenn meine ausführungen wenigstens imstande wären, die anregung hierzu zu bieten. — eine wichtige, weil auch für die chronologie der ahd. lautwandlungen verwertbare beobachtung findet sich bei Schatz §§ 28 u. 96 d. darnach ist *j* vor der gen.-endung *-es* geschwunden,

<sup>1</sup> wird doch auch im an. der uml. am frühesten durch ganz unbetontes *i* bewirkt.

<sup>2</sup> *Arbin*-, *Erben*- ist gen. zu *Arpeo*, später *Aribo*, das, vgl. Schatz § 53, k, mit *arbo* erbe sicher identisch ist.

bevor es umlaut hervorgerufen hat<sup>1</sup> (zu den mdal. formen vgl. noch kärnt. *qlswar* anderswo); da es jedoch consonantenverdoppelung bewürkt hat, so kann daraus mit sicherheit geschlossen werden, dass diese bereits vollzogen war, als die palatalisierung der consonanten begann.

Im einzelnen hätte ich zum capitel vocalismus zu bemerken: § 4 k wäre auch auf den übergang von *e* > *o*, *i* > *u* nach *qu* (vgl. § 88 b) und *w* (in -*uni* < *wini* § 103) hinzuweisen gewesen. — *givolcta* § 5, s. 13 oben könnte auch zu *folch* gehören; *munist(i)uri* scheint ein rom. \**monistorium* vorauszusetzen. — § 11 *ai* dürfte nach der parallelen entwicklung von *au* (vor dentalen und *h*) > *ao* > *ō* zu urteilen wol über *ae* > *æ* > *ē* geworden sein. — § 16 für lat. *diabolus* scheint es im altbair. drei verschiedene formen gegeben zu haben: 1. \**tiuful* (> *tiufal*, 2. \**tiofol* (aus dem späteren *tiefel* zu erschliessen) und 3. \**tjofol*, mdal. (ostkärnt. und gottscheeisch) *tjōfl*. — § 17 ätte die schreibung *hiffilun* (s. 124, 2. abschn.) hervorgehoben werden sollen, vgl. *Libnowe*, *Libenau* für gewöhnliches *Liubenowe* 'Lebenau' in kärnt. urkunden, wo auch *Lipoldus* begegnet (mdal. *Leppolt*). weit verbreitet ist *stēf(muater)* für *stoif-*, *stui-*, *stiaf-*. es scheint also, dass der zweite component des diphthongen vor labialen gelegentlich schwinden konnte. — § 22: nicht alle mdaa. haben in 'ähre' geschlossenes *e*. neben *ēhar* findet sich auch *āhar* (Tschinkel § 105) und umlautsloses *oxxar* (Lexen K.wb. sp. 4), letzteres wol eine secundäre bildung zu dem als pl. gefühlten \**axxar*. *marren*, *darren*, *sparren* haben in der mda. auch sec. uml.: Gottschee *därrn*, *špärrn* (Tschinkel § 105, 2), Lesachtal *merrn* (in der betr. mda. erscheint 'sec.' uml. vor *r* + conson. öfter als *e*, *wertsə* warze usw.), Lusern *dern*, *sperrn*, *zerrn*. *tsar(r)n* für 'zerren' ist meines wissens im ganzen sprachgebiet üblich. 'wärmen' mit offenem *a*-uml. kennt das lusernische und kärntnische (*werrn* bez. *warmn*). — in § 36 wäre der frühe schwund des *r* in *fleosn* (vgl. § 134 a) zu erwähnen gewesen. — § 39. dass *napagēr* als abschwächung aus *napugēr* zu betrachten ist, muss auf grund von wind. dial. *nabūzad* < *nabōzecz*, slow. mit suffixvertauschung *nabōzecz*, tschech. *nebozecz*, sämtliche aus \**nabagaiž*, abgelehnt werden (slaw. *o* ist in ältern lehnwörtern regelmässiger vertreter von germ. *ǣ*; das *a* bzw. *e* der ersten silbe zeigt anlehnung an die slaw. präfixe *na-*, *ne-*); vgl. übrigens auch an. *nafarr* < *nabazāra*, finn. *napakaira*. die formen mit *u*, die auch im ags. as. auftreten, sind vielleicht jüngere, unter dem einfluss des westgerm. nominativs *nabu* entstandene umbildungen. — die vocale in der compositionsfuge (s. §§ 39, 47, 48, 50 b) hätten zusammenhängend behandelt werden sollen; das auftreten eines *o* bei *wo*-stämmen

<sup>1</sup> Schatz bringt s. 98 auch den schwund von anl. *j* in *jener* damit in zusammenhang, § 90, 2. abs.

(§ 47 c) läuft offenbar dem eines *i* bei *io*-stämmen (§ 50 b) parallel. auch bei *jā*-stämmen scheint *i* vorzukommen, vgl. *Sulzipah* neben *Sulzapah* OÖ. Cod. Lunelac. xix (a. 817). — *echol* 'stahl' passt nicht unter die § 43 angeführte gruppe von wörtern, denn sein *o* ist wol aus *a* hervorgegangen, \**akjal* < *aciale*. — in *unser*, *iuwer* § 49 könnte doch auch langes *ē* vorliegen. — die bemerkenswerten formen *duerah*, *duereh* usw. § 53, die auf frühzeitige brechung des *u* vor *r* deuten, hätten besondere hervorhebung verdient. — die ahd. secundärvocales sollten nach der qualitativen seite hin in einer übersichtlichen zusammenstellung untersucht werden; formen wie *hariphun*, *Aripo*, *garinui* sind charakteristische zeugen palataler consonantenarticulation. — ob in *itawiz* svarabhakti vorliegt, ist zum mindesten fraglich, neben germ. *id*- kann auch *ida*- bestanden haben. — erwähnen möchte ich, dass der gegensatz von altbair. -*il* und -*al*, -*ul*, sich in deutschen lehnwörtern des windischen noch widerspiegelt, vgl. *knütl* < *knutil*, *rīhl* < *rigil*, *tsūhl* < *zugil*; dagegen *tsiəhu* < *ziegal*, *špiəhu* < *spiegel* usw.

Zum consonantismus: bemerkenswert sind die im § 56 zusammengestellten beispiele mit unverschobenem conson.; vgl. dazu noch *Modrikingum* Freis. 193a, später *Mütrichingen*. sehr erwünscht wäre eine zusammenstellung der Ortsnamen die wie Passau, Erlaf (*Arelape*), Pfünz<sup>1</sup> < \**ad Pontem* usw. verschiebung aufweisen, da sie für diese geschichte der bair. colonisation von grüster wichtigkeit ist und auch über die chronologie der lautverschiebung aufschluss geben könnte. ausser dem nördl. Salzburg, Oberösterreich und dem westlichen Niederösterreich, ferner der gegend um Bruneck in Tirol (vgl. Pfalzen, Pfoi im Gsies gegen sonstiges Poien<sup>2</sup>, wo offenbar frühzeitig Baiern als grenzwacht gegen die Slawen angesiedelt wurden, scheinen im colonisationsgebiet fremde namensformen mit verschobenem *t*, *p* und *k* > *χ* zu fehlen. dagegen findet sich eine anzahl von beispielen mit verschiebung des *k* > *kh* *kχ* auch im südosten, vgl. *kharntu* Kärnten, *khṛān*, *kxrōan* Krain, *khāmərīn* Kamering aus slaw. Kamriče usw. (in Ortsnamen. allerdings sehr selten). ebenso hat das im kärnt.-tirol. grenzgebiet heimische lehnwort *khōse*<sup>3</sup> (zu slaw. *koza*) diesen lautwandel noch mitgemacht. auch fälle mit *d* > *t* finden sich, wenigstens im anlaut; vgl. *Drava* (vordslawischer herkunft) > mda. *Trōg* (*Trō*) mhd. *Trā*, urk. lat. *Traha*, wie denn auch wörter mit unverschobenem *d* ins slowenische gedungen sind, zb. *grēdelj* < *grīndil* (ahd. *grintil* mda. *grintl*),

<sup>1</sup> urspr. römisches standlager an der stelle, wo die alte Römerstrasse die Altmühl übersetzt, vgl. Ohlenschlager Die röm. grenzmark in Bayern (Abh. d. bair. akad. bd. 18, s. 59 ff.)

<sup>2</sup> den hinweis verdank ich meinem collegen vEttmayer.

<sup>3</sup> gleichbedeutend mit sonstigem *harpfe*, stangenhütte zum aufhängen von garben.



*grođ* (neben jüngerem *grōt*) < *grand* (ahd. *grant* mühltrichter, mdl. *gront*), *barda* barte (mdal. *pōrtu*). für die verschiebung von *b* < *p* fehlen mir aus Kärnten (zufällig?) belege, slow. *b* erscheint vielmehr in den ältesten lehnwörtern als *f* (urk. *v*), vgl. PBBetr. 28, 117 ff. dagegen sind eine reihe geographischer namen in den Donauländern vor dem übergang von *b* > *p* übernommen worden; vereinzelte fälle begegnen auch in Obersteier: *Piela(ha)* Pielach < *Bēla* (dag. kärnt. Vellach, gespr. *feala*, *fealax*), *Grebínicha* Gröbming < *Grebīnīka*<sup>1</sup> ua. recht interessant ist das nebeneinander von *Raming* und *Reifling* im Gesäuse (Ennstal), zwischen Steyer und Hieflau. beide setzen urslaw. *Rūbīnīkā* 'Fischbach' voraus, nur war das untere (nördl.) Ennstal früher von Deutschen besiedelt als das obere (südl.). dort wurde der name offenbar noch vor verschiebung des *b* > *p* und *k* > *kh* übernommen; die weitere entwicklung ist also *Rūpīnikha* > *Roubnik(e)* > *Rau(b)ming* mit ersatz der fremden endung - *ik(e)* durch eine einheimische (vgl. dazu Nagl, Deutsche mdaa. 2, 67 und meine ausführungen in Carinthia I, jahrg. 96, s. 137). *au* wird in fast allen mittelbair. mdaa. vor *m*, das häufig geminiert wird, zu *a*, vgl. *rām̃v*, *ramm̃v* < *rāmen*, *fāsām̃v*, *fāsamm̃v* < *versūmen*. daher schliesslich *Raming*, *Ramming*; die urk. formen sind 1082 *Rubinicha*, 1140 *Roubinich*. dagegen setzt *Reifling* bereits die entwicklung von germ *b* > *p* und slaw. *ū* > *y* voraus, an der auch noch ein paar alte deutsche lehnwörter im slowenischen teilnehmen, wie *his*, *hiša* < *hys*, *hyša* haus, *mir* < *\*myr* mauer, *misiti se* < *\*mysiti se* sich mausern, haaren (ahd. *mūzōn*); der übergang von *ū* > *y* dürfte also erst im laufe des 7/8 jh.s seinen abschluss gefunden haben<sup>2</sup>. nachdem *b* > *p* geworden war, besaß das bair. keinen dem slaw. stimmh. *b* entsprechenden laut, es erfolgte die substitution durch *v* (dh. stimmh. *f*; vgl. dazu meine ausführungen in Beitr. 28, s. 120 ff), also *Rybīnīka* bzw. *Rībīnīka* (*y* wird vor folgendem palatal öfter zu *i*, vgl. Vondrák aao. s. 28 f und die fußnote in meinem beitrage zur Kellefestschrift s. 258) > *Rīvīnīka* und weiterhin zu *Reifling* — dass die verschiebung von *b* > *p* (wie *d* > *t*) eine der späteren phasen des verschiebungsprocesses darstellt (vgl. auch Schatz s. 64), ergibt sich aus lehnwörtern wie slow. *boh* (spr. *bōχ*) 'bachen' mit bereits verschobenem *k* > *χ*, aber noch unverschobenem *b*. fraglich ist, ob auch *bíc* (< *binz*) binse hierhergehört, da daneben in gleicher bedeutung auch *bīk* begegnet, dass sich inlautendes *p* im 11 jh. wider zu *b* (wol stimmlos) wandelte, geht aus der schreibung

<sup>1</sup> die deutungen vGrienbergers (Mitt. d. inst. für österr. geschichtsforschung 19, 520) halte ich für verfehlt.

<sup>2</sup> auch rom. *ū* bzw. *ō* nimmt noch an diesem processe teil; ausser dem bei Vondrák, Vgl. slav. gramm. s. 29 erwähnten *Jakyn* < *Ancona*, vgl. noch slow. *Videm* < *ujdem* Udine; deutsches *Weiden* beruht auf der slaw. form. — man beachte auch *\*mysiti* mit verschobenem cons.!

(vgl. Schatz § 60) unzweifelhaft hervor. die zweitälteste schicht deutscher lehnwörter im slow. hat *p* für inl. germ. *b* (zu den Beitr. 28, s. 119 angeführten beispielen vgl. noch *grāpa* graben, *grēpa* griebe, *štēpih*, dial. *štəpəχ* brunnenkasten, schöpfbrunnen zu mhd. *stübich*, *stübič* fass, dial. vgl. Schmeller, Schöpf, in der bed. verschlag, sechter); aber bereits in entlehnungen mit undiphthongiertem *i* *u* tritt wider *b* auf: zb. *šr̥batə* schreiben, *r̥batə* reiben, *hūba* haube. frühzeitig schon muss derverschluss bei inl. *b* aufgegeben und der laut mit dem heute dafür gesprochenen sonoren *w* (die beschreibung seiner articulation bei Schatz Imster mda. s. 8) identisch geworden sein, denn sonst wäre der übergang in *u*, wie er sich vereinzelt findet, nicht zu begreifen; vgl. *chreb(e)z* > *chreuz* > mdal. *khrois*; *Ipusa* (S37) Ybbs (flussname) > *Ibse*, \**Iwse* > \**iuse* mdal. *ois*, *uis* neben *ips*; \**wēbasa* (vgl. kärnt. *wōwasa* wespē) > \**wewse* > \**weuse* > oberöstr. *wois(s)n*; *hābech* (< *habich* mit secund. *i*) > gottscheeisch *hāox*, *hāχ*. dass der wandel zu einer zeit erfolgte, als in der mda. noch *iū*, *eu* gesprochen wurde, geht aus den drei ersten beispielen unzweideutig hervor. eine ähnliche erscheinung ist das spirantischwerden von inl. *g* vor palatalvocal, wie sie die contraction von *Sigifrit* > *Sifrit*, *Megingóž* > *Meingóž*, *voget* > *voit* usw. voraussetzt und die bereits zu beginn des 12 jh.s anhebt, vgl. Schatz § 71 b und Prager D. stud. viii s. 262 ff. vielleicht hängt auch der übergang von *g* > *χ* (nach vocalen und *r*) im nordbair. und dem östl. mittelbair. damit zusammen; im urspr. auslaut bleibt derverschlusslaut bewahrt, vgl. erstarrte auslautsformen wie nō. *wek* (*wekka*) weg (adv.), *zwoantsk* 20, *hainig*, *heinig* honig.

Nicht einverstanden bin ich mit Schatz, wenn er die gegenwärtige auf der verschiebung des *k* beruhende zerteilung des bair.-östr. sprachgebiets bereits in die ahd. zeit verlegt. die tatsache, dass im altbair. westgerm. *gg* so sauberlich von westgerm. *kk* geschieden wird, dass es mit einer ausnahme (vgl. Sch. § 72), die eigentlich keine ist (vgl. Boer Beitr. 32, 256 f) nie mit *ch* oder *cch* widergegeben wird, hätte ihn doch stutzig machen sollen. man kann doch unmöglich annehmen, dass die altbair. schreiber alle aus dem südbair. gebiet stammten oder dass gemin. *g* noch stimmhaft gesprochen wurde, sonst hätte man es doch sicher mit *gg* und nicht mit *cg*, *cc*, *ck*, *gk*, *kk* bezeichnet. zudem wurden Kärnten und Steiermark doch hauptsächlich erst im 9, 10 und 11 jh. von Deutschen besiedelt, und da die hauptmasse der colonisten aus heute 'mittelbair.' gegenden kamen, müssen diese die verschiebung des *k* im selben umfange durchgeführt haben, wie sie heute im südbair. vorliegt. wenn man das Urkundenbuch des landes ob der Enns und das Niederöstr. urkundenbuch (von dem mir nur der erste teil vorlag) durchmustert, so findet man, dass die schreibung *ch*, *cch*

für die geminata von *g* erst verhältnismäßig spät auftritt. vor dem ende des 12 jh.s dürfte die aspiration in den österr. Donauländern kaum aufgegeben worden sein. formen wie *Muckenwinchel* OÖ. Reichersberg. cod. nr 33, *Mucinwinchil* SNicolai bei Passau nr 267 usw. sind schlagende beweis dafür, dass die beiden laute noch auseinandergehalten wurden. in der verschiebung des *k* nach *r*, *l* geht das mittelbair. zt. sogar weiter als das südbair. vgl. oberösterr. ortsnamen wie Pühret, Pieret (mda. *piarəd*) urk. *Pirche*, *Pircheh* gegen kärnt. Pirk, Pirkach (mda. *pirkχ* *pirkhəχ*), Parschallern (mda. *pəšqllən*) urk. *Parschalch*, Marschalling (mda. *məšqllin*) gegen gottscheeisch, kärnt. Schalkendorf (gespr. *šqłkh-*) und die von mir im Anz. xxx 47 angeführten beispiele; freilich könnte dies auch mit der stärkeren entfaltung von svarabhaktivocalen im donaubair. zusammenhängen. die rückbildung des aspir. (oder affricierten?) *k* aufser im anlaut vor vocal im mittelbair. beruht wol, ebenso wie der zusammenfall von *d* und *t*, der ja auch nach Schatz späteren datums ist, auf einer vom nordwesten (Franken) ausgehenden culturwelle, die das Donauland entlang fortschritt, sich aber am damme der Alpen brach. meiner behauptung von der allgemeinen verschiebung des *k* im bair. widerspricht es nicht, wenn die slaw. namen auf *-ika*, woraus dann, etwa im 7—8 jh., *-ica* (di. *-itsa*) wurde, regelmässig mit *ch* geschrieben werden, vgl. *Sirnicha* Sirning, *Topilicha* Döbling, *Bersnicha* Perschling usw. sie sind eben vor der verschiebung des *k* > *kχ* bzw. *kh* übernommen worden<sup>1</sup>.

Dagegen muss Sch. zugestimmt werden, wenn er § 71 abs. 3 die Vermutung ausspricht, die verhältnismässig seltene schreibung *k* für zwischenvocalisches *g* bezeichne nur einen schwach gebildeten verschlusslaut. übrigens scheint auch anl. *g* keineswegs jene intensität erreicht zu haben wie anl. und inl. *p*, wenigstens habe ich bei zweifellos aus der ahd. zeit stammenden lehnwörtern im slow. sowol anlautend wie inlautend nur *g* gefunden, vgl. *gnana* namensvetter < *ginanno*, *grapa* graben < *grabo* usw. (die endung *-a* setzt ahd. vollvocal voraus, wie auch in *prāta* F < *prāto*, *kašta* F < *kasto*). bemerkenswert ist die verallgemeinerung von sandhiformen bei zweiten compositionsgliedern mit anl. *g* (s. 77). vielleicht ist auch das *ch-* in *Chriemhild* aus fallen wie *Folch(c)rim*, *Danch(c)rim* übernommen. wichtig ist ferner die feststellung, dass es sich bei der verhärtung ausl. lenes (*d* > *t*, *g* > *kh*), und damit hängt offenkundig auch die bewahrung von ausl. *p*

<sup>1</sup> während die vom süden kommenden directen nebenflüsse der Donau in NÖ., soweit sie mit dem genannten suffix gebildet sind, die form *-icha*, woraus später *-ing* (s. oben), aufweisen, haben die später übernommenen namen ihrer zuflüsse zumeist die jüngere lautgestalt *-itza*, heute *-itz* vgl. Ybbsitz, Türnitz, Gloggnitz, Feistritz usw. dass die 2. sibilierung im slow. (*k* > *c*, *g* > *dz*, *ch* > *s* vor *i* und *ě* < *ai*) zur zeit der einwanderung der Alpenslawen noch nicht durchgeführt war, ersieht man auch aus der behandlung des flussnamens Gail mdal. *gaile* < *Gāla*, slow. *Zila*.

zusammen, um eine sekundäre erscheinung handelt, die zur lautverschiebung in keiner unmittelbaren beziehung steht und die erst um 900 in kraft tritt. den anfang macht *-g* (§ 73), dann folgt *-d* in nebentoniger silbe (§ 65 c), und schliesslich *-d* in haupttoniger (§ 65 a).

Dass germ. *sk* sich im obd. über *šk*, *šk* zu *š* entwickelt hat, einfach durch aufgeben des gaumenverschlusses, leuchtet mir sehr ein. In slow. lehnwörtern hat die älteste schicht *sk* (zb. *skedenj* < *skūdiñ* < *scugin*), eine jüngere *šk* (zb. *škrba* scharte im zahn, 'scherbe'), eine dritte endlich *š*, während die zwischenstufe *šx* ganz fehlt, und da das slow. *sx* (geschrieben *sh*) kennt, so hätte es die spirans wol beibehalten, wenn sie je gesprochen worden wäre. die zeit des übergangs von *šk* > *š* lässt sich, wenigstens für Kärnten, ziemlich genau feststellen: um die mitte des 12 jh.s begegnen die ersten vereinzelt fälle mit *sk*, *sc*, *sch* für slow. *š*, *č*, aber erst um 1200 werden sie häufiger. daneben (und vor 1100 durchweg) wird für *š* meist *ss*, seltener *s*, für *č* häufig *ts*, *s* aber auch *tz*, *z* geschrieben. — ob die lenis *s* im altbair. wirklich durchweg stimmlos war, möchte ich sehr bezweifeln (vgl. Beitr. 28, 136 ff und Zs. f. d. mdaa. s. 309, ferner Tschinkel Gramm. der Gottscheer mda. § 81) dasselbe gilt für die lenis *f*. in mittelbair. mdaa. ist stimmh. aussprache der alten lenes weit verbreitet. zu erwähnen wäre vielleicht gewesen, dass einzelne mdaa. *ss*, allerdings nur das auf westgerm. consonantengemination beruhende, auch nach länge als fortis bewahrt haben, vgl. Imster mda. *gqasslā* geisel, *triāssā* drüse. allgemein bleibt, aufser wo die lenes überhaupt mit den fortis zusammengefallen sind, *ss* nach *r* von einfachem *s* geschieden. vgl. *kheršše*, *kharšša* (*kherštn*) kirsche (\**kersse* < *keresja*), dag. *vearže*, *fearše* (mit lenis) ferse, ebenso *hirže*, *hiarše* hirse, *meazār*, *mōžār*, *measār* mörser. auf diesem gegensatz beruht, nebenbei bemerkt, der unterschied zwischen *rsch* und *rs* in der nhd. schriftsprache. das *s* romanischer lehnwörter war fortis, daher mda. *pīrššn* pirschen, *purššn* burschen (auch *pīrštn*, *purštn*), *urššl* Ursula; *hiršš* mit seiner urspr. fortis *z* hat sich ihnen angeschlossen. nur *pīrsich* mda. *pferžax*, *pferša(x)* bildet eine ausnahme, da es vor der lautverschiebung übernommen wurde, also zu einer zeit, da germ. *s* überhaupt noch die geltung einer stimmlosen fortis hatte (daher es in urslaw. lehnwörtern als *s*, *š* auftritt, vgl. *kusiti* < *kiusan*, *hyša* < *hūs*). der wandel zur lenis bzw. zum stimmh. cons. dürfte in der zeit der lautverschiebung stattgefunden haben; in ahd. zeit entlehnte wörter haben im slow. schon durchweg *ž*, aufser natürlich vor und nach stimmlosen cons.). auslautend wird die lenis, soweit sie stimmhaft ist, stimmlos bzw. halbfortis; daher nhd. *arsch*, *morsch*, *barsch*. dass die schreibung *rsch* gerade für die 'fortis' *rs* platz griff, erklärt sich daraus, dass nur stimmloses *š* nach *r* zu wirklichem *s* geworden ist, also mit

$r\check{s} < rsk$  wie in *forschen* zusammenfiel, während stimmh.  $\check{z}$  in  $r\check{z}$  dem intervocalischen  $s$  ( $= \check{z}$ ) näher stand. eine reihe oberösterr. mdaa. scheidet übrigens zwischen  $\check{s}\check{s} < rss$  und  $z < rs$ , also  $kh\check{e}\check{s}\check{s}n : f\check{e}zn.$  in *herrschen* dürfte das in anlehnung an herr eingeführte  $rr$  die schärfung des  $s$  veranlasst haben (schon ahd. *hērri-son*, vgl. Kluge, Et. wb.). auffällig ist nur die schreibung *kürschner*, da die bair. mdaa. hier  $\check{z}$  oder lenis  $s$  haben (vgl. auch altbulg. *krüzno*).

§ 76. die doppelformen *sarf* und *scarf* spiegelt die mundart in den ableitungen *serftn*, *serfling* und *scherftn*, *scherfling* wider (s. Schmeller II 325 u. 463). — § 79. ob  $h$  vor  $s$  und  $t$  schon im ahd. zum gaumenreibelaut geworden ist, ist zum mindesten problematisch. die aus dem 15 jh. stammende Teichnerhs. H zb., die wol nordbair. herkunft ist, unterscheidet noch genau zwischen altem *ht* und jüngerem infolge synkope entstandenen *cht* (*maht* subst.: *macht* 3 sg.). — § 80. *hh* in *ahha* wird auf gemination beruhen. — § 82. vereinzelt haben sich die sonorgemin. doch auch nach (urspr.) länge gehalten, vgl. gottscheeisch *harra* hure  $< huorra$  (Tschinkel s. 138), Nagl Roanad, *z'toan*  $< ze tuonne$  gegenüber inf. *tōa*. — § 84. *Irmfrid* kann nicht als beleg für den übergang von  $n > m$  vor  $f$  gelten; vgl. *Irmstein* Mon. duc. Carinthiae III 334. — unverständlich ist mir in § 89c die bemerkung, dass die mdaa. das  $w$  nach *ou* verloren haben; in den meisten südbair. mdaa. heisst es doch *hauue*, *šauuan* usw. mit geminata. — § 91c. die *-en*, *-ent*, *-enti* können doch auch als reste des alten lautgesetzlichen zustandes betrachtet werden. — § 93. bemerkenswert ist die tatsache, dass auch  $g$  nach  $r$  mit  $i$  widergegeben wird. *sige* für *sie* weist deutlich auf analogische übertragung der adjectivendung auf das pronomen. — § 94. in Kärnten und Gottschee hat 'krähe' umlaut (*khra*).

Zur flexion: § 96b zu bemerken wäre noch die schreibung  $\alpha$  neben  $e$  für die dativendung, vgl. in *pago Matachcauuae* neben *ad Fangauue* OÖ. Cod. Lunelac. nr 124; wol secundäre bildungen sind die in nr 135 stehenden dative in *pago Matahgauiia*, in *pago Salzpurcgauiia*. soviel ich sehe, tritt *-as* im gen. des adj. seltener auf als in der substantivdeclination. die conservierung wird wol dem  $e$ , welches den übrigen casus und im pronomen auftritt, zuzuschreiben sein (auch *-an* wird ja schon sehr früh zu *-en*); vgl. dazu  $z$  *Obinantiges Sevuas* Acta Tirol. I, 44. — zu § 96b wäre noch anzuführen *ad uuarid* OÖ. Cod. Lunelac. 88, dag. 158 *ad uuerida*, ferner *ad Dobrozfeld* Mon. Duc. Car. III 216, *ad Tobrochotafeld* ebd. III 217. — § 110 fehlt der zusatz 'bei langsilbigen', *heillu* weist auf einen *ja*-stamm. — § 111a: *prunchulle* Pa 1, 68, 3 ist doch wol pl. (lat. *carene*). b: *fiskea*, *fiska* möchte ich eher als nom. pl. zu einem \**fiskjaz* ansehen, zu dem auch der got. acc pl. *fiskjans* — nur dieser ist belegt — gehören könnte; die bildung wäre demnach dieselbe wie in den onn.

*Satalara, Heiminga* usw. c: man vermisst unter diesem absatz die weiblichen namen auf *-heid, -hilt, -lint* usw. (da doch mehrfach doppelformen bestehn, wäre eine zusammenstellung wol erwünscht), ferner *chepis* < *kabisjō* (vgl. s. 56). d: *ni* ist — worauf mich college Singer aufmerksam machte — offenbar identisch mit *niu* < *niwi* (vgl. Förstemann sp. 1160f), daher der silbische charakter des *i*; *-u* wäre nach Singer gleichzeitig mit der nom.-endung der *ā*-fem. geschwunden; nach den inl. formen konnte es im nom. restituirt werden, anderseits konnten aber auch die nom.-formen in der flexion verallgemeinert werden. — der schlusssatz in § 141 ist zweifellos ein versehen; jedesfalls gilt er nicht fürs mittelbair. Sch. weist § 67 ja selbst darauf hin, dass *tt* im mittelbair. als gemin. erhalten geblieben ist (vgl. *loattn, nettn* < *laidjan, naudjan* usw., Anz. xxx, s. 48). — § 142: die bemerkung, alle kurzsilbigen verba (abgesehen von solchen mit urspr. verschlussfortis) haben später die *i*-form verallgemeinert, trifft sicher in den allermeisten fällen zu, doch gibt es ausnahmen, wo von einer beeinflussung seitens der zugehörigen nomina nicht die rede sein kann; hierher gehört vor allem *tsarrn* (*tsarra*), vgl. auch lesachtalerisch *frimmin* (< *vrümmen*) bestellen; kärnt. *ëkkn* eggen, kann nicht vom subst. beeinflusst sein, da dieses *ādn* lautet. — aus den in § 119 e (2. abs.), § 150, § 155 b, § 156, § 157 d angeführten belegen scheint hervorzugehn, dass nebetoniges *ē* über *œ, a* zu *ə* geworden ist.

Im allgemeinen hätte ich noch zu bemerken, dass der vf. mit der angabe von jahreszahlen bei einzelnen wichtigen beispielen, zumal wenn es sich um älteste belege einer neuen lauterscheinung handelt und diese in weniger leicht zugänglichen urkundensammlungen stehn, nicht hätte kargen sollen. ein besonderes zusammenfassendes capitel hätte vielleicht der chronologie der lautveränderungen, soweit eine solche möglich ist, gewidmet werden sollen. nun, diese paar mängel vermögen nicht den wert des vortrefflichen buches zu erschüttern, das uns endlich in den stand setzt, die bairische mundartenforschung auf feste, historische basis zu gründen. besonders hervorgehoben sei noch, dass es auch eine reihe neuer wertvoller beobachtungen enthält, ich verweise vor allem auf § 28, § 70, § 98 (nom. acc. *hūsir* gegen gen. *hūso*, dat. *hūsum*) und § 127 b.

Freiburg i. Ue., juni 1908.

P. LESSIAK.

---

Grammatik der Nürnberger mundart von AUG. GEBHARDT. unter mitwirkung von OTTO BREMER. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1907, xvi, 392 ss. — 12 m.

Bereits im jahre 1901 erschien unter gleichem titel der erste teil des vorliegenden buches (§§ 54—122) als Erlanger habilitationschrift. seitdem ist der ursprüngliche entwurf durch mancherlei

verbesserungen und zusätze und nicht zum mindesten durch eine ausgedehnte mitarbeit Bremers erheblich erweitert worden, sodass das buch seine sechs vorgänger in der sammlung von grammatiken deutscher mundarten an umfang weit übertrifft. die lange zeit der entstehung erklärt auch die beispiellos große zahl von nachträgen und berichtigungen, die notwendig geworden sind; füllen sie doch nicht weniger als 21 seiten! und es ist bei der wesentlichkeit der meisten dieser nachträge notwendig, vor der benutzung die berichtigungen einzutragen.

Als schreiber dieses vor einigen jahren bei Erich Schmidt übungen über Hans Sachs mitmachte, wurde neben Carl M. G. Frommanns Versuch einer grammatischen darstellung der Sprache des Hans Sachs. 1 teil Lautlehre (Nürnberg 1878) die habilitationsschrift Gebhardts als willkommenes hülfsmittel zum verständnis der sprache des schuhmacherpoeten begrüßt. aber nachdem man sich eine zeitlang vergebliche mühe gegeben hatte, die lautschrift, die damals infolge des fehlens der einleitung ohne jede erklärung geblieben war, in reale werte zu übertragen, blieb das büchlein fortan unbenützt. jetzt liegt eine ausführliche beschreibung der einzelnen laute vor, und trotzdem zweifle ich, ob sich die verwendbarkeit für den angegebenen zweck bedeutend vergrößert hat. woran ligt das? die gründe sind auf beiden seiten zu suchen. die deutsche philologie pflegt bisher die mundartenforschung als stiefkind zu behandeln und müht sich wenig um ihr verständnis, und anderseits vergilt diese den mangel an liebe dadurch, daß sie sich immer mehr von der mutter fernhält und immer einsamere wege wandelt. der studierende germanist weiß meist nicht mehr als das notdürftigste von phonetik und vermag sich infolgedessen auch nicht in eine mundartengrammatik einzuarbeiten. überwindet er aber auch selbst dieses hindernis, so lohnt sich die mühe selten, und er findet meist nicht was er sucht. in diesem falle z. b. suchten wir natürlich hauptsächlich lexikalische bedürfnisse zu befriedigen; aber trotz der ausführlichen nachschlageverzeichnisse, wie sie jetzt vorhanden sind, wären wir auch jetzt nicht auf unsere rechnung gekommen. die größere schuld ligt hier sicher auf seiten der mundartenforschung. § 11, 1 lautet: 'ältere sprachdenkmäler in reiner mda. sind nicht vorhanden, doch weisen selbstverständlich die urkunden und chroniken der stadt, sowie die werke von Hans Sachs und seinen zeitgenossen mundartliche eigentümlichkeiten in hülle und fülle auf'; auf s. ix des vorwortes aber heißt es: 'zur vermeidung von irrtümern mag hier besonders darauf hingewiesen werden, dass nach dem plane der sammlung nur die lebende Nürnberger mda. dargestellt werden sollte, dass also vor allem eine mehr als gelegentliche heranziehung der sprache der chroniken und der mundartenanklänge bei Hans Sachs grundsätzlich ausgeschlossen war'. gewis, es

lag nicht im plane der sammlung, die ältere sprache einlässlicher zu behandeln, aber wenn, soviel ich mich erinnere, Hans Sachs gerade einmal mit einer mundartlichen form herangezogen wird, so heisst das doch, die herrlichste gelegenheit verpassen. hinderte der plan der sammlung eine behandlung des vorhandenen historisch-phonetischen materials, so war eben der plan für diesen zweck nicht richtig. zudem besteht ein offensichtlicher widerspruch zwischen dem ziele der von Bremer zu großer vollkommenheit entwickelten methode der relativen chronologie der lautgesetze und dieser misachtung des historisch gebotenen. wenn B. auf 41 seiten im abschnitt 'zeitfolge der lautwandlungen' und vorher in der 'zusammenfassenden darstellung der wichtigsten lautwandlungen' (s. 94—189) aufs genaueste das gebotene moderne material vorbereitend auf die aufstellung einer geschichte der mundart hin durcharbeitet, so ist der gewinn, der sich für die absolute chronologie der lautveränderungen aus nur zwei wörtern (*monter* mutter und *Gouckala* Jakob) bei H. Wolf zu Rivius 1578 ergibt, unverhältnismäßig größer als ihn das moderne material bieten kann. und hier ist doch nichts ergibiger als Hans Sachs, bei dem sich zudem die originalschreibung in der mehrzahl der fälle aus den erhaltenen manuscripts feststellen lässt. ich werde nachher über das ergebnis, das ein einziges fastnachtsspiel für die datierung von lautgesetzen geboten hat, berichten.

Freilich wenn sich für lexikalische zwecke wenig aus einer grammatik herausholen lässt, so ligt das zumeist an den bestehenden verhältnissen der mundart. wer eine grammatik eines dialektes schreibt, wird das zu verwendende material auf seine häufigkeit mustern und seltene oder sonst irgendwie charakteristische wörter für die darstellung heranziehen; und somit wäre auch dem lexikalischen bedürfnis entgegengekommen. dies verfahren lässt sich um so mehr empfehlen, als oft die bloße anordnung eines wortes licht auf seine etymologie wirft. aber wenn auch G. sich in dieser hinsicht beschränkungen auferlegt hat, so scheint mir doch die ursache, warum so wenig altes geboten wird, in der mundart selber zu liegen. wenn schon an und für sich eine stadtmundart ärmer an idiotismen ist, als der dialekt einer vom verkehr abgeschlossenen landgemeinde, so liegen die verhältnisse in der 'nürnbergischen' mundart — dies ist die allgemein übliche form, 'nürnbergisch' gilt als norddeutsch — noch besonders ungünstig. die ehemals freie reichsstadt hat sich, wenn auch langsam, mit der neuen herschaft ausgesöhnt und damit einer neuen lebhaft einsetzenden entwicklung und neuen einflüssen ihre tore geöffnet. alte gebräuche und die alte sprache schwinden, und was das seltsamste ist, während sonst die unterste schicht der bevölkerung der treueste träger der mundart zu sein pflegt, der mit seiner manigfach wechselnden tätigkeit als arbeiter seine sprache durch eine anzahl von technischen



ausdrücken belebt, so besteht hier diese classe aus eingewanderten, die ein völlig unzuverlässiges nürnbergisch sprechen. der mittlere stand ist es, der die mundart bewahrt: darunter rotgießer, zirkelschmiede, also handwerker, und in deren gegend — dem Egidier viertel — hat G., wie er angibt, sein material gesammelt. dass dann nicht mehr specifisch nürnbergisches ans tageslicht gekommen ist, ist zu verwundern, und es darf wol die hoffnung ausgesprochen werden, dass weitere nachforschungen noch manch wertvolles sprachmaterial auffinden werden. im ganzen muss gesagt werden, dass umfang und behandlung des materials im misverhältnis zueinander stehn; zudem herrscht ein etwas breiterer ton, als er sich für eine grammatik schicken will. wir werden vom vf. als teilnehmer an seinen entdeckungen und sammlungen geladen (vgl. § 393 anm. 2 s. 300/301). doch dies sind kleine schönheitsfehler. auf den gewinn, den die deutsche philologie aus dem werk ziehen kann, werde ich am schlusse meiner besprechung zurückkommen. der herzschatz warmer begeisterung für das alte echte gut der väter nicht nur in der sprache, sondern auch in sitten und einrichtungen der berühmten heimat eines Vischer und Dürer, Hans Sachs und Pirckheimer geht durch das ganze buch; das bewusstsein einer ruhmreichen vergangenheit führt den vf. bisweilen zu erörterungen, die für ein allgemeineres publicum als das der dialektforscher von interesse sind.

Nachdem die geographische lage des nürnbergischen dargelegt ist — es gehört zum oberpfälzischen und somit zum bairischen —, gibt G. eine phonetische darstellung der laute nach Bremers phonetik. der musikalische accent wird ziemlich eingehend besprochen. als anhang folgt ein interessanter abschnitt über die orthographie der üblichen mundartenwiedergabe; dabei wird auch die sogenannte 'umgekehrte schreibung' berührt, dh. die einföhrung hyperdialektischer formen in die geschriebene mundart, zb. rundungsvocale, wenn die tendenz der entrundung besteht, bei wörtern, in denen sie nichts zu suchen haben: *löß'n* leben, *g'löckt* gelegt; oder die silbe *-er* tritt auf an stellen, die nie ein *r* besessen haben, weil *-er* als endung ohne oder nur mit undeutlichem *r* gesprochen wird: *ärbert'n* arbeiten; vgl. berlinisch *ferlaicht* vielleicht, *fermōst* famos. im II teil wird die geschichtliche darstellung der laute nach dem üblichen schema gegeben: zuerst die modernen entsprechungen der mhd. laute, dann die speciellen lautwandlungen. ich bin mit dieser vertheilung nicht ganz einverstanden. wie angenehm es auch sein mag, die gesamte entwicklung eines mhd. lautes unter einem oder zwei paragraphen beisammen zu überschauen, so genögte doch, falls die besondere lautwandlung später noch einmal ausführlich abgehandelt wird, an der ersten stelle eine bloße anführung ohne nennung von beispielen, zum mindesten sollten

nachher neue beispiele gegeben werden. es ist überhaupt zu tadeln, dass sich recht viele widerholungen finden. ich führe neben den eben erwähnten folgende besonders auffallende an : §§ 148, 22 : 184; 149, 1 : 150; 117, 2 : 196; 407, 1 : 410. im einzelnen bemerke ich folgendes : § 58 anm. 6 (s. 327) spricht G. von umgelautetem *ē*. wie seltsam diese bezeichnung auch klingen mag, so trifft sie doch das richtige. dieses *ē* geht seinen besondern weg, ohne dass ein weiterer anlass dazu vorhanden wäre als eben das alte *i* der folgesilbe. es fällt mit dem unbehinderten umlaut von *a* zusammen; auch ein grund, der uns nötigt, für mhd. *ē* offene aussprache (gewissermaßen *e*<sup>a</sup>) anzunehmen. es handelt sich um *seks* 6. später (§ 72) ist noch einmal die rede vom umlaut, diesmal von mhd. *i*. während *i* sonst als *ai* auftritt, findet es sich in *dreisk dreisix* (mhd. *drizec*) als *ei*. ist ja nun die umlautungsfähigkeit des alten suffixbestandtheiles *-zug* nicht zu bezweifeln, so wäre doch die einwirkung eines *i* auf einen erst im mhd. entstehenden diphthong, zumal da es damals doch sicher schon geschwunden war, etwas ganz neues. G. gibt denn auch, wenn ich recht versteh, im nachtrag auf s. 328 zu § 70 seinen ansatz auf, indem er zu beispielen die im § 70 noch nicht enthalten sind (für *ai* neben *ai*), auch die aus § 72 fügt. § 72 ist demnach zu streichen. es sei mir gestattet, vorgeifend auf eine andere frage gleicher art überzugehen. 1886 hat Holthausen in seiner grammatik der Soester mundart zuerst einen umlaut des wgerm. *ai* im Westfälischen behauptet. seitdem hat sich diese erscheinung an den verschiedensten stellen des niederdeutschen sprachgebietes gezeigt (in Meinersen<sup>1</sup>, Börssum<sup>2</sup>, Mittelpommern<sup>3</sup>, Cleve<sup>4</sup>, im Oldenburgischen<sup>5</sup>, im Lippischen<sup>6</sup>, Ravensbergischen<sup>7</sup>, Märkischen<sup>8</sup>, in der Prignitz<sup>9</sup>, Uckermark<sup>10</sup>, Neumark<sup>11</sup>, im Samland<sup>12</sup>, um Magdeburg<sup>13</sup> usw.); die meisten forscherschliefen sich Holthausen an. aber es ist unmöglich, mit der erklärung durch *i*-umlaut auszukommen. das ist in jeder mundart mehr oder weniger der fall; am deutlichsten zeigt es sich für Meinersen. darum geht man jetzt hin und wider von Holthausens hypothese ab. aber eine andere ist m. w. bisher noch nicht aufgestellt worden. wenn man spezifische erschei-

<sup>1</sup> s. Bierwirth Die vocale der mda. von Meinersen. phil. diss., Jena 1890. <sup>2</sup> HHeibey Die laute der mda. von Börssum, phil. diss., Jena 1891.

<sup>3</sup> HPfaff Die vocale des mittelpommerschen dialectes. phil. diss., Leipzig 1898.

<sup>4</sup> nach einer ungedruckten arbeit von ThKöhler-Berlin. <sup>5</sup> AvorMohr Die vocale der oldenburg. mda. Ndd. jb. 30, 33 ff.

<sup>6</sup> EHoffmann Die vocale der lippischen mda. Hann. 1887. <sup>7</sup> HJellinghaus Westfäl. grammatik. Bremen 1877.

<sup>8</sup> WSchulze Vocalismus der westfälisch-märkischen mda. beiträge zur geschichte Dortmunds. Dortmund 1878. <sup>9</sup> EMackel Die mda. der Prignitz. Ndd. jb. 31, 108 ff.

<sup>10</sup> HTeuchert Die mda. von Warthe (Uckermark). Ndd. jb. 33, 34. <sup>11</sup> HTeuchert Laut- und flexionslehre der neu-märkischen mda. Zs. f. d. mdaa. 1907 s. 130.

<sup>12</sup> ELFischer Gramm. u. wortschatz der plattdutschen mda. im preuss. Samlande. Halle 1896.

<sup>13</sup> GKrause Ortsmundarten der Magdeburger gegend. Ndd. jb. 21, 60 ff und 22.

nungen des Rheinlandes in betracht zieht, so drängt sich die ver-  
mutung auf, als ob die lösung der frage vom circumflectierenden  
accent — der neben spontanem auftreten ja auch durch eine folgende,  
nun apokopierte silbe bedingt ist! — zu erwarten wäre. immer-  
hin genügt auch dies nicht, wie viele ndd. beispiele offensichtlich  
zeigen. vielleicht — und das ist eine vermutung von mir —  
wird sich, was EMackel zur erklärang der speciellen form des  
umlautes von *ā* in *kāse* usw. (Ndd. jb. 31 s. 106) vorgebracht  
hat, auch mit nutzen auf den umlaut von as. *é* = wgm. *ai* an-  
wenden lassen: *ē* für sonstiges offenes *ē* steht nach hartgaumen-  
lauten und vor echten hartgaumenlauten. doch ist bisher eine  
allgemein befriedigende lösung nicht gelungen; wir müssen  
größeres material abwarten, um den verschiedenheiten zwischen  
den einzelnen mundarten, die sich hier so häufig wie sonst nirgends  
zeigen, besser begegnen zu können. G. hat in § 81, 1b ver-  
anlassung, ebenfalls auf den umlaut von wgerm. *ai*, mhd. *ei* ein-  
zugehen. es erscheint gewöhnlich als *ā*. einige wörter, in denen  
auf *ei* im ahd. *ni* folgte (*gemein* und *rein*), ferner einige, in  
denen mhd. *ei* vor *ch*, *g* steht (*schmeicheln*, *Speichel*, *Zeichen*,  
*reichen*, *bleich*, *feige* und *eigen*), schliesslich das suffix *-heit*, *-keit*  
und *bereits* weisen *ai* auf. mit recht nimmt G. bei keinem  
dieser wörter mit bestimmtheit *i*-umlaut an; die meisten gehören  
offenbar der halbmundart an.

In § 79 tritt zum erstenmal der begriff 'stürzung eines  
diphthongs' auf, dem später der § 172 gewidmet wird. mit  
recht wird hier ausgeführt, dass sich die entwicklung mhd.  
*uo* > nurnb. *ou* und dementsprechend *ie* (auf dem umwege von  
mhd. *üo* > *ou*) > *ei* und *üe* (über *üö* > *öü*) > *ei* nicht als  
blofse umkehrung der vocale denken lässt, sondern dass vorerst  
monophthongierung eingetreten ist, wonach eine zweite diphthon-  
gierung einsetzte. welche monophthonge anzunehmen sind, zeigt  
§ 174: für *uo* *ū*, für *üe* *ȳ*, für *ie* weites *ȳ*. aus der tatsache,  
dass mhd. *ū* und *uo*, die danach doch einmal gleichen lautwert  
besessen haben, in der modernen mda. verschiedene ergebnisse  
gezeitigt haben (*ū* > *au*, *uo* > *ou*), folgt, dass die diphthon-  
gierung nicht zur selben zeit begann; *uo* war erst monophthong,  
als sich *ū* bereits in zwei zunächst einander noch sehr nahe  
componenten, offenes und geschlossenes *u*, gespalten hatte. die  
entwicklung aber verläuft bei beiden lauten gleichmäfsig. es ist  
auch für den sprachforscher interessant, solche entwicklungen  
am historischen concreten beispiel zu beobachten. der dialekt-  
forscher nun zumal wird gut tun, von Bremer die exacte methode  
dieser betrachtungen zu lernen; dann wird es gelingen, die  
moderne mda. — woran es jetzt noch sehr fehlt — mit den  
älteren sprachstufen in engere verbindung zu bringen, und somit  
wird auch die mundartenforschung mehr und mehr eine historische  
wissenschaft werden. wie leicht man bereit ist, eine form, die

zwar zweifellos eine vorstufe des jetzigen ist, sogleich in die nächstgelegene groſe periode der früheren sprache zu verlegen, dafür ist auch vorligendes buch, dass doch infolge des Bremerschen einflusses diesem fehler weniger zugänglich ist, ein deutlicher beweis. im § 274 wird nach dem vorgange der übrigen grammatiken der sammlung eine zusammenstellung von formen gegeben, die aus der mda. fürs mhd. erschlossen werden. wenn ja auch, wie ich glaube, an stelle des in den wbb. angesetzten *broseme*, ob aus sogenannter volksetymologie oder aus andern gründen, eine form *\*brōseme* wird angenommen werden müssen — denn *ō* ist kein gedehntes *o* wie in *hūsŋ* hose, sondern entwickelt sich wie *ō* in *hoch*, *stroh* — so ist es doch mislich, für die modernen wörter *hopsŋ* 'bocksprünge machen', *knūwāl*<sup>1</sup> 'knoblauch' und besonders *seiwlŋ* (zu *seiwl* 'Sebald') 'nürnbergisch reden' schon fürs mhd. die entsprechenden grundformen *\*hopfezen*, *\*knobelouch* und *\*sēbalden* anzusetzen. gewis, sie liegen dem heutigen bestand zu grunde; warum aber müssen sie schon mhd. sein? auch in der zwischenzeit können noch *s*-verba entstanden sein, kann sich *l* zu *n* dissimiliert haben; und über Sebald und die bildung eines verbs dazu wären erst nachweise aus der geschichte Nürnbergs beizubringen. anderseits aber kann ich nicht finden, dass die form *smeicheln*, die G. als neue entwicklung annimmt, nicht schon dem mhd. angehörte; die belege bei Lexer entstammen der zweiten hälfte des 14 und dem 15 jh. übrigens ist merkwürdigerweise der zweifel an der existenz des mhd. *smeicheln*, der sich an zwei stellen (§ 103, 3 und 274) findet, an einem vorhergehenden orte (§ 81, 1 *bβ*) nicht vorhanden! § 80. *darmywārt* 'der mühe wert'; der ton auf wert ist auffallend, findet aber in andern deutschen dialekten seine parallele. aus dem moselfränk.<sup>2</sup> ist mir der seltsame gebrauch bekannt, das wort 'mühe' überhaupt fortzulassen, vgl. für Sulzbach *s es net der (mī) wērt* (*ē* = offnes *ē*), für Neumagen: *dat es net der wērt, dat mer derfū rēd.* — § 83, 1: als verkürzte form vor dem namen erscheint *fra* 'frau'. diese erscheinung bietet nichts auffallendes und ist in allen modernen mdaa. gäng und gäbe, beispiele erübrigen sich. aber dass die sprache in so weitem umfange, wie es im nürnbergischen der fall ist, unbetonte verbalformen kennt, ist sehr merkwürdig. im § 377 stehn nebeneinander die betonten formen des präsens von laufen und die unbetonten. nach welchem princip unbetonte formen vorkommen, lässt sich nicht feststellen; sie scheinen aber nicht bei allen verben möglich zu sein, vgl. besonders § 137, 1. es wäre erwünscht gewesen, noch mehr beispiele angeführt zu sehen. —

<sup>1</sup> für das durchstrichene *a* des originals setzen wir *n*.

<sup>2</sup> das rheinische material stammt aus meiner tätigkeit am Rheinischen wörterbuch; für gütige erlaubnis zur verwendung schulde ich herrn prof. Franck besten dank.

§ 84, 1 : *rūmp* (mhd. *roumen*) räumen ist nur aus versehen unter mhd. *ou* stehn geblieben; es steht vorher (§ 75 anm. 2) richtig unter 'umlaut von mhd. *ū*'. — § 91 anm. 2 : *ærwol* ärmel : diese lautentwicklung ist schwierig; von dissimilation ist keine rede. anders und einfacher ligt der fall marmel (< marmor) > *marbäl* (< \**marwāl*) 'grofser spielstein' (Stolberg, kr. Aachen). — § 98 anm. spricht G. bei *hōwār* 'hafer' und *tswīw*<sup>1</sup> 'zwiebel' von grammatischem wechsel. seine angabe, < mhd. *habere-n*, nicht < md. *hafer* ist irreführend, denn md. *hafer* bedeutet doch nichts anders als obd. *haber-*, nämlich wgerm. \**haþaro*. grammatischer wechsel ligt nicht vor; ebensowenig bei zwiebel; wie sollte auch ein lehnwort grammatischen wechsel zeigen können! umdeutungen haben bei diesem worte schon im ahd. begonnen. — die bemerkung über *šeps šeb* 'schief' ist mir nicht recht klar. der stammvocal bereitet G. bedenken. durch die angabe des § 199, 5c, in dem *šeps* adv. 'schief' als ein beispiel für den übergang von *fs* > *ps* angeführt wird, ergibt sich, dass G. einen stammauslaut -*f* und somit mhd. *schief* im sinne hat. nun ist, wenn irgend etwas durch die moderne mundartenforschung fürs mhd. gewonnen worden ist, der ansatz von mhd. \**schēp* \**schēpp* völlig sicher (vgl. die angaben bei Kluge Et. wtb. s. v. 'schief'). ich weiß im augenblick nicht, ob das rheinische, abgesehen von dem niederfränk. gebiet, überhaupt eine andere form dieses stammes besitzt. fürs nürnbergische wäre mhd. \**schēpp*, nicht \**schēp*, das langen vocal ergäbe, anzusetzen; diese form ist also auf s. 246 nachzutragen. — einen beachtenswerten beitrage zur geschichte der adjectivsuffixe bietet das wort *hindəršīχ* 'rückwärts' (§ 101, 3); *rs* entwickelt sich nur dann im sandhi > *rš*, 'wenn die beiden wörter durch häufiges nebeneinanderstehn fürs sprachbewusstsein zu einer einheit geworden sind'. es ist also aus einer präpositionalen verbindung ein neues wort geworden. wenn nun zunächst auch allein der adverbiale gebrauch vorligt, so ist die entwicklung zum adjectivum doch naheliegend. so wäre das nürnbergische von neuem in den besitz eines suffixes -*īχ* (-*ig*) gelangt, während das mhd. -*ec* (-*ig*) jetzt als -*i* erscheint. eine parallele bietet das moselfränkische, vgl. Saarbrücken *hinəršīχ* und Erbringen, kr. Merzig *hōnəršīχ* 'rückwärts'; im letzten falle tritt sogar anlehnung an das vermeintliche, aber jetzt tatsächliche suffix -*zig* auf. dieses -*zig* übrigens, entstanden bei adjectiven auf -*z*, ist in einem weiten gebiete des mittelfränkischen lebendig und beweist die notwendigkeit, der wortbildungslehre der mundarten die ihr gebührende aufmerksamkeit zuzuwenden. fälle, in denen imperativische verbindungen adjectiva entwickeln, sind bekannt, vgl. neumärk. *kušdīχ* 'ruhig'. — § 112, 2 : die entwicklung des germ. *þp* > *d* (stimmloser lenis), nicht > *t* bedingt für die mhd. zeit

<sup>1</sup> die grammatik gibt unterstrichenen *v* und bezeichnet damit die stimmlose lenis.

des nürnbergischen den ansatz \**dd*; die mda. gibt hier ihre mittelstellung zwischen obd. und md. zu erkennen. die nnd. mdaa. haben bekanntlich *d*, vgl. neumärkisch *šmēda* 'schmiede', *vedā* 'rute'; daneben aber steht neumärkisch *latā* 'latte'. offenbar ligt hier im germ. *tt*, nicht *þþ* vor. beweis dafür ist die im ripuar. (Hüchelhoven) vorkommende form *lats* f. — wie soll nhd. beben (§ 112 anm. 5; in der mundart kommt nur das wahrscheinlich der gebildeten sprache entlehnte *ərbēm* erdbeben vor) aus mhd. *bidemen* entstanden sein? die nhd. schriftsprache hat ja noch andere quellen als das mhd.! oder meint G., der zweite bestandteil von erdbeben sei in der mundart aus mhd. *bidemen* entwickelt? dann wäre *pfēm* (mhd. *phēdem*) 'kürbis' (am selben orte) ein unterstützendes beispiel. aber B. scheint mir § 256 anm. mit der vermutung, dass *pfēm* auch ahd. *phēbano* fortsetzen könne, das richtige zu treffen. *pfēm* stünde dann mit *lēm* 'leben', 'löwen', *gēm* 'geben' auf einer stufe, und der schwund eines intervocalischen *d* käme in der mundart überhaupt nicht vor. — die angabe, *d* sei vor die vorsilbe -er, zb. in *dartsīlŋ* 'erzählen' hinzugefügt worden (§ 113, 1), wird mit recht im § 143, 1 dahin berichtigt, dass *dar-* eher auf altes *dar-* zurückgehe. ursprünglich in fällen wie dem erwähnten nicht berechtigt, dehnte das präfix seinen geltungsbereich schliesslich auf alle echtmundartlichen verben mit *er-* aus. — die §§ 112 und 114 enthalten wichtige feststellungen über stimmhaftes und stimmloses mhd. *d*. germ. *nþ* assimilieren sich aneinander zu *n*, dagegen bleibt germ. *nd* (ahd. *nt*, mhd. *nd*). — die md. form *nāgelkin* (§ 120 anm. 1) für nürnb. *nēxala* 'nelke' st wol nur druckfehler; anm. 10 desselben paragraphen bietet richtig *negellin*.

Der zweite abschnitt behandelt die wichtigsten lautwandlungen der mundart, zunächst die vocaldehnung. die frage nach einem gesetz der dehnung (§ 128 anm. 1) ist berechtigt. es ist eins der schwierigsten probleme der deutschen mundartenforschung, alle erscheinungen auf dem gebiete der dehnung zusammenfassend zu erklären. eine gute vorstellung von der schwierigkeit, ein gesetz zu finden, gibt die vergleichende zusammenstellung Max Hasenclevers in seiner dissertation Der dialekt der gemeinde Wermelskirchen, Marburg 1904. in verbindung bleiben muss mit dieser frage das unterbleiben der dehnung vor -er, -el, -em, (-en) und -j. vor -en tritt gern dehnung ein (§ 126, 1). diese tatsache stimmt zu beobachtungen in andern mundarten. aber dem -en überhaupt eine dehnunghemmende wirkung abzusprechen, ist nicht angängig, wenigstens nicht überall. man kann -en nicht aus dem spiele lassen, wie es Joseph Müller Untersuchungen zur lautlehre der mundart von Aegidienberg, diss. Bonn 1900 s. 25 fußnote vorschlägt. denn fälle der behinderung der dehnung kommen jedenfalls vor, im nürnb. bei vorhergehendem nasal (§ 126, 1); und vor allem sind kürzungen alter längen — und

das geht mit dem unterbleiben der dehnung hand in hand — völlig sicher vor *-en* (§ 132, 1 c). — § 132, 1 b wird *bamln* baumeln als kürzungsproduct erklärt; es gibt aber in den mundarten die formeln *bammeln* und *bampeln*. — die §§ 134, 135 behandeln den begriff der rückverkürzung. man versteht darunter die kürzung bereits gedehnter vocale. unter rückverkürzung fallen würden alle die bekannten ndd. formen, die trotz geschlossener silbe ein mnd. *i* durch *e* fortsetzen, also beispiele wie *šmet* 'schmied', *met* 'mit' ua. aber bekanntlich ist eine andere erklärung viel beliebter und auch annehmbarer, nämlich die annahme von compromissformen aus den ungedehnt gebliebenen und den gedehnten formen: aus mnd. *mīt* und *mēde* entwickelt sich *met*. die frage ist die, ob nach erfolgter vocaldehnung wider kürzung eingetreten sei, ob in einem falle wie mittelpommersch *hōmar* 'hammer' eine form *\*hōmar* gekürzt worden sei. ich habe früher die möglichkeit dieser lautentwicklung als tatsache angesehen, neige aber jetzt auch hier der annahme zu, dass die modernen lautgestaltungen mittelglieder zwischen ehemals nebeneinander bestehenden formen sind, dass *hōmar* zu erklären sei aus *\*hōmar* und *\*hamər*. die annahme dieser erklärung scheint zwei entgegengesetzte entwicklungen für dieselbe mundart zu fordern, indessen ist zu bedenken, dass die gedehnte form für den nominativ, die ungedehnt bleibende für die flectierten casus lautgesetzlich waren. auch G. hat, soviel ich sehe, die rückverkürzung durch die bemerkung zu § 135, 1 auf s. 337 fallen lassen und an ihre stelle die erklärung aus compromissformen gesetzt. dagegen scheint mir mit G. an der rückverkürzung in wörtern die in unbetonte stellung treten (§ 139) festzuhalten sein. es handelt sich hier in der mehrzahl um verben.

Auf die kürzung, schwächung und schwund unbetonter vocale, erscheinungen, die von B. ausführlich behandelt werden, um im 3 abschnitt des 11 teiles 'Zeitfolge der lautwandlungen' als grundlage für die chronologie der lautentwicklungen zu dienen, folgt die brechung (vor *r* und *ch*), veränderung der vocale vor nasalen, contraction, stürzung alter diphthonge, diphthongierung alter längen uä., entlabiierung, labiierung, svarabhakti, assimilation, dissimilation, wegfall und zutritt von consonanten und einiges andere. — aus § 168 anm. 1 wäre zu erwähnen, dass der name Hele für den erfinder der taschenuhr einer gröblichen verkennung des Nürnberger lautgesetzes der näselung der folge vocal *+ n* seine entstehung verdankt; der richtige name ist nur *Henlein*. im einzelnen bietet dieser 2 abschnitt manches interessante und methodisch wertvolle. wichtig ist die chronologie der mhd. syn- und apokope (§ 157); der verschiedene eintritt der contraction (*abe*, *ähe*, *ihe*, *ihe* früher kontrahiert als *ade*, *ēde* [dies ist zu streichen; s. oben], *ide*, *ehe*; § 171, 1 und 4, vgl. auch

§ 239, 2), am modernen material nachgewiesen, wirft licht auf die mhd. grammatik; die historisch-phonetische darstellung der diphthongierung alter längen und monophthongierter diphthonge ist ein schöner beweis methodischer kraft und schulung, wie sie der phonetiker B. besitzt (§ 174). wichtig ist die unterscheidung zweier *iu*: 1. mhd. *ü* = a) umlaut von ahd. *ū*, b) umlaut von ahd. *iu*, 2. mhd. *ü* = ahd. *iu*. — § 195, 2a widerspricht § 170, 1b: *haut* 'hat' ist allerdings aus mhd. *hāt* und dieses aus *habet* entstanden, aber nicht in der weise, dass, wie § 195, 2a angibt, *bt* durch assimilation zu *t* geworden ist. wie sollte dann die länge des vocals erklärt werden? dagegen ist *ghat* 'gehabt' und *git* 'gibt' so entstanden. vielmehr ist contraction anzunehmen, wie auch § 170, 1b richtig angibt. auch § 110 anm. 8 deutet die richtige erklärung an. — § 197, 5: *ts* für *kts* ist doch keine dissimilation (einziges beispiel *rütsn* 'rutschen'); § 188, 2b spricht von assimilation, was eher gelten kann. im § 198, 2 wird *wepsn* (mhd. *wēspe-n*) 'wespe' als fall von metathesis angeführt; aber *wespe* heißt ursprünglich und auch noch mhd. *wēfse*, und dies entwickelt sich regelrecht zu *wepsn*. § 199, 5c (und s. 337) ist *grapsn* hastig zugreifen falsch aus einem mhd. \**greifezen* erklärt; viele deutsche mundarten, in denen die entwicklung von altem *ei* durch kürzung zu *a* unmöglich ist, besitzen das verb *grapsn* (vgl. zb. neumärkisch *grapsn*, *grapsn*). — zu § 200, 4 (einschub von *n* in fremdwörtern) ware zu bemerken, dass dieses *n* nur in unbetonter silbe eingeschoben wird; vgl. Zs. f. d. mdaa. 1907, s. 256 fußnote.

Der lange abschnitt über die zeitfolge der lautwandlungen, der, wie schon mitgeteilt, von B. stammt, bietet in einzelnen partien unübertreffliche proben von scharfsinn und ist methodisch äußerst lehrreich. die mundartenforscher werden gut tun, sich diese art mit dem material zu verfahren zu eigen zu machen; besonders wichtig ist § 218 (*e* gekürzt < mhd. *ö*, für sonstige. *ε*, wegen des folgenden *st* und *n*). aus der fülle der ergebnisse hebe ich hervor, dass nach § 219, 4 *ch* auch nach palatalen vocalen im mhd. noch guttural gesprochen wurde und dass, wie § 242, 1 zeigt, die diphthongierung von mhd. *i*, *ū* usw. älter als die tonlängung kurzer vocale ist. im übrigen muss ich gestehn, dass ich in die technik der vielen, stufenweise entwickelten stammbäume noch nicht einzudringen vermochte.

Mit § 269 folgt eine nützliche 'übersicht der entsprechungen vom heutigen bestande der mundart aus', sodann wird versucht, die lautwerte des nürnbergischen in mhd. zeit zu rekonstruieren, — § 274 bringt aus der modernen mda. fürs mhd. zu erschließende wortformen. ob im einzelnen gerade ein ansatz fürs mhd. anzunehmen oder anzuraten sei, habe ich schon oben in frage gestellt. — von § 275 an wird die m. e. etwas kurz ausgefallene wortlehre abgehandelt.



§ 358, 3 : *ganz* wird auch im neumärkischen vor einem adjectiv decliniert, zb. *n ganzər glər man* 'ein ganz alter mann'. § 365, 4 : das *ch* in *fuχtsix* 50 ist zwar auffallend und kommt sonst noch im schwäbischen bei fünfzehn vor (s. Wilmanns I § 35), aber ihm idg. ursprung zuzuschreiben, möchte ich mich doch nicht entschließen. — § 383, 2 : die formen *tenp*, *tet* 'wir sie tun, ihr tut' werden als verkürzung aus dem mhd. optativ *tüējen*, *tüējet* erklärt unter gleichzeitiger annahme einer beeinflussung durch *štenp* 'sie stehen'. indessen ist, abgesehen von der geographischen schwierigkeit, die in der verknüpfung der beiden formen *tenp* und *tüējen* ligt, das kürzungsergebnis nicht klar. eher ist an bloße analogiebildung nach *štenp* zu denken. — § 408 bietet eine höchst seltsame construction von 'helfen', die es wol lohnte, auf anderweitiges vorkommen in deutschen mundarten zu untersuchen. statt 'helf mir suchen' heißt es 'such mir helfen', statt 'helf mir den korb tragen' — 'trag mir den korb helfen'!

Nachdem noch einiges zur synonymik und zur satzsyntax beigebracht worden ist, folgen im anhang textproben, unter widergabe der alten gotischen schrift und orthographie. die 'eiserne jungfrau' wird vom vf. im heutigen nürnbergisch und in moderner lautschrift dargestellt. wertvoll ist die nebeneinanderstellung der lautlichen fassungen eines gedichtes des Nürnberger mundartendichters Grübels nach der 2. ausgabe Grübels von 1802, nach Frommanns ausgabe von 1856 und in der umschrift des vf.s hierbei wird auch das fortschreiten und — die verarmung der mundart deutlich. auf die misverständnisse die dem Nichtnürnberger Frommann begegnet sind, und auf die zugeständnisse an die halbmundart die er in den text gesetzt hat, wird wiederholt aufmerksam gemacht. an die in phonetischen lehrbüchern wie in mundartendarstellungen öfters gebrachte umschrift der Zueignung schließt sich noch eine nützliche vergleichung früherer lautschriftproben mit der heutigen aussprache. zwei gedichte Grübels werden nach der umschrift Schmellers und Rapps gegeben. zwei ausführliche nachschlageverzeichnisse beschließen das buch.

Auf den schluss aufgespart habe ich mir G.s langen nachtrag zu § 18. es handelt sich hier um die betonung des wortes *forelle* auf der mittelsilbe. G. hat seitdem in dieser frage weiter stellung genommen in einem artikel in der Zs. f. d. mdaa. (1907, s. 155ff), betitelt : 'Behaghels deutsches accentgesetz und die mundarten um Nürnberg'. bei der leider geringen verbreitung dieser zeitschrift ist es angebracht, die aufmerksamkeit auf diese abhandlung zu lenken. G. bestreitet dort, dass ein deutsches accentgesetz in dem sinne Behaghels und Kluges in der umgegend Nürnbergs und in andern echt deutschen gegenden vorhanden sei. betonungen wie *Hollinder*, *Hornisse*, *wahrscheinlich*,

*Kiebitz* u. ä. sind nach ihm durch den einfluss fremder sprachen zu erklären. wenn nun auch noch nicht alle fälle der art auf diese weise befriedigend ins klare gebracht sind — und G. nennt für Nürnberg selbst s. 323 zb. *stiwítsn* 'stiebitzen' ein solches wort, bei welchem er übrigens auch fremden einfluss annimmt — so ist doch ersichtlich, dass dies vermeintliche 'deutsche' accentgesetz in Deutschland nicht einheitlich ist. von den beispielen componierter substantiva, denen Wilmanns (s. Gebhardt aao. s. 166) häufigere betonung des zweiten als des ersten gliedes zuschreibt, werden nämlich in der Neumark nur *berg-hauptmann* und *karfreitag* auf dem zweiten bestandteile betont, dagegen heisst es *feldzeugmeister*, *höfmundschenk*, *kriegsschauplatz* usw., und *pfingstsónntag* sagt man nur, wie G. richtig bemerkt, im gegensatz zu *pfingstmóntag*. wenn dann aber betonungen wie *Karlsruhe*, *Wilhelmshöhe*, *Hohenlöhe*, *Hohenstaufen*, *Hohenzöllern* in der Neumark und in der mark Brandenburg und wol auch im größten teile Norddeutschlands gäng und gäbe sind, während sie nach Gebhardts angabe in Süddeutschland als fremd empfunden werden, so springt noch deutlicher der unterschied zwischen den einzelnen deutschen gegenden in die augen. G. führt Schmellers beobachtung, dass Ortsnamen, die als zweites glied *bach*, *berg*, *burg*, *dorf*, *heim*, *stadt*, *tal* ua. besitzen, den hauptton auf dem ersten, dagegen die, die auf *au*, *brunn*, *felden*, *hausen*, *kofen*, *kirchen*, *mühl*, *raut*, *stein* ua. ausgehn, auf dem zweiten bestandteil zu tragen pflegen, m. e. mit recht darauf zurück, ob reine composition oder bloße juxtaposition bestehe. im ersten falle, also etwa in *Strellberg*, *Ländshut* gilt das germanische gesetz des haupt- und nebetones. hierzu gesellen sich aber auch fälle, in denen syntaktische nebeneinanderstellung die ursache von Ortsnamen ist, wenn nämlich das erste glied durch ein adjectiv gebildet wird, das ein notwendiger beisatz ist, zb. *Áltenberg*, *Vórderriss*. dies ist besonders dann der fall, wenn ansiedlungen nebeneinander bestehn, die durch *Alt-* und *Neu-* unterschieden werden, insoweit sie gleich wichtig sind. Ortsnamen jedoch, bei denen das zu anfang stehende adjectiv nur schmückender natur ist, und solche deren erstes glied ein genitiv ist, betonen regelrecht das zweite glied. ich verweise im einzelnen auf die angeführte abhandlung. hierdurch wird auch die frage, die ich in derselben Zs. (1907) s. 147 fußnote nach der entgegengesetzten betonung von *Spándan* und *Grünaú* gestellt habe, z. t. geklärt. fälle wie *Zanzhausen*, *Zanzhammer*, *Zanztál*, ortschaften, die nahe beieinander liegen, sind ohne weiteres klar. eine andere gruppe von wörtern, die den ton nach Wilmanns 12 § 354 wechselnd tragen können, ist m. e. von Gebhardt ebenfalls richtig angefasst worden. es heisst in der tat weder in der sprache der gebildeten, noch in der halbmundart, noch in mundarten *steinreich* oder *steínreich* in der gleichen

bedeutung 'sehr reich', sondern *steinreich* bedeutet 'reich an steinen', während, wenn das erste glied einem verstärkenden vergleiche dient, die betonung auf beiden gliedern — sowol in Nürnberg, wie im Rheinland, wie in der mark Brandenburg — gleichmäfsig ist: *steinreich* = 'sehr reich'. ebenso verhält es sich mit *Erzgauner* u. aa. dass in dem wechselnden ton bei adjectiven mit *un-* die alte betonung des idg. fortlebt, ist eine ansprechende vermutung von Wilmanns. ich will noch anführen, dass es in der Neumark durchaus *kiebitz* heifst und dass auch das mundartliche *kivik* auf der ersten silbe betont wird, während der schrei dieses vogels durch *kivik* (mit überlangem *i*) nachgeahmt wird. ich glaube also, dass G. mit recht die annahme eines deutschen accentgesetzes zurückgewiesen hat.

Wenn ich nun auf die unterlassene benutzung Hans Sachsens zurückkomme, so finde ich in dem fastnachtspiel 'Der Ewlen Spiegel mit den blinden' vom jahre 1553 folgendes anzumerken: 68 *zinst* 'Zins', 88 *finnen* 'finden', 97 *Thunna* (acc. sg.) 'tonne', 99 *stuhn* (nom. sg.) 'stube', 100 *frostung* (nom. pl.) 'frostigen', 295. 301 *wern* (3 pl.) 'werden', 361 *worn* 'worden'. es wären damit der reihe nach termini ante quem gegeben für die in den §§ 116 (und 200, 1; s. auch nachtrag). 112, 3a. 148, 17. 314, 1. 147, 13b. 112, 3d. 112, 3d beschriebenen lautgesetze. 172 *liechten* (dat. sg. m.) 'licht' stimmt zu § 132, 2aβ. diese kleine probe zeigt, wie ergiebig Hans Sachs für die geschichtliche festlegung der modernen lauterscheinungen ist. anderseits dient die heutige mundart zur aufklärung vieler besonderheiten der alten Nürnberger sprache. der gewinn aber, den die deutsche philologie aus dieser und aus jeder guten mundartengrammatik ziehen kann, geht noch viel weiter. die zeitbestimmungen für lautwandlungen, die im mhd. und der folgenden zeit eingetreten sind, können mit nutzen zur unterstützung der ergebnisse herangezogen werden, die das historische sprachmaterial hergibt. eine historische grammatik des deutschen wird ohne das mundartliche material nie und nimmer geschaffen werden können; zunächst in hinsicht auf den dazu nötigen stoff, und dann aus methodischen gründen: auch die heute verklungene sprache befolgte phonetische gesetze; und diese kann man nur am lebenden stoff beobachten und von ihm abstrahieren. dem grofsen ziele einer historischen grammatik kommen wir mit jeder mundartlichen darstellung näher.

Ich gebe nun noch die druckfehler an, die mir begegnet sind: s. 328 (zu § 75 anm. 1) l. *sāiln* mit durchstrichenem a; § 86, 4aβ z. 1 l.: vor dem *j* ein *i*; s. 330 mitte bei 's. 65 nach anm. 12' l. *ε*) st. *e*); s. 331 z. 5 v. u. l. *Wamme* st. *Wanne*; s. 338 (zu s. 127) ist der änderungsvermerk zu streichen; s. 338 (zu s. 144) l. z. 11 st. s. 11; s. 339 letzte zeile l.: *nüspēt* st. *nüspēt*; s. 326 letzte zeile über der fußnote ist *dēnp* dehnen zu streichen; s. 328 (zu s. 50 oben): *fraind* ist mit durchstrichenem

*a* zu schreiben; s. 246 ist \**rimphelkāse* in spalte 2 einzufügen und in spalte 3: § 91; s. 89, z. 7 v. o. ist zu lesen: (mhd. *tege*) st. (mhd. \**tege* für *tage*), vgl. richtig s. 246 mhd. *tage*, *tege*; ebendort fehlt komma hinter: (anm. 1); s. 95, z. 4 v. o. l.: *tege* st. \**tege*; s. 246, z. 15 v. o., sp. 1 l.: *reif* statt *reife*; s. 164, z. 2 v. o. l.: zu statt *zu*; s. 340, z. 11 l.: § 200, 3 st. 200, 4; s. 246, z. 14 v. u., sp. 3 l.: § 112, 3 a st. 63, 1; s. 256, z. 3 v. u. l.: flektiert st. reflectiert; s. 269, z. 8 v. u. l.: mhd. -*er* als -*ər*; s. 315 fußnote 1, z. 3 l.: *undər* statt *untər*; § 198, 3, z. 2 l.: *gātšn* st. \**gātšn*.

Es erübrigt noch, auf die gediegene und kostspielige ausstattung hinzuweisen, die die verlagsbuchhandlung dem buche hat angedeihen lassen. mögen die bereits angekündigten grammatiken derselben sammlung bald nachfolgen!

Berlin, im mai 1908.

H. TEUCHERT.

---

Grammatik der Gottscheer mundart von HANS TSCHINKEL. mit unterstützung der Gesellschaft zur förderung deutscher wissenschaft, kunst und litteratur in Böhmen. Halle, Max Niemeyer 1908. xvi und 320 ss. 8° (mit einer karte). — 8 m.

Die sprachinsel Gottschee im südosten des österreichischen kronlandes Krain mit etwa 20 000 deutsch sprechenden bewohnern ist durch HAUFFENS buch (Die sprachinsel G., Graz 1895) in volkskundlicher hinsicht erschlossen worden, frühere arbeiten über sie waren doch nur mehr oder weniger unzulängliche beiträge dazu. Tschinkels grammatik, die Hauffen gewidmet ist, ergänzt unser wissen nach der sprachlichen seite hin in befriedigender weise und bildet einen willkommenen beitrug zur kenntnis des südbairischen, im allgemeinen, zu der der südlichsten ausläufer mit ihrer altertümlichkeit und eigenen entwicklung insbesondere, nachdem Schmellers Cimbrisches wörterbuch zum erstenmale gezeigt hatte, welch eigenartigen laut- und formenbestand die VII und XIII comuni an der südgrenze Tirols enthalten (erschienen 1855: Wiener Sb. band 15), ist die sprachliche erforschung erst durch Lessiak wider in angriff genommen worden, der in seiner Grammatik der Pernegger mda. die friaulischen und westkrainischen inseln gelegentlich berücksichtigte. über die südtirolische sprachinsel Lusern unterrichtete dann JBacher, in dessen buch (Innsbruck 1905) neben dem volkskundlichen auch das sprachliche in ausreichendem mafe zur beschreibung kam.

T.s arbeit bestätigt vor allem, was schon Weinhold und Hauffen betont hatten, dass die G. mda. bair. ursprunges ist, und zwar eine südbair. mda., und sie verstärkt die annahme, dass wir es bei all diesen sprachinseln ausschliesslich mit dem südbair. zu tun haben. ich glaube nicht, dass die vom standpunct der deutschen sprachforschung aus dringend notwendige erforschung

auch der übrigen enclaven ein anderes ergebnis zeitigen wird. — die G. mda. ist im grunde einheitlich, im einzelnen mit besonderer gestaltung, wie das ja in einem berglande vorauszusetzen ist; dies trifft zumal für den westen zu, für die gegend um Suchen. was T. darüber in der einleitung und sonst feststellt und mitteilt, zeigt vor allem, dass sie in ihrer entwicklung eine ältere stufe aufweist, hinter der hauptmasse des sprachgebietes zurückgeblieben ist. eigenheiten im consonantismus, in der vertretung der germ. *p*, *k*, bei denen T. an md. beziehungsweise nordobd. parallelen denkt, machen mir den eindruck, dass sie durch die stärkere vermischung mit der slovenischen bevölkerung entstanden sind, deren sprache die deutschen *pf* und *kx*, *kh* fremd sind. T. stellt nebst einem wörterbuch auch eine geographie der G. mda. in aussicht, und da wird er ja auch diese frage zur lösung bringen müssen.

Die phonetische behandlung der laute nimmt ein drittel des buches ein und lässt an vollständigkeit nichts zu wünschen übrig; auch mit der art der darstellung kann man durchaus einverstanden sein: der verf. verfügt über gute beobachtungsgabe und phonetische schulung, die unerlässliche vorbedingung für mda.-liche arbeiten. bei der geschichtlichen betrachtung der laute wird zunächst der consonantismus behandelt. wie in allen teilen ist das material in großer vollständigkeit zusammengetragen und übersichtlich aufgezählt. zu wünschen wäre, dass der verf. den geschichtlichen problemen intensiver nachgegangen wäre, indem er durch heranziehung dessen, was über die südbair. mda. bekannt ist, die grundlagen der mda.-lichen erscheinungen in ihrem zusammenhang mit dem geschlossenen bair. gebiet und ihrer verbreitung darin von punct zu punct aufgehellte hätte. die vorarbeiten dafür liegen vor, und die hauptaufgabe von untersuchungen zur bair. mda. ist jetzt neben der selbstverständlichen sichtung des stoffes die erklärang der geschichtlichen zusammenhänge. zwar hat der verf. seine vorgänger immer wider zu rate gezogen und darauf verwiesen; aber den vollen nutzen hätten wir aus seinem buche erst dann, wenn er uns, soweit die G. mda. dazu ausreicht, das südbair. in seinem werden gezeigt hätte, wenn die bisherigen forschungen mehr ineinander gearbeitet wären. ich will einige puncte besprechen.

Die G. mda. hat, wie diese bair. sprachinseln überhaupt und wie teile Osttirols und Westkärntens (darüber Lessiak in der Zeitschrift für deutsche mdaa. 1906, 309) im gegensatz zum übrigen bair. auch stimmhafte geräuschlaute, die durchaus lenes sind und nur vor sonorlauten gesprochen werden. in betracht kommen hier vertretungen von germ *b*, (*w*), *d*, *g*, *f*, *þ*, *s*, wo sie als lenes vorkommen. *f*, *þ*, *s* sind ursprünglich stimmlose laute gewesen, *b*, *d*, *g* durch die hd. lautentwicklung stimmlos geworden. dies, glaub ich, steht für den süden des hd. fest; im bair. ist *b*, *d*

völlig zur fortis geworden (Altbair. gramm. s. 63). dass in der G. mda. *b*, *d*, *g*, wo sie im an- und auslaut stehn, nur halb stimmhaft sind, zeigt T. s. 26 (die stimme setzt entweder erst während der verschlussbildung ein oder vor der lösung des verschlusses aus). diese mda. hat die alten medien gleich entwickelt, wie das südbair. überhaupt; germ. *b* ist als *p* und *b* vertreten, als *p* im anlaut, für *-bb-* usw., als *b* zwischen und nach sonoren lauten — hier entspricht im geschlossenen südbair. sonores *w* oder stimmloses *b*. germ. *d* ist als *t* vorhanden; das südbair. kennzeichnend ist, dass auch in der G. mda. einige wörter mit germ. *nd* heute *nt* statt *nt* aufweisen. germ. *þ* ist als *d* zu finden, germ. *f* als stimmhaftes *v*, *s* als stimmhaftes *ž*, und zwar auch im anlaut. eine verstärkung des satzanlautes, die zb. die mda. von Imst kennt, gibt es hier nicht. wenn man die geschichtlichen verhältnisse in betracht zieht und die tatsache dass das bair. im allgemeinen nur stimmlose laute kennt, ist man zur annahme gedrängt, dass diese vertretung der alten geräuschlaute durch stimmhafte laute ein junger vorgang ist, der nur in den von Slaven und Romanen eingeschlossenen sprachinseln vorkommt. das slavische und romanische besitzt aber die stimmhaften geräuschlaute, und deshalb ist deren articulation bei den deutschen durch fremde einflüsse herbeigeführt und gefestigt worden. nun ist freilich eines nicht zu übersehen, und das hat Lessiak PB Beitr. 28, 121 f. 140 f. hervorgehoben, ihm schließt sich T. an: slovenische entlehnungen aus dem benachbarten deutschen haben in alter zeit germ. *f* durch *b* ersetzt (zb. *blisak* fleissig, *trībós* dreifuss); umgekehrt hat das deutsche sloven. *b* durch *f* ersetzt (*fīlax* Villach 'Beljak', *ræifnats* Reifnitz 'Ribnica'). dem bei den Deutschen für germ. *f* gesprochenen laut entspricht also im sloven. stimmhaftes *b*. die Slovenen kannten in früherer zeit von labialen geräuschlauten nur *p*, *b*, den reibelaut *f*, *v* gar nicht. bei den Deutschen fehlte in der zeit, als sie derartige sloven. wörter mit *b* übernahmen, die aussprache stimmhaftes *b*, sie hatten nur *p*; dies ist heute noch in alten sloven. entlehnungen bewahrt. dass es nun das moment der stimmhaftigkeit des deutschen *f* gewesen sei, das seine wechselbeziehungen zu dem fremden *b* geschaffen hat, kann ich nicht ansetzen. — mhd. *s* ist in sloven. lehnwörtern als *ž* zu belegen (*žīak* 'schlag', *vīža* 'weise'); in jüngern lehnwörtern kommt auch *z* vor (*zīts* 'sitz'). weil das mhd. *s* abgesehen von der articulationsstelle auch durch seine lenisnatur von mhd. *z* getrennt war, ebenso wie hd. *f* aus germ. *p* vom germ. *f*, haben wir auch da den gleichen fall, ersetzung der deutschen lenis *s* durch einen stimmhaften laut *ž*, *z*. mit recht könnte man nun einwenden, warum von den Slovenen nicht *š* für deutsches *s* gesprochen worden wäre, wenn sie *s* als stimmlosen laut gehört hätten. dagegen aber muss geltend gemacht werden, dass die slavischen stimmlosen *s*, *š* gegenüber den stimm-

haften  $z$ ,  $ž$  als stärker gebildete laute erscheinen. die energie der articulationsbewegung und das reibegeräusch ist bei  $s$ ,  $š$  nach meinem gefühle merklich grösser als bei  $z$ ,  $ž$ ; ich muss es natürlich kennern slavischer mundart und phonetik überlassen, hier das hauptwort zu sprechen. (T. erwähnt s. 30 anm. den fortischarakter des sloven.  $s$ .) ich mache nun wieder darauf aufmerksam, dass die altslovenischen Freisinger denkmäler die articulationsart scheiden, aber nicht die stimmhaftigkeit und -losigkeit. (altbair.  $z = s$ ,  $ž = š$ , altbair.  $s = š$ ,  $ž$ ). diese erwägungen scheinen mir die gewisheit an die hand zu geben, die lenisnatur der slavischen  $b$ ,  $ž$ ,  $z$  und der deutschen  $f$ ,  $s$  als ursache ihrer gegenseitigen vertretung anzusehen; die am schwächsten gebildeten geräuschlaute derselben art entsprechen sich in beiden sprachen. wir müsten sonst annehmen, dass germ.  $f$ ,  $s$  in ahd. zeit zu stimmhaften reibelauten wurden, und dann im grössten gebiete wieder stimmlos; von diesem vorgange könnte aber germ.  $þ$  nicht gut ausgeschlossen werden, denn ihm steht in einem grossen teil des hd. der stimmlose verschlusslaut  $d$  gegenüber, und ich sehe nicht, dass gründe vorliegen, dafür eine entwicklung  $þ > d > sth. d > stl. d$  aufzustellen.

Mit dieser auffassung ist auch die vertretung der geräuschlaute im südbair. einheitlich erklärt; sie wird gestützt durch die vertretung des germ.  $b$ ; die G. mda. weicht nur darin vom südbair. ab, dass anstelle von  $w$ ,  $b$  in ihr überall  $b$  zu finden ist. die teilweise umbildung des altbair.  $p$  geschah im 11 jh. und erfolgte überall in gleicher weise. eine weitere stütze dafür ist es, dass die phonetische erscheinung, welche wir als das mhd. auslautgesetz kennen, auch die sprachinseln betroffen hat und hier, im besondern in der G. mda., die veränderungen der auslautenden consonanten noch voll erhalten sind. die geräuschlenes wurden im alten wortauslaut zu fortes; heute ist das nicht mehr lebendig, denn die mda. vermag auch im wortauslaut lenes zu articulieren, zb. *trīb* 'trieb'. diese auslautverstärkung hat die dehnung kurzer vocale gehindert. *grap* 'grab', *rot* 'rad', *tokk* 'tag', *hof* 'hof', *glos* 'glas', man vgl. dazu plur. *grēbar*, *rēdar*, *glē ar*; wann sie eintrat, kann allein aus der geschichte der altbair.  $d$  für germ.  $þ$  erschlossen werden, denn für die inlautende lenis  $g$  wird im auslaut im altbair. regelmässig  $c$ , später  $ch$  gesetzt,  $d$ ,  $b$  waren zu  $t$ ,  $p$  verschoben, für  $f$  und  $s$  lässt sich sicheres nicht erweisen. das auftreten von  $t$  für inlautendes  $d$ , germ.  $þ$  im wortauslaut, das gegen ende des 10 jh.s überhand nimmt (Altbair. gramm. § 65 a) belegt, uns aber die auslautverhärtung. das 'mhd. auslautgesetz' ist bereits in dieser zeit wirksam geworden. im gegensatz zur G. mda. hat das bair. in grossem umfange gedehnt, vgl. meine Tirol. mda. s. 65, Mda. von Imst s. 109 f, zt. aber nur vor reibelauten, nicht vor verschlusslauten.

Die im hd. neugebildeten fortes  $f$ ,  $z$ ,  $ch$  sind in der G. mda. erhalten, als geminaten im inlaut nach kurzen vocalen (*šif* 'schiff',

*nos* 'nafs', *dox* 'dach', *traffm* 'treffen', *assn* 'essen', *praxxn* 'brechen'); nach längen (langen vocalen und den phonetisch gleichwertigen lautfolgen *al*, *ar*, *ai*, *au*) ist inlautend an stelle der alten geminata der einfache laut getreten, nur *barffm* 'werfen' hat noch *ff* T. s. 293. hier hätte T., der s. 29 f die stärkeabstufung der reibelaute beschreibt, doch auf die verhältnisse in Kärnten und Südtirol weisen sollen, denen gegenüber die G. mda. zt. älteres besitzt; dagegen hat Nordtirol hierin das ursprüngliche. in Lusern kommen schon formen vor wie *schlävvn* 'schlafen', *wepvvn* 'werfen' mit stimmhaftem *v*.

Der vocalismus der starktonigen silben ist in allem dem südbair. gleichartig. im besondern interessieren hier die entsprechungen für die alten *e*-laute. die vertretung, welche mhd. *ē* in der mda. gefunden hat, lässt sich mit dem was bisher von den südbair. *e*-lauten bekannt ist in einklang bringen; auch hier hätte die verwantschaft stärker betont werden sollen. wir wissen, dass *ē* in südlichen gebieten seiner alten qualität nahe geblieben ist und sich in der mehrheit der fälle vom umlauts-*e* getrennt erhalten hat (Tirol. mda. s. 35 ff; Lessiak Beitr. 28,70), während der norden *ē* vor geräuschlauten regelmässig mit dem ahd. *e* zusammen gebracht hat; für diesen zusammenfall hat auch die G. mda. einige beispiele aufzuweisen (s. 170 e 171 c, darunter die entsprechungen für 'etwas, etliche, gewust, schwester, gestern, weg! keck, dreck, sechs, ledig, feder, schädel', aber die mehrzahl der ahd. *ē* vor geräuschlauten sind von ahd. *e* geschieden, sie zeigen sich als *a*, und zwar auch vor *r*, *l*, *m*, *n*, als *ea* vor einem *r* derselben silbe, wenn früh dehnung eintrat. die G. mda. hat also insofern übereinstimmung mit Südtirol im gegensatz zu Kärnten, als ihre verhältnisse auf den weit gebildeten *ē*-laut zurückgehn. insbesondere wäre darauf hinzuzeigen gewesen, dass Tilliach in Osttirol sich mit der G. mda. deckt (Tirol. mda. s. 40 anm.). — der primäre umlaut des kurzen *a* ist als *e* vorhanden (ein hd. mittleres *e* s. 15) der secundäre umlaut des kurzen *a* und der des *ā* ist der bair. *a*-laut. T. gibt s. 175, 2a an, dass vor *rr* für den umlaut des *a* ein *ā*-laut gesprochen werde (*därrn* 'dörren', *tsärrn* 'zerren' usw.) und stellt diese belege unter mhd. *ā*, aber diesem laute entspricht sonst nirgends ein *e*-artiger, und es ist nicht zu erklären, warum hier eine ausnahme vorhanden sein sollte, es kommt dies *ā* in der G. mda. nur vor *rr* vor, vor *r* und consonanten trat dehnung ein. hier ist eine durch *r* beeinflusste entsprechung für das primäre umlauts-*e* anzusetzen; wie *r* auch dieses *e* zu einem weit gebildeten machen konnte, zeigt zb. die Imster mda. (s. 42 anm.). das material fürs mhd. *ā*, das T. sorgfältig geordnet vorlegt, bestätigt, was über die verteilung des umlautes im bair. bekannt ist, gibt jedoch, soweit ich es übersehe, keinen weiteren aufschluss; vor *r* und consonanz erscheint der primäre und secundäre umlaut. auch sonst be-



stätigen die verhältnisse in der G. mda. das was über den umlaut im bair. bisher festgestellt ist. der umlaut des *o*, *ō*, *ū*, *uo* ist glatt zu belegen, für den umlaut des *au* spricht *gāi* 'gau', *hāi* 'heu', *vrāida* 'freude', dagegen hat *štrēbm* 'streuen', *vrēbm* 'freuen', wie in der mda. von Imst (s. 40, Tirol. mda. s. 43) die alten stammformen *strewi*, *frewi*, die fürs altbair. nicht belegt sind (Altbair. gramm. § 143), aber durch diese entsprechungen dafür sicher gestellt werden. — der umlaut des kurzen *u* ist im obd. nicht in allen fällen durchgedrungen; wir wissen jetzt ja aus unsern obd. mdaa., wie es sich im grossen und ganzen damit verhält, aber ich kann nicht sagen, dass diese frage, trotzdem man sie seit JGrimm (Gramm. I<sup>3</sup> 161f) nicht mehr aufser acht gelassen hat, ihre endgültige lösung gefunden hätte, und die festen lautgesetze, die nach FWilhelms annahme DLZ 1908 sp. 415 schon längst bekannt sind, harren noch der formulierung; bis zur erledigung dieser frage muss es aufgabe jeder vorsichtigen arbeit sein, das material zu sammeln und zu ordnen. — sonst bieten die vocale keine sonderentwicklung die dem bair. ursprung widerspräche; die umlaute mhd. *ö*, *œ*, *ü*, *iu*, *üe* haben auch in der G. mda. die rundung eingebüßt und sind mit mhd. *e*, *ē*, *i*, *ī*, *ie* zusammengetroffen. die articulation der *o*, *u* ist wie in andern teilen des südbair. etwas nach vorn geschoben (Tirol. mda. s. 27; Lessiak, Zeitschr. f. d. mdaa. 1906, 314). es ist eine jüngere lautentwicklung, die in Tirol nach der nasalierung, in der G. mda. vorher sich festsetzte. — der vocalismus der nebensilben weist noch auf die alten quantitativ geschiedenen vocale, auch die kurzen sind erhalten, freilich sind hier die verhältnisse in der G. mda. vielfach recht wirre, aber was T. bietet wird einmal gute dienste leisten, wenn dieses capitel fürs gesamtbairische bearbeitet wird. — die besprechung der dehnungsverhältnisse hätte in verbindung mit dem zustand im bair. überhaupt gebracht werden sollen; formen wie *ṽtn* 'schütten' s. 121, *vrētn* 'fretten' s. 174 mit altem *tt* neben *baltar* 'wetter', *vettar* 'vetter' und *-šnūta* 'schnitte', *trātū* 'treten' erfordern eine erklärang.

In der flexionslehre tritt uns die bewahrung alter bestände entgegen, die auslautenden kurzen vocale sind erhalten; dass dies aber auch in einem grössern teile Tirols der fall ist, hätte T. erwähnen sollen (vgl. Tirol. mda. s. 49 ff und auf der karte dazu die grenzlinie 13, die jetzt von Lessiak Zeitschr. f. d. mda. 1906 314 auch für die tirolisch-kärntische grenze bestätigt wird). bei den *ā*-stämmen gibt es noch eine kleine gruppe von fem. mit *-a* im sing. und plur., es sind alles wörter, welche, was bei T. nicht ausdrücklich hervorgehoben ist, eine mittelsilbe enthalten, für die entwicklung als zweisilbige stämme gelten ('nadel, leiter, fürstin, erlaubnis, zeitung, streiterei'). eine eingehende vergleichung der G. mda. mit den flexionstypen der andern bair. mdaa. hätte diesen abschnitt fruchtbringend erweitern können; es ist

zb. für die masc. *n*-stämme besonders zu vermerken, dass sich keine gruppen nach der bedeutung gebildet haben (anders in Tirol, zb. Tirol. mda. s. 49 u.) T. führt s. 243 gegen 20 alte mask. *n*-stämme auf, die im nom. sing. noch *-a* haben, im dat. und im plur. *-n*, der acc. ist dem nom. gleich; die gruppe enthält personen-, tier- und sachnamen. an verschiedenen orten verzeichnet T. den schwund der endung mhd. *-en*, wenn *m*, *n*, *nd*, *l* oder auch *r* vorausgeht (s. 245. 248. 252. 258,3. 5. 257,2 u. a.). es fehlt da eine zusammenfassung der erscheinung unter einem einheitlichen gesichtspunct und der hinweis auf die gleiche in Tirol (vgl. Tir. mda. s. 55 anm. abs. 2) beim pronomen der 2 pers. ist in all diesen sprachinseln der plur. 'ihr' allein gebraucht (Cimbr. wb. s. 110; Bacher s. 188), während das geschlossene bair. gebiet die alte dualform *es* aufweist. — beim verbum greife ich die bildung des prät. der schw. vv. heraus, um die prät. auf *-ocht*, *-acht* usw. einmal zur sprache zu bringen, die FWilhelm in der DLZ 1908 sp. 416 sogar in den bereich der altbair. grammatik gezogen hat. die G. mda. (T. § 201) hat vor dem *t* einen mittelvocal (der wie die nebensilbenvocale überhaupt in bunten formen auftritt); damit stellt sie sich zum gesamtbair., für das schon Weinhold Bair. gramm. s. 314 u. die endung *et* angegeben hatte (Schmeller Mdaa. Bayerns § 915; Schwäbl Die altbayer. mda. § 82; Schiepek Satzbau der Egerländer mda. § 168, Gebhardt Gramm. der Nürnberger mda. § 396, Wirth Die Sechshämter mda. § 47; Nagl Roanad s. 202 f; Lessiak Beitr. 28. 208 ff; Cimbr. wb. s. 114 n. Bacher Lusern s. 194), in der Mda. von Imst s. 175 erklärte ich das auftreten des vocals dadurch, dass das altbair. prät. der schw. vv. *n*, *m* auf *ōti*, *ēti* die grundlage gebildet hat, auf der die heute allein gebrauchte bildung auf *et* erwachsen ist, dem schlossen sich Lessiak und T. an. Schönbachs aufsatz über den conjunctiv prät. im bair.-österr. Beitr. 24,232—238 vermisste, ohne die mda. von Imst heranzuziehen, die klare anschauung über das historische aufkommen dieser bildung und gab der vermutung ausdruck, dass dies alte prät. auf *-ōta* bei der entwicklung der heutigen form des prät. zu beachten sei; sie gilt freilich zunächst der im spätern mhd. auftretenden form des prät. auf *-acht*, *-ocht*, die in stattlicher anzahl in einer Grazer hs. vom jahre 1407 vorkommt und da verzeichnet ist; sie ist auch sonst in einigen hss. zu finden (Weinhold Bair. gramm. s. 306. 315). Weinhold und Schönbach sprechen von einschiebung eines aspirierten guttural lautes, von gutturaler affection, von einem inhärierenden guttural. für den guttural lässt sich aber keine erklärung geben, und wäre auch einmal einer gesprochen worden, so müste er doch in irgend einem teile des bair. noch zu finden sein. aber es existierte gar keine endung des prät. auf *-ext*, sondern immer nur *-et* (*-ot* . . .), und das auftreten der schreibung *-ocht*, *-echt*, *-acht* erklärt sich höchst einfach: es gab

im bair. eine endung *-ocht*, *-echt* als adjectiv-suffix, über sie vgl. Wilmanns II 467, Weinhold Bair. gramm. s. 203 f, meine Altbair. gramm. § 41 d. sie hat unter schwachton den guttural eingebüßt, unter stärkerem neubeton erhalten, das weist heute die mda. aus, so zb. Mda. von Imst s. 107 *rpatlayt* und *reatelat* 'rötlich', soweit nicht zu gunsten einer form ausgeglichen wurde. diesem suffix blieb aber der vocal gewahrt, und der war derselbe der auch der endung *-et* (*-ot* ...) des prät. zukam (und den in teilen des bair. alle unter stärkerem neubeton gesprochenen vocale hatten, vgl. im Pustertal *a* für alle ursprünglich langen nebensilbenvocale Tirol. mda. s. 54, aus dem mittelbair. zb. entsprechungen wie Mieraching aus *Muotrih*-. Freisinger tradd. ed. Bitterauf nr 193, Egmatting aus *Ehamōt* nr 173, Perlach aus *Peratōhc* nr 138, Taglaching aus *Tagaleih*- nr 121, Altham aus *Altheim* nr 127, Pilgram für *Piligrin* Schmeller I 385 ua.). es wurde also in adjectiven die endung ohne guttural genau so gesprochen wie die endung des prät., also etwa *narroht* als *narret*, *-at* wie das prät. altbair. *porōta* als *poret*, *-at*. weil es nun die schreibung *narrecht*, *-acht*, die durch die einstige aussprache gesichert war, gab, nur deshalb sind auch die prät. auf *-et* mechanisch mit *ch*, *h* geschrieben worden, ohne dass der guttural jemals gesprochen worden wäre. *ich haszucht*, *er dechächt*, *regnocht*, *padechten*, *wezimmerächt* sind zu nehmen als *hazzet*, *dechet*, *regnet*, *padeten*, *bezimmeret*, wobei *-et* die lautform *-at*, den vocal der nebensilben gehabt hat. in den Niederösterr. weist zb. finden sich nicht selten prät. auf *-et*, wofür auch *-ät*, *-at* geschrieben wird vgl. *prauchet* I 34, 9, *fischät* I 35, 13, *zōrat* I 36, 15, dazu den flurnamen *ins Pirchadt* I 68, 12, in dem *-adt* die alte endung *-oht* vertritt.

Wenn von *prat* 'brett' der dat. sing. *prādā*, das dem. *prādā* (s. 121) hat, so ist da sicher eine ersetzung des allein berechtigten *t* durch *d* nach dem muster von *pot* 'bad', dat. *puādā* vorhanden, entgegengesetzt in *gašait-tar* 'gescheid' (123 u.); es ist von T. nicht erklärt. — s. 231 wird in *zlūffm* 'schlafen' die kürze notiert, aber s. 103 steht *zlufm*. — zu *pfutšafail* 'tautologische zusammensetzung aus pfeil und mhd. *viltzer* pfeil' wäre Schmeller I 445 dienlich gewesen, es ist *pfutše-pfeil*: so bei Schmeller und in Imst, in der G. mda. wurden die *pf* differenziert, in Pernegg umgekehrt *fitšapfæil* Beitr. 28, 136. — in dem *ll* in *ville* 'füllen' (s. 228) seh ich ein demin., vgl. s. 222 *khelle* dem. zu 'kohle'. — unter *i* (s. 185) wäre auch *nībl* 'fein regnen', das sich s. 139 findet, anzuführen gewesen. — s. 125 wird die annahme, dass *sk* zu *šk* und mit allmählichem erlöschen des *k* zu *š* geworden sei, zu unrecht auch Wilmanns zugeschrieben, der doch an der citierten stelle ausdrücklich sagt, 'dass zunächst die tenuis *c* zum spiranten *ch* wurde'. — s. 27 anm. ist zu lesen 'für stimmlose lenis' statt stimmhafte.

Hötting, 16. aug. 1908.

J. SCHATZ.

Glossar zu den Liedern der Edda (Sæmundar Edda) von HUGO GERING. dritte auflage. Paderborn, F. Schöningh 1907. XII u. 229 ss. 8°. — 4,50 m

Die dritte auflage des kleineren Eddaglossars ist zunächst für den studierenden eine erwünschte gabe, weil sie dem Gering'schen Eddatext angepasst ist, während in den letzten jahren der widerspruch zwischen ausgabe und wörterbuch dem anfänger das einlesen erschwerte. der vf. hat in gewohnter gründlichkeit die artikel revidiert und aus älterer und neuerer literatur nachgetragen was er sich aneignen konnte. die methode wonach G. die bedeutungen der wörter angibt, ist bekannt; als anschauliche beispiele nach drei verschiedenen richtungen hin mag man nehmen, dass *grímmr* in sechs bedeutungen gespalten wird: 1) 'grimmig, trotzig', 2) 'feindlich gesinnt', 3) 'grausam', 4) 'bitter', 5) 'schmerzlich', 6) 'schrecklich'; dass die gegenwerte von *mál* (*máhl*) diese reihenfolge bilden: 'sprache'; 'wort, rede'; 'gespräch, unterredung, beratung'; 'spruch in gebundener rede, gedicht'; 'verabredung, vertrag'; 'redegabe'; 'streitfrage'; endlich dass für die beiwörter *fróþr*, *horskr*, *snotr*, *spakr*, *viss*, *vitr* jedesmal die adjective 'klug, verständig, weise' oder zweie davon anrücken. es wäre nicht angebracht, jetzt bei der dritten auflage des buches das verfahren einer kritik zu unterziehen. eine kleine verschiebung nach der sachgemäßerem behandlung hin bemerkte ich in dem artikel *hvass*: zu den abteilungen 1) 'scharf, schneidend', 2) 'scharf, durchdringend', 3) 'schmerzlich', 4) 'wild, mutig' war früher noch eine fünfte, 'gierig', getreten (für *Þr. 25 bíta hvassara*): diese ist jetzt in 1) aufgegangen. dasselbe hätte bei 3) geschehen können, und entsprechendes in ungezählten fällen.

Der neuen auflage ist auch ein namenregister beigegeben, praktischer weise die personennamen mit den übrigen in fortlaufender reihe. und der vollständigkeit halber sei erwähnt, dass ein freund der geschmackvollen Gering'schen vorwortspolemiken auch diesmal auf seine kosten käme. ich füge noch in alphabetischer folge ein par einzelbemerkungen bei, die sich mir beim durchblättern ergaben.

*darroþ* f. 'speer' ist nach lautform wie stamm-bildung ungläubhaft, mag man es als englisches lehnwort fassen oder nicht. der zum Valkyrienliede erfundene männernamen *Dorruþr* zeigt, dass man die in der dichtung mehrfach begegnende form *darraþar* auf einen masculinen *u*-stamm bezog. darauf müste die behandlung von Akv. 4, 7 rücksicht nehmen.

*draga* wird Akv. 33 die gewöhnliche bedeutung 'ziehen' haben. *fiall* übersetzt G. s. 49 richtig mit 'berg, gebirge', aber unter *rosmuþioll*, *þáfiall* unrichtig mit 'fels'.

*folk* kann in der Edda überall, als simplex wie als erstes compositionsglied, die ältere bedeutung 'exercitus, phalanx' haben. *folktþandi* ist dann nicht der genrehafte 'wanderer', sondern der 'recke'. die von G. für zwei stellen angesetzte bedeutung 'volk

als politischer verband' ist umso weniger annehmbar, als sie auch der prosa abgeht (denn nr. 7 bei Fritzner 'einwohnerschaft, bevölkerung' ist etwas anderes).

*góla*: 'jmd (durch kitzeln) zum kreischen oder kichern bringen, jmd lachen machen'. G. nennt dazu eine stelle bei KGíslason, wo weder von kitzeln, noch von kreischen, kichern oder lachen die rede ist. G.s eigne übersetzung von Sg. 9 *verþ mik góla af grímmum hug* 'ich werde aus wut kreischen oder lachen müssen' stimmt nicht zu seiner bedeutungsangabe (danach könnte es nur heißen: 'ich muss mich zum kreischen bringen') und passt herzlich schlecht in die situation. wie immer der zusammenhang mit *gala* sein mag, der sinn von *góla* ist längst vorgeschritten zu 'erluben, ergötzen'; schon in der ältesten skaldensprache haben wir *góla hrafn* genau wie das sonstige *gleþia hrafn*. also das wort der Brynhild ist zu übertragen: 'ich muss mich erluben aus meinem hassvollen sinne heraus'; das ist so viel wie: 'ich muss meinen grimd durch rache kühlen' — und darauf folgt passend die aufreizung Gunnars str. 10.

*hvi*: G. setzt für drei stellen die bedeutung 'wie' an; das richtige bemerkte Detter Idg. anz. 11,113.

*hóttin* ist nicht 'hochburg', sondern 'hochfeld, hochgelegener hofplatz'.

*innan*: ob *ganga innan* 'hinaus (ins freie) gehen' bedeuten kann, bezweifle ich; dicht neben einem *ills of fylld* stehend, kann *innan* doch nur dazu gezogen werden; richtig Detter-Heinzel n 462.

*kostir*: für Skm. 13 *kostir'u betri* stellt G. den sinn 'entschlossenheit' auf, ohne stütze, soviel ich sehe. ich fass es als 'besseres steht zur wahl dem, der . . (es gibt besseres für . .)'; ungefähr gleich *beira er til kostar*.

en *koistskópa* Hamp. 4 dürfen wir nach den zahlreichen skaldischen parallelen (*vandar iðtunn*, *selu gandr*, *storþar galli* usf.) nur auf den wind, nicht auf die sonne beziehen.

Das von G. conjicierte *á légi* Hllu. n 8 fehlt im glossar.

*maþr*: 'einmal schon in der abgeschwächten bedeutung des nhd. 'man': Fw. 7,2': das gleiche gilt für mehrere Háv.-stellen, wo *maþr* stablos vorausgeht. dagegen nur auf G.s rechnung kommt das unmögliche *manna sian hundruþ* Gu. iii 7, 3.

*minka*: *minki* Ghv 22 ist unvers. 3. sing.

*røk* n. pl.: wenn das wort zu *rakjan* gehört, wie will man dann den vocal -ø- erklären? ein urn. *\*rakju* konnte doch nur *\*rek* ergeben. man wird also doch *røk* anzusetzen haben, <*\*raku* n.pl., das mit dem ahd. *racha* zwar nicht identisch, aber aufs nächste verwant ist.

*samtýnis* 'in demselben gehege': vielmehr 'mit angrenzendem hofplatz = hof an hof' (Am.83 übr. 'seite an seite').

*serkr* 'oberkleid, waffenrock': das einfache *serkr* bedeutet 'unterkleid'; nach Lex.poet. hat *serkr* die bedeutung 'brünne' nur

in verbindung mit andern wörtern; so auch Vqls. str. 25,8 *serkr iárnofinn*. daher ist die conjectur Hfl. II 8 *serkr gurfisk* (wo doch die brünne gemeint sein müste) bedenklich.

*skutill*: auch Rþ. 4 nimmt man besser mit Heinzel GGA. 1904 s. 195 den sinn 'platte' an, anstatt 'tischchen'.

*smokkr* ist nach Einreidin 14, 144 nicht 'brusttuch', sondern eine art blouse.

*sótt* kann sinneshalber mit got. *gasahts* 'vorwurf, tadel' nichts zu tun haben; *sótt* gehört zu *sanctus*, *gasahts* zu *sakan*.

*tafla* heisst nicht 'tafel, brett' (= *tafl*), sondern 'brettstein, spielfigur'.

*taugreptr salr* ist nicht ein 'durch zusammengeflochtene zweige gebildeter' saal, sondern ein saal, dessen dach (*raptar*) aus flechtwerk besteht.

*teygja*: G. hält das *ἀπ. λεγ. teygia* 'zeigen' = g. *ataugjan* und das geläufige causativum von *tiuhan* für ein und das selbe wort; er will die brücke so schlagen: ein tier (durch zeigen einer speise) anlocken!

*valbaugr*, *-rauþr*, *-ript* ist gewis nicht auf *valr* 'strages', sondern auf 'wälsch' zu beziehen: sieh AlBugge Vesterlandenes indflydelse s. 144.162.

Berlin.

A. HEUSLER.

---

Sivert N. HAGEN, On the origin of the term Edda [s.-a. aus: Modern language notes, may 1904].

Eine neue erklärung des namens *Edda* zu versuchen, war bei dem bisherigen stand der frage nichts weniger als überflüssig. der vf. des obigen aufsatzes hat folgenden gedanken gehabt: *Edda* ist eine etymologisierende übersetzung des lat. (*ars*) *metrica*; man hat *metrica* mit *matrix* (acc. *matricem*) 'stammutter' in verbindung gebracht und ist dadurch auf das mindestens aus der Rígsþula bekannte wort *edda* 'urgroßmutter' geführt worden.

Diese erklärung ist weit besser als jede der früheren. sie ist auch ungleich stärker gegen die kritik gewappnet, als die meisten der aus dem Buggeschen gedankenkreise hervorgegangenen combinationen. ihre voraussetzungen passen so gut zu der cultur der zeit, dass eingehende erwägung nur zu immer unbedingterem beifall führen kann.

Snorris Edda ist das hauptwerk der altisländischen litteratur, wenn wir unter litteratur diejenige production verstehen, die ihrer art nach erst seit einföhrung der lat. schrift möglich war. die lat. schrift war der hauptfactor der mittelalterlichen bildung, die mit ihr und durch sie ihren einzug hielt. der beröhrung dieser mittelalterlichen bildung mit den schätzen der heimischen tradition sind die ewig denkwürdigen leistungen der Isländer in geschichtsschreibung, grammatik und poetik entsprungen. Ari, der

anonymus des ersten grammatischen tractats, Snorri Sturluson und mancher andere emsige *φιλόλογος*, sie alle haben wahrscheinlich latein verstanden, jedenfalls die anregung zu ihrem schaffen von lateinischen mustern empfangen. sie alle waren gelehrte, wenn auch gelehrte recht verschiedenen schlaes, und wenn Snorris gröfse mindestens ebenso sehr auf der sagamäfsigen kunst der menschenschilderung, der fülle und eleganz und dem feinen humor seiner darstellung beruht, als auf dem talent zu sammeln und einzuteilen, so bleibt er darum doch ein gelehrter schriftsteller.

Schon die Heimskringla entfernt sich durch ihre anlage und durch die gedanken des prologs und der Ynglingasaga weit von der durchschnittlichen saga. die anfangsworte des werkes selbst — *kringla heimsins* — sind eine widergabe des lat. *orbis terrarum* und mit der idee zugleich von Snorri aus gelehrten kreisen übernommen. weit technischer, esoterischer ist das gepräge der Edda. die metrischen und stilstischen erörterungen sind ganz schulmäfsig; der verfasser hat wol selbst das bedürfnis empfunden, sie durch gefällige beispiele und durch bunte geschichten zu beleben. das gelehrte frage- und antwortspiel in der Gylfaginning weist auf vorbilder wie Königsspiegel und Elucidarius. noch bedeutsamer für uns sind die sprachlichen reflexionen der vorrede: *Trór = Þórr, Sibl = Sif*.

Wenn nun der cod. Ups. uns belehrt: *Bók þessi heitir Edda*, so ist *Edda* offenbar als der name, nicht als der titel des buches aufzufassen, d. h. die bezeichnung steht nicht parallel mit überschriften wie *Guðrúnarkviða*, *Sverrissaga*, *Skáldskaparmál*, sondern mit conventionellen namen wie *Grágás*, *Gullþjóðr*, die wesentlich gleichartig sind mit *Sigrfluga*, *Ormr inn langi* und dergl. es ist klar, dafs die bezeichnung *Edda* der echt volkstümlichen freude an der namengebung entsprungen ist. 'urgroßmutter' als heiti für eine handschrift, das war nicht seltsamer als 'goldfeder' in derselben rolle, wol aber waren beide vortrefflich geeignet, im gedächtnis zu haften, eben weil sie auffallend, geheimnisvoll waren. romantische betrachtungen, wie man sie in neuerer zeit an die eddische urgroßmutter geknüpft hat, konnten wol auch einem Isländer des 13 jahrhunderts nahe liegen. dem erfunder der 'Edda' selbst, also doch wahrscheinlich Snorri, ist — das werden wir trotz Hagen annehmen müssen — der appellative sinn des wortes nicht blofs bewusst gewesen, er hat ihn auch in beziehung zu dem inhalt des buches gesetzt. der vf. deutet selbst die möglichkeit an, dass bei der bildung des wortes *Edda* das weibliche geschlecht von *bók* mitgewirkt haben könnte. m. e. ist das sicher der fall gewesen; man denke an andere buchnamen, zb. die oben angeführten. eine solche einwirkung des grammatischen geschlechts ist aber nicht ohne einen gewissen grad von personifizierung möglich, am wenigsten wo ein persönliches appella-

tivum im spiel ist. so ist es keineswegs ungereimt, mit Jacob Grimm und Müllenhoff anzunehmen, dass schon dem Snorri das buch mit all seiner 'fróði' als eine vieles wissende urgroßmutter vorgeschwebt hat. aber wenn der name zu solchen gedanken führen konnte, gewis haben sie allein ihrerseits nicht zu dem namen geführt.

Und doch ist auch der name durch ein geistreiches spiel geschaffen worden. er ist nicht wie H. annimmt, schlechweg eine falsche übersetzung des lat. *metrica*. die rolle dieser vocabel war damit erschöpft, dass sie das altertümliche wort *edda* in eine blitzartige neue beleuchtung rückte, so dass es geeignet erschien, als name für das gesetzbuch der skaldentechnik zu dienen. unter den associationen, die in diesem acte zusammenwirkten, braucht keineswegs ein falsches urteil über die verwantschaft von *metrica* und *matrix* gewesen zu sein. das wäre eine etymologie ohne jede sachliche grundlage gewesen, sehr verschieden von *ds*: 'Asia, Titulus: Titanus, anderseits auch von *Titus Livius*: 'Teitr lividus' = *Teitr enn ofundsjúki* (Gislason Prøver 382). es genügte, wenn die lautliche ähnlichkeit auffiel. denn gleichzeitig wirkte das mit *matrix* verknüpfte *edda* mit seinem archaischen gefühlswert und mit einer naheliegenden phantasie im gefolge. die phantasie kann übrigens auch diese gewesen sein: das buch soll die stammutter aller künftigen 'skaldschaft' werden. — fassen wir zusammen, so lässt sich die prägung des Eddanamens so beschreiben: zwischen den termini (*ars*) *metrica* und *edda*, die beide in einer gewissen inhaltlichen beziehung zu Snorris werke standen, stellte *matrix* die verbindung her; durch diese verbindung gieng — rein gefühlsmäßig, associativ — das bessere sachliche anrecht des lateinischen ausdrucks auf den isländischen über, der ohnehin den heimischen erdgeruch vor jenem voraus hatte, dessen sachliches anrecht aber ungleich geringer war. kurz: *edda* 'urgroßmutter' ist unter dem einfluss von lat. *metrica* zum buchnamen geworden. derart modificiert, dürfen wir Hagens hypothese dankbar annehmen.

H. sucht sie durch z. t. recht weit abliegende parallelen zu stützen, während er auf das milieu des angenommenen vorgangs selbst nicht näher eingeht. seine auffassung des problems wird u. a. dadurch charakterisiert, dass er im selben band der Mod. lang. notes den *héah Healfdene* des Beowulf aus *altus Diomedes* (= *dimidius*!) erklären will. 'dá hœret ouch geloube zuo!' hat ein amerikanischer fachgenosse in der Anglia dazu sehr milde bemerkt. aber mag auch die gesamtanschauung fehlgehn, der einzelne gedanke kann plausibel sein.

Breslau im september 1906.

G. NECKEL.



Det gamle norske ønavn Njardarlog. af MAGNUS OLSEN [Christiania Viden-skabs-selskabs forhandling for 1905. no. 5]. Christiania 1905. 29 ss. 8°.

Hærnavi. En gammel svensk og norsk gudinde. af MAGNUS OLSEN. [Christiania, Vid.-selsk. forhandl. for 1908. no. 6.] Christiania, Dybwad, 1908. 18ss. 8°. — 0,50 kr.

Am ausgange des Hardangerfjords liegt die insel Tysnesø. im mittelalter hieß sie *Njarðarlog* oder *Njarðarlaug*. O. stellt fest, dass die erste schreibung die authentische ist, und erklärt *Njarðarlog* (f. sg.) als 'bezirk des Njörð', wie *Þróndalög* (n. pl.); die abweichende flexion beruhe auf der analogie anderer inselnamen; einige ortsnamen, die anscheinend auch aus einem götternamen im gen. + *log* bestehn, werden angeführt. auf einen alten cultus des Njörð deutet nach O. auch der im nördlichen theile von Tysnesø an einem binnensee gelegene hof Vevatne, was er aus an. \**Vévatnar* 'heiliger see' oder 'see beim heiligtum' herleitet. das abgelegene wasser in einer dem Njörð gehörigen gegend erinnert an den 'secretus lacus', in dem das bild der Nerthus gewaschen wurde. dass die von Tacitus berichtete cult-handlung im heidnischen norden lange fortgelebt hat, zeigt die anekdote der Flateyjarbók von Gunnar Helming. (den zusammenhang der beiden berichte hatte schon Uhland gesehen. wenn er aber im norden den see und das bad noch vermisste, so füllt O. die lücke aus durch den hinweis auf \**Vévatnar*.) zwar kennt die ortsnamenkunde auch anderswo heilige seen, dass aber dieser heilige see nicht zufällig mit Njörð zusammen auftritt, dafür spricht auch eine ethnographische erwägung. die Hqrðar, zu deren gebiet Tysnesø gehört, sind wahrscheinlich ebenso wie die Harudes Caesars aus dem kimbrischen chersones gekommen, wo nach Ptolemæus (und wol auch nach dem Monum. Ancyr.) *Χαροῦδες* safsen, also aus einer gegend, in der die vielberufene insula Oceani jedenfalls gesucht werden muss. die *Harudōz*, die bald nach Christi geburt von Jütland nach Westnorwegen übersetzten, haben also den cultus der *Nerþuz* nach ihrer neuen heimat mitgebracht und ihm dort, wiederum auf einer insel, eine zweite stätte bereitet. hier war der ausgangs- und mittelpunct der verehrung des Njörð, von dem die Valþrúðnismál sagen: *lofum ok horgum hann ræðr hunnmorgum*. vielleicht ist auf demselben wege auch Tý, von dem in Westnorwegen nur Tysnes zeugt, nach Hqrðaland gekommen.

Der vf. verhüllt mit keinem worte den hypothetischen charakter seiner folgerungen. er tut es so wenig wie S Bugge, an den er in gedankenführung und ausdrucksweise erinnert und dem er zum schluss 'herzlichen und ehrerbietigen dank' darbringt. er macht sich ungefähr alle einwendungen, die ein zweifelnder leser machen würde, und tritt ihnen mit guten gründen entgegen. in seinem bedächtigen, trockenen ton fühlt man stark den reiz, mit dem seine combinationen den forscher selbst fortgerissen

haben. den grad der erreichten wahrscheinlichkeit kann nach vorstehender inhaltsangabe jeder annähernd abschätzen. entscheidende gegengründe sind, soweit ich sehe, nicht vorhanden; ebensowenig dürften argumente zu finden sein, die die ansprechende hypothese zur grundlage weiterer forschung tauglich machen könnten. aber wo gibt es endgültige beweise in der altgermanischen ethnographie und mythologie? liest man etwa PAMunchs grofsen, politisch gefärbten aufsatz über derlei fragen in den Annaler 1848, so wird man deutlich inne, wie der längere umgang mit dem stoffe und manche übereilung der früheren uns besonnener gemacht und wirklicher erkenntnis näher geführt haben. und doch überleben auch heute noch unbewiesene vorurteile, die besser fielen. was hat man zb. für die zeit um Christi geburt unter 'ikke-nordiske folk' zu verstehn? (Olsen s. 25.) gegen eine so alte scheidung zwischen Nord- und Südgermanen spricht alle wahrscheinlichkeit; die lautgeschichtlichen indicien die man dafür anführen könnte, reichen nicht weit. trägt nicht alles, so ist Skandinavien bis zur christianisierung Norddeutschlands ein rein geographischer begriff gewesen (und an etwas rein geographisches ist doch hier nicht gedacht). erst das christentum und die politik der Frankenkönige haben jene urgermanische lebenseinheit zerstört, um deren erkenntnis unsere altertumskunde sich müht. diese altertumskunde sollte freilich nicht länger die 'deutsche' heifsen (wie umgekehrt GSteinhausen sein büchlein gestrost 'Deutsche cultur in der urzeit' hätte nennen dürfen).

Doch dies nebenbei. — in einem puncte muss man dem vf. entschieden widersprechen. das nebeneinander von Tý und Njörð auf Tysnesø deutet er so, dass Tý hier noch als himmels-gott verehrt wurde, denn Njörð sei der erdgott. derartige reconstructions einer wahrscheinlich nie vorhanden gewesenenen dogmatik dürften heute wenig anklang mehr finden. und was den chthonischen charakter des Njörð angeht, so darf man allerdings wol nicht mit Müllenhoff die Terra Mater des Tacitus schlechtweg aus römischer umdeutung erklären — die alten marschbauern des Ingwaenengebiets opferten jedenfalls der Nerþuz *til árs* —, aber für den teil der bevölkerung der von der see lebte, war der *landás* (um mit Egil zu reden) doch wol schon damals eine schiffergottheit, wie Njörð von Nóatún. letztere function des gottes wird auch in Norwegen vorgeherrscht haben; dafür sprechen die isländischen quellen, die natur des landes und die concurrenz Þórs. — O. sagt einleuchtend s. 24, auf zwei wegen scheine der cultus des Frey-Njörð sich in die skandinavische halbinsel hinein verbreitet zu haben: über die dänischen inseln nach Schweden (Upsala), von da nach Drontheim, und zweitens geradeswegs nach Westnorwegen. eine frage kann man dabei nicht unterdrücken: wissen wir, ob der Frey-cultus auf der jütischen halbinsel älter ist als in Schweden? sollten nicht, wenn wirklich der name

Nerþuz in Jütland einheimisch war, die namen Yngvi und Frey östlicheren ursprungs sein? (cf. im runenliede: *Ing wæs ærest mid Eastdenum.*) manches spricht dafür, dass unter den Ingva-ones alle Germanen proximi Oceano, also auch die auf den dänischen inseln und in Südschweden, zu verstehn sind.

Das rückgrat der zweiten arbeit bildet die gleichsetzung der aus dem zweimaligen uppländischen Hernevi erschlossenen göttin Hærn mit der aisl. Hǫrn = Freyja. man darf die richtigkeit dieser gleichung wahrscheinlich finden, auch wenn man dem gedankengang des vf.s hie und da bedenken entgegenbringt. so ist ein masc. aschw. \*Hærne aus \*Harniēn sprachlich keineswegs ausgeschlossen; es gibt west- und ostn. auch langsilbige *jan*-stämme (Noreen I 244. II 319), und der gemein-germanische rückgang der *jan*-flexion (Kluge Stammb. §§ 13 f.) ist offenbar eine folge des i-umlauts, den das sprachgefühl hier als störung empfand: daher zb. aisl. *arfi* für *erfi* = got. *arbja*, daneben aber aschw. häufig *ærve*, und noch leichter wäre ein isolierter göttername \*Hærne denkbar. also nur aisl. Hǫrn lässt uns das starke fem. vorziehen. und selbst diese anknüpfung ist nicht ganz sicher. O.s zurückführung von Hǫrn, g. Hǫrnar auf älteres Hǫrn: \*Harnar = aschw. \*Hærn: \*Hærnar lässt sich anfechten. man wird sich schwerlich eine ausnahme geschaffen haben von dem festen system *vǫrn*: *varnar* usw. (vgl. Heusler Zs. d. ver. f. volksk. 1903, 36). statt des i-stammes empfiehlt sich vielleicht eher ein u-stamm: urn- \*Harnua, parallel mit der nahverwandten \*Nerþua. aschw. \*Hærn erklärt sich dann wie aschw. *læter*, *sen*, *Hallvæpær* udgl. (Noreen II 313 f., vgl. I 240 f.), und der aisl. gen. Hǫrnar könnte mit der isoliertheit des weiblichen u-stammes zusammenhängen; wie man auf der einen seite den i-umlaut durchführte, so auf der andern den u-umlaut. wie dem auch sei, jedenfalls ist die schwed. \*Hærn allen ernstes zu erwägen. der cult dieser göttin muss dem der Freyja so ähnlich gewesen sein, dass man sie mit letzterer identifizieren konnte, und dies weist auf ursprüngliche identität der beiden gestalten. O. hat für diese identität auch andere gründe. er befolgt dieselbe methode wie in der studie über Njarðarlög: aus der nachbarschaft von orts-namen die auf götterculte weisen, schließt er auf die mythische beziehung der betr. gottheiten und daraus auf die natur der einzelnen gottheit. so findet er es bedeutsam, dass unweit von dem einen Hernevi ein Ullevi ligt, und gewinnt daraus ein götterpaar Ullr und Hærn. in diesem schluss bestärken ihn die ebenfalls nahe beieinander liegenden namenpaare *Ulland* und *Frøland* (\**Ullarland*, \**Freyiuland*?), *Ullensvang* und *Frøines*, alle vier im norwegischen Hardanger. dazu kommt ein *Frøstolpt* (heute *Frøst-hult*) bei dem zweiten uppländischen Hernevi: die beweiskraft dieser parallelen bedürfte noch der verstärkung durch den nach-

weis, dass mythologische beziehungen sich auch sonst derart in der germanischen ortsnamengebung abspiegeln. Tysnes und Njarðarlog bedeuten darum wenig, weil die beziehungen von *Tiwaz* und *Nerþuz* sehr hypothetisch bleiben. ja, brächte eine schriftliche quelle bestätigung! aber diese bestätigung fehlt nun auch bei dem angenommenen verhältnis Ullr : Freyja-Hörn. O. sieht in Freyja-Hörn eine göttin der erdfruchtbarkeit und setzt sie = Nerthus, ebenso Ullr = Týr, und gewinnt so das aus Njarðarlog bekannte götterpaar. er versäumt nicht, jede seiner operationen einzeln zu begründen, und doch kommt ein recht schwankes gerüst zustande, auf dessen höhe man sich nicht auf die dauer wol fühlen kann. durch die beziehungen des donnergottes zu dem himmlisch-irdischen götterpaar, die O. noch nachzuweisen sucht, wird das system nicht glaubhafter. man geht bei einmaliger lectüre vielleicht gerne mit, gefesselt durch das problem, dessen oft bewährte hoffnungslosigkeit man vergisst, und durch das unleugbare geschick des verfassers im aufspüren von möglichkeiten und gründen. aber bald muss sich der zweifel regen. es ist das schicksal der germanischen mythologie, dass das misverhältnis zwischen dem wissensdurst den sie erregt und ihren mitteln ihn zu befriedigen allzu groß ist. ob die ortsnamenkunde dies verhältnis wird zum bessern kehren können? O. verheißt uns eine zusammenfassende behandlung der norwegischen ortsnamen, soweit sie auf alte culte weisen. er will dann auch die litterarischen quellen ausgiebig heranziehen. hoffen wir, dass es seiner geschickten hand gelingt, jene nachbarschaftshypothese als stichhaltig zu erweisen.

Breslau.

GUSTAV NECKEL.

---

Die isländische regierungsgewalt in der freistaatlichen zeit. von FRIEDRICH BODEN. [Untersuchungen zur deutschen staats- und rechtsgeschichte herausg. von OGierke, 78. heft]. Breslau, Marcus 1905. 101 ss. 8°. — 2,50 m.

Die vorliegende studie, die sich mit dem godentum beschäftigt, gliedert ihren stoff in zwei hauptteile : a) elemente, b) rechtsverhältnisse der isl. regierungsgewalt. ein kürzerer 3 teil gibt einen überblick über die geschichtliche entwicklung. diese einteilung hat sich dem vf. anscheinend mehr aus seiner arbeitsweise als aus freiem überblick des stoffes ergeben. der zweite abschnitt schließt sich großenteils als bloße erweiterung an die betr. teile des ersten an, die schon ausgesprochenen ansichten wiederholend, ohne principiell neues zu bringen. was s. 49 ff über die functionen und den begriff des godentums gesagt wird, gehört aufs engste zusammen mit den 'elementen', die s. 3 ff auseinandergesetzt werden. der grund für dieses verfahren ist wol nur darin zu suchen, dass der zweite

abschnitt fast ausschließlich aus den geschichtsquellen für das 13 jahrh. heraus gearbeitet ist (Sturlunga saga), der erste dagegen auf den Isl. sqgur und der Landnåma beruht. — der vf. fragt zunächst nach den quellen der machstellung des goden und findet sie nicht in territorialen verhältnissen, auch nicht im tempelbesitz, sondern in dem zusammenhang der godenfamilien mit dem uradel und in dem besitz von thingleuten, ein verhältnis, das mit der gefolgschaft gleichgesetzt wird. aus dem zweiten abschnitt sind hervorzuheben die lehrreichen erörterungen über unvollkommene verdinglichung des godords (teilbarkeit, untergang, veräußerung, vererbung, gründung). der verf. stützt seine thesen mehrfach durch verdienstliche zusammenstellungen, so über die abstammung der landnåmsmenn (19 f), über goden der älteren zeit, die keine bedeutende herrenmacht besessen zu haben scheinen (91), über die in der zweiten hälfte des 12 jh.s nachweisbaren godorde (94 f), über den untergang der godordform (97). in der schrift steckt solide arbeit, und alles was der vf. sagt ist wol durchdacht, aber leider ebenso schlecht vorgetragen wie gegliedert. wir erhalten manche interessante aufklärung über isländische verhältnisse, die, wie mit recht an mehreren stellen hervorgehoben wird, für die älteste germanische rechtsgeschichte von principieller bedeutung sind. der gedanke, dass das thingmannenverhältnis mit der gefolgschaft gleichzusetzen, oder besser: für das wesen dieser uralten einrichtung lehrreich sei, ist höchst plausibel. einen wichtigen beleg dafür, den der vf. nicht erwähnt, liefern die þingmenn Knuts des grofsen. es ist allgemein zugegeben, dass das þingmannalið sich aus dem königsfolge entwickelt hat (ABugge Vesterlandenes indflydelse 246 ff). da ist es angesichts des isl. þingmaðr vergebene mühe, den namen aus dem altengl. ableiten zu wollen. das synonymum *húskarl* = *þingmaðr* spricht deutlich genug. der ausdruck stammt aus der zeit der kleinkönige, die wie die isl. goden das gefolge auf dem thing brauchten. ABugge verfolgt die einrichtung — nicht den namen — bei den nordischen königen in Britannien bis in die mitte des 9 jh.s zurück. auch das südgermanische kennt den *dingman*, pl. *dingliute* (Graff II 196. 745; Mhd. wb. II 39; Lexer I 435; Schiller-Lübbers I 523). die bedeutung ist hier 'beisitzer des gerichts'. sie lässt sich mit der nordischen vielleicht vereinigen mit hülfe des taciteischen berichts. der führer der deutschen 'dingleute' ist der 'princeps iuridicus' — die dingleute sind die centeni der Germ. c. XII —, der der 'þingmenn' ist der gefolgsherr. gerichts- und gefolgsherr waren aber gewis oft identisch. dem herren auctoritas und consilium zu geben, war ursprünglich bei beiden die aufgabe des gefolges. die comites centeni darf man wohl mutatis mutandis so auffassen wie die von den goden (aus ihren leuten) ernannten beisitzer. der godene verband und die taciteische landsgemeinde stellen beide auf kosten

des einzelnen princeps eine gerichtseinheit her, die über Caesars 'principes inter suos ius dicunt' hinausgeht.

Abzulehnen ist des v.f.s beurtelung der heidnischen priesterwürde. hier hat er eine zu starke neigung, eine möglichkeit zu gunsten der andern gänzlich zu verwerfen. auch der tempelbesitz ist für die machstellung der goden ohne zweifel von anfang an sehr wichtig gewesen. seit urzeiten beruhte die hauptlingsstellung bei den Germanen oft auf dem priestertum. schon vor Islands besiedlung bestand vielerorten ein örtlicher und ursächlicher zusammenhang zwischen thing, heiligtum und führerschaft des tempelinhabers (RA<sup>4</sup> 1 338. 377 ff). folgende einzelheit kann als illustration dieser verhältnisse dienen: die Eyrbyggja sagt von dem eidringe im þórtempel des þórólf: *þann hring skyldi hofgoði hafa á hendi sér til allra mannfunda*. zu den insignien der könige von Dublin gehörte im 10 jh. der ring des þór (Bugge aao 79). dieser ring war nicht ein 'symbol des heidentums', sondern jedenfalls der fürstenwürde, er hatte aber vielleicht ursprünglich eine rein religiöse bedeutung.

B.s arbeit würde gewinnen, wenn sie auch auf das nicht-isländische Skandinavien rücksicht nähme. ein paar behauptungen gehn unbelegt und uncontrolierbar in den gedankengang ein (29 über *þingmadr*, 63 über *godorð*); hier vermisst man quellenkritik. zu s. 12 — tempelbau in der zweiten generation — wäre Sturla Kalmansson (Ldn. 18. 142) nachzutragen (diese vorgänge hängen wol mit dem rückgang des christentums nach der landnámszeit zusammen, cf. Bugge 368, wo, nebenbei bemerkt, die quelle sehr anfechtbar interpretiert wird: *flestir þeir er kómu vestan um haf* nicht = 'die meisten, die von westen übers meer kamen', sondern 'meistens solche, die . . .'). störend wirken nachlässigkeiten wie 'eine art bundestages' (46), 'des bedeutungswandel' (41), druckfehler wie 'des prinzijs' für 'des princeps' (101). überhaupt ist die lecture kein genuss. für die völlige abwesenheit des künstlerischen und psychologischen elements bei sehr technischen fragestellungen entschädigt der eindruck fleißiger und liebevoller forschearbeit.

Breslau.

G. NECKEL.

---

De latijnsche woorden in het oud- en middelnederduitsch door dr K. LATER.  
Utrecht, Kemink u. zoon. 1904. 170 ss. 8°.

Mit diesem buche, einer Utrechter doctordissertation, ist durch umsichtige und vorsichtige behandlung, wie sie der stoff erheischt, die lücke zwischen den arbeiten von Franz (für das ahd.) und Pogatscher (für das ags.) ausgefüllt. zur einleitung ist ein kurzer überblick über die römischen einfälle und eroberungen und die sonstigen berührungen mit den Romanen gegeben. dann folgt ein

alphabetisches verzeichnis der and. lehnwörter mit den belegstellen und eine liste des mnd. materials. im mittelpunct der arbeit steht die laut- und formenlehre. zum schluss ist eine kurze übersicht der lehnwörter nach culturhistorischen gesichtspuncten gegeben, und in einem anhang folgen die entlehnungen aus dem kirchlichen latein. im titel hätte nicht übergangen werden sollen, dass auch griechische substrate (zb. *kirika*, *pinxsten*, *pape*) in der abhandlung enthalten sind. es ist schade, dass der verfasser JH Gallées 'Vorstudien zu einem altniederdeutschen wörterbuche (für meine freunde gedruckt), Leiden 1903' nicht mehr hat benutzen können. zwar haben ihm nach seiner eigenen angabe die handschriftlichen grundlagen dieses buches zur verfügung gestanden, aber daraus ist nicht der gewinn geflossen, welcher sich heute leicht aus dem gedruckten buche schöpfen lässt. Later kennt annähernd 200 and. lehnwörter: durch Gallées sammlung mehrt sich das material fast um 150. ich werde diesen nachtrag im register zu meinen untersuchungen bringen, von denen zwei teile ('Handel und verkehr', 'Christentum') u. d. t. 'Norddeutschland unter dem einfluss römischer und frühchristlicher cultur' in Steinhagens Archiv für culturgeschichte 1905, heft III und IV erschienen sind, zugleich auch als Göttinger diss. (1904): Untersuchungen zu den griechischen und lateinisch-romanischen lehnwörtern in der altniederdeutschen sprache. zur probe möchte ich nur zu den 6 and. belegen für den anfangsbuchstaben *l* bei Later das nachzuliefernde material aufführen: *laḡandari* < mlat. *lavedarius*; *laḡandula* < mlat. *lavendula*; *lacertia* (mnd. *lackeritze*) < lat. *liquiritia*; *lamin* < lat. *lamina*; *lampreda* < lat. *lampreta*; *lanna* < lat. *lamina*, *lamna*; *laz*, *lazo* < lat. *laqueus* > afrz. *latz*, ital. *laccio*; *lenement* < lat. *lineamentum*; *linsi*, *linsin* < lat. *lens*, *lenten*(?), vgl. Later s. 66; *lobesca-lubesteko*, *lubistekul* < lat. *levisticum* (Kluge Etymol. wtb.); *lōrberi* < lat. *laureus*; *lumbal* < lat. *lumbus*; *lūra* < *lorea*, *lora*. — das mnd. *pēse* < *pacem* (kusstäfchen) fehlt, welches neben and. *kēsi* < *caseus* wegen des *ā* > *ē* interessant ist. lohnend ist auch eine durchforschung der modernen dialekte. zb. für westfäl. *kase* < lat. *casa*; *kipp* < lat. *cippus*; *kolter* < lat. *kulter*; *mīte* < lat. *meta* habe ich ältere belege auf deutschem boden nicht angetroffen.

Die grammatische darstellung ist nach dem vorbilde von Franz und Pogatscher angelegt. solche resultate freilich für die aufhellung der lautgeschichte und für die zeitliche fixierung der fremdwörter selbst, wie sie namentlich die arbeit von Pogatscher geliefert hat, standen von haus aus wegen der einfachen and. lautverhältnisse nicht zu erwarten. daher hat L. mit recht in ziemlich ausgiebiger weise das abd., ags. und mnl. material, zuweilen auch die modernen nd. dialekte herangezogen. doch vermiss ich öfter eine gründliche ausnutzung dieser sammlungen. so liefern seine ausführungen über die schicksale von roman. *ē*

und *ō* nichts zur aufklärung, sondern bringen nur eine wenig geordnete aufzählung; man vgl. dazu den anhang meiner dissertation. dort ist noch einiges besprochen, was ich darum hier übergehn kann, so namentlich die geschichte von *alamōsna* und *pilgrim*. bei den consonanten, welche im ahd. verschiebung erfahren, ist eine saubere gruppierung durchgeführt. am schluss der lautlehre ist dem verf. das misgeschick widerfahren, dass er das *h* vergessen hat, welches freilich nur durch and. *heretikeri* und mnd. *hederik* belegt ist. das capitel 'Flexie en genus' hätte nach Pogatschers vorbild im zusammenhang mit den suffixen behandelt werden sollen. denn die nicht lautgesetzlichen vorgänge an den lehnwörtern beim sogenannten suffixtausch und beim eintritt in eine germanische flexionsklasse sind principiell gleich. diese veränderungen müssen in erster linie auf lautliche und begriffliche assimilationen zurückgeführt werden, wie uns die beobachtungen am heutigen sprachleben beweisen; vgl. auch Pogatscher § 256—57 und § 276. aus einem lautlichen grunde zb. teilen sich die feminina der lat. *ā*-declination in zwei gruppen, was ich nachher mit hilfe der eigennamen im *Heliand* nachweisen werde, die ich hier noch in kürze besprechen möchte.

Die beobachtung der endungen lateinischer eigennamen gewährt einen einblick in die ersten flexivischen accommodationsprocesse, deren vorgang bei den fremdwörtern, welche uns literarisch überliefert werden, längst überwunden ist. diejenigen namen welche lateinisch indeclinabel sind, werden in dieser form übernommen und schliessen sich der *a*-decl. an: *Abraham, Adam, Betlehem, David, Isaac, Israhel, Joseph, Noe*. masculina auf *-as* behalten die endung und treten in die *a*-klasse: *Andreas, Elias, Jonas, Judas, Satanas*; flexionsformen sind nicht belegt von *Barra-bas, Kaiphas, Lucas, Thomas, Zacharias*. masculina auf *-us* bewahren gewöhnlich die endung und flectieren ebenfalls als *a*-stämme: *Bartholomeus, Lazarus, Mattheus, Petrus, Philippus*, ohne beweisende formen: *Archelaus, Malchus, Markus, Pilatus (Emaus)*. neben *Jakobus* wird schon *Jakob* gebraucht; auch das fünfsilbige *Octavianus* hat im genetiv die lat. endung eingebüsst: *Octavianas (-es)*, — die masculina auf *-es* treten mit erhaltung der endung in die *a*-flexion: *Erodes, Johannes, Moyses*. — *Jesus* hat im nominativ *Jesus* und *Jesu*, im accusativ in C v. 3258 *Jesu*, in M *Jesum*. eine tatsache, die für *Jesus* aus der form nicht ersichtlich ist, steht für *Christus* und *Roma* fest: beide lebten bereits in der volkssprache. *as. Crist* hat die lat. endung nicht mehr und flectiert als *a*-stamm mit der pronominalen accusativendung *-a, -an* (Holth. § 268 c).

Die feminina der lat. *a*-declination teilen sich in zwei gruppen: 1. *Eva* tritt zu den *n*-stämmen, *Maria* zu den *jōn*-stämmen (Holth. § 316); 2. *Bethania* findet sich als *jō*-stamm. für *Magdalena* und *Martha* fehlen ausschlaggebende formen. bei den volkstümlichen



lehnwörtern findet dieselbe zweiteilung statt: 1. *fakla*, *porta*, *strāta* usw. sind *n*-stämme geworden, 2. *pīna*, *nōno*, *Rūma*, *spunsia*, *palencia* usw. (beispiele bei Later § 91) sind *ō*- bez. *jō*-stämme. daraus ergibt sich (mit geringen ausnahmen) die regel, dass wörter, welche auf nasal (oder nasalgruppe) ausgehn, sich der *n*-declination nicht zuwenden. vgl. hierzu ESchröder Anz. xxv 25. der lat. flexionsvocal *a* wird zugleich vom as. aufgenommen.

Als *i*-stamm ist *Levi* behandelt. die flexion des as. *Judeo* als *n*-stamm ist aus der lat. form *Jūdaeus* nicht erklärbar, er geht von vulgärem *Jūdaeu*[m] aus. dem as. dat. plur. *Ebreon* ligt lat. *Hebraei* zugrunde. ebenfalls von der basis des lat. plur. auf *-i* muß man bei folgenden compositis ausgehn, bei denen ein as. gen. plur. angestrebt ist: *Egypteo-land*, *Galileo-land*, *Romano-liudi*. auf einen gen. sing. der *ō* declination deuten *Sodoma(-o)-burg*, *Sidonoburg*. diese formen sind natürlich ganz unbewusste analogiebildungen. wie eigentliche composita sehen *Nazareth-burg*, *Nil-strom*, *Oliwēti-berg* aus. auf diese weise fand man sich also mit den flexivischen problemen ab. eine andere aufgabe erwuchs den dichtern, wenn sie die fremdnamen im stabreimvers verwenden wollten. Pogatscher (§ 27) hat behauptet, dass die haupttonigen silben als lang behandelt würden, was durch Sievers (decanatsprogramm, Leipzig 1900) unhaltbar gemacht ist. dem widersprechen auch Kauffmanns darlegungen PBBetr. 12, 349. für die quantitäten werden sich keine regeln aufstellen lassen, sondern wir können ruhig zugeben, dass diese eigennamen, wie in der mittellateinischen poesie, ein vogelfreies gut waren. aber zuweilen fühlen wir noch den alten rhythmus hindurch: wenn der germanische dichter gezwungen war, den ersten hauptictus eines verses auf die erste silbe zu legen, so trifft der zweite gern die ursprüngliche worttonsilbe des eigennamens.

Zweisilbige namen, die lat. auf der ersten silbe betont waren, tragen in den flectierten dreisilbigen formen ebenso wie die dreisilbigen proparoxytona gewöhnlich nur einen versictus auf der ersten silbe, aber in lat. dreisilbigen paroxytonis zb. ist der lat. wortton im verse gern als ictus verwendet: v. 951 *thar te Bethania*, typus C — v. 4189 *est te Bethaniū* C — v. 768 *thar an Egypte*, C — v. 920 *bist thu than thoh Helias*, C — v. 965 *thar Johannes*, C — v. 60 *Érodes was*, E — v. 198 *Johannes quam*, E — v. 1591 *so Johannes duot*, E — v. 5304 *thar Pilatus was*, E — v. 685 *Érodesan*, am besten typus D. — — viersilbige lat. paroxytona tragen eine hebung an der lat. tonstelle: v. 764 *the was Archelaus*, A — v. 5515 *thie fan Galilea*, A.

FRANZ BURCKHARDT.

Stilistische untersuchungen zum König Rother von JULIUS WIEGAND. [Germanistische abhandlungen, begr. von KWeinhold, herausg. von Fr Vogt 22 heft]. Breslau, Marcus, 1904. XI und 209 ss. gr. 8.<sup>o</sup> 6,40 m.

Wiegands arbeit ist ein neuer wertvoller beitrag zur untersuchung der stiltechnik des 12 jh.s, und um so ergebnisreicher, als er eine reihe ähnlicher arbeiten der letzten 10 jahre zu den dichtungen der übergangszeit sich zu nutze machen konnte und seine methode auf sicherem boden steht. allerdings geht das buch ins breite und verlangt einen ausdauernden leser. der vf. behandelt zuerst einzelne stilistische erscheinungen der satzfügung, vornehmlich die wortstellung, legt das einfache, ungekünstelte des stiles im König Rother dar und geht den spuren altgermanischer technik in der variation und im paarbegriffe nach. nach ausführlicher besprechung der epischen umschreibung sowie der figuren und tropen stellt der vf. im hauptteil: 'Originalität und nachahmung' eine die kleinsten glieder der erzählung zerlegende formelsammlung auf. eingehend werden dann auf grund der stilistischen ergebnisse die frage der interpolierung des gedichtes behandelt und die beiden interpolatoren charakterisiert, die oberflächliche und auf das formelhafte gerichtete art des weltlichen und die aufdringlich moralische richtung des geistlichen; beide waren Mitteldeutsche. ein zusammenfassendes schlusscapitel bringt die ergebnisse der untersuchung. Rother steht — wie schon ESchröder wuste — der Kaiserchronik sehr nahe, dazu treten engere berührungen mit Roland und Alexander; von der spielmannsdichtung hingegen ist er durch den ton geschieden.

Für W. ist die stilistische untersuchung nicht selbstzweck; er will die behandelte dichtung in den kreis der literarischen erzeugnisse des 12 jh.s einordnen, indem er mit benutzung der 'vorhandenen arbeiten dem formelhaften des stiles besonders in den reimformeln nachgeht' und so das epische schaffen jener zeit in den grundlagen blofslegt. von vorteil dabei ist, dass er bei dieser breit ausgespannten untersuchung des epischen stoffes eine sachliche anordnung durchführt, indem er die erscheinungen altepischen lebens — besuch, empfang und abschied, unterredung, äufere erscheinung, höfische gewohnheiten, kampf und tod, ethische verhältnisse, werturteile, gefühle usw. — nach ihrer formelhaften verwendung in der dichtung sowie das verhalten des dichters zum stoffe betrachtet. darin dass der vf. bei der zerlegung dieser einfachsten vorgänge immer vergleichsweise verfährt und in diesem puncte lieber zuviel als zuwenig tut, ligt das hauptgewicht der arbeit. wenn dieser breite ausblick (s. 79—158) auf die denkmäler des 12 jh.s auch das buch anschwellen läßt, vervollständigt er doch in dankenswerter weise das bild mancher stilerscheinung, und die formelsammlung dürfte durch ihre alten belege auch für die stilbetrachtung der jüngeren epik von inter-

esse sein. dass die epische technik des 12 jh.s reich an formelhaftem ist, ist ja bekannt. eine die ganze mhd. epik überblickende arbeit dieser art, die den tausendmal wiederkehrenden *genesen* : *wesen*, *solde* : *wolde*, *gewerte* : *gerte*, *næme* : *gezæme*, *rechte* : *knechte*, *sande* : *lande*, *gesprochen* : *wochen*, *armen* : *erbarmen*, *gewieret* : *gezietet* usw. nachgienge, würde reiche ausbeute haben und das veralten (vgl. *dannen* : *mannen*, *sagen* : *verdagen*) und emporkommen der reimformeln zeitlich fixieren können. es würde sich gewis auch zeigen, dass der reimschatz mancher epigonen nicht viel über eine geschickte handhabung des formelschatzes der ausgebildeten epik hinausgieng und dass in dieser poesie fleissige lectüre und aneignung öfter als dichterisches talent wirksam waren. mit der notwendigen begrenzung des stoffes hängt es wol zusammen, dass der ausblick auf die spätere epik bei W. sehr spärlich ist und über gelegentliche heranziehung des Nibl. nicht hinausgeht. wenigstens in einem anhang hätte uns der vf. solche vergleichende ausblicke auf die technik des 13 jh.s nicht vorenthalten sollen. so weicht im höfischen epos die aus der germ. zeit fortlebende variation (Kchr. 14866 *der kaiser besante sine man, die vurst in dem rîche*) der parallelen bildung (*man, beide ritter unde knechte*); das attrib. hauptwort im genetiv, das im Roth. noch die voranstellung liebt, rückt allmählich hinter das subst. und erhält sich nur in bestimmten formen (mit dem artikel) und häufig formelhaft (*der gotes degen*); die umschreibung mit *lîp*, *herze*, *hort* usw., die dem naiven stil der alten zeit nicht geläufig ist, wird unter dem einflusse einzelner dichter zur allbereiten phrase, ähnlich ist es mit der verwendung des steigernden adverbs. die rhetorische frage wird ein beliebtes mittel, die erzählung abzubrechen und übergänge herzustellen u.ä. doch zeigt sich W. seiner aufgabe vollauf gewachsen, logisches erfassen der stilistischen begriffe sowie ästhetisches urteil tritt allenthalben hervor, man vgl. § 43. 52. 71. 129. dass die vorliebe der höfischen dichtung für die reimbrechung nur eine reaction gegen das erstarren des gedankens in den überlieferten reimformeln sei (§ 72), ist sicherlich gut bemerkt. für das wörterbuch wertvoll ist die ausführliche zusammenstellung der verwendung des adject. attributs im § 20, auch § 28 ist bemerkenswert. für den stil und die stilentwicklung wäre dabei eine stärkere betonung dessen was formelhaft episches gut und besonders volkstümlich ist, von interesse und auch hier der ausblick auf den gebrauch bestimmter dichter der höfischen zeit leicht.

Ich füge einige bemerkungen an, die sich bei der lectüre einstellen. die unter einer reimformel gesammelten beispiele sind verschieden zu bewerten : *lêrdis mich gôde knechte haven nach iren rechte* R. 4492 (§ 119) gibt sich anders als das formelhafte *si sprach deme gôtin knechte wol mit grôzeme rechte* R. 4708. auch sind die reimformeln insoferne geschieden, als es solche

gibt, bei denen nur die reimwörter fest, der inhalt wandelbar ist, gegenüber jenen, die nach ihrem ganzen inhalt formelhaft und stehend erscheinen. — die paarbegriffe § 45 sollten in blofs doppelgliedrige (*dir kint unde wip*) und in solche mit syntaktischem parallelismus (*von rîtdrin unde von vrouwen*) gesondert werden, denn in letzteren ligt unbewusstes stilgefühl oder bewusste bildung vor; auch *wip mit einem manne* und *wip unde man* sind nicht gleichwertig. anderseits erscheint die scheidung in concreta und abstracta für die beleuchtung stilistischen könnens nicht notwendig. — die unter die formelsammlung § 74 f. aufgenommenen zahlenangaben sowie die zeitbestimmungen sind nur zum geringeren teile formelhaft; wertvoller erscheinen die allgemeinen zeitangaben § 76, die in der älteren dichtung phraseologischen ausdruck fanden. — die sentenzen tut der vf. § 131 mit unrecht kurz ab; gerade hier würde durch verfolgung und angliederung des allgemeinen gedankens an die weisheit des volkes, soweit sie litterarisch überliefert ist, für die stilistische und gedankliche atmosphäre etwas gewonnen. die § 138 angeführten parallelstellen Roth. 2592, Kchr. 39, Rol. 3361 würden hieher gehören. — zu den verweisen des dichters auf den späteren verlauf der handlung (§ 131) wäre ein allgemeiner hinweis auf dieses altepische erzählmotiv angebracht. die zahlreichen beispiele im Roth. sind bezeichnend. — wortwiderholungen wie Roth. 4966 = 4972, denen Wiegand geringen stilistischen wert beimisst (§ 132), sind doch zeichen volkstümlicher epik überhaupt — man vgl. zb. das jüngere Hildebrandslied — und darum beachtenswert; im Roth. selbst scheint diese art allerdings nicht sehr ausgebildet. — in der sammlung paralleler stellen zu verschiedenen gedichten (§ 137 ff) sollten viele stellen, deren ähnlichkeit zufällig ist, und mehr noch jene, die nur entfernte ähnlichkeit haben und die sich leicht verzehnfachen liefsen, wegbleiben; besonders gilt dies für die mehrzahl der stellen aus den Nib. § 141, sie sind keineswegs bezeichnend. danach wäre auch die bezügliche bemerkung im § 190 zu berichtigen. — in rücksicht auf die in § 143 f. angeführten abweichungen des ersten vom zweiten teile lehnt W. eine eventuelle erklärang, dass der dichter während der arbeit seine technik geändert habe, als dem charakter eines mhd. dichters wenig entsprechend ab (§ 145). ohne die hinreichend bewiesene tatsache, dass unser Rother interpoliert und überarbeitet ist, bezweifeln zu wollen, ist eine solche abweisung a limine nach den jüngsten forschungen zur stilistischen und sprachlichen technik mhd. dichter nicht ganz berechtigt. die verschiedenheiten, die beispielsweise im § 143 f. aufgeführt erscheinen, betreffen fast durchaus wortgebrauch und reimgebrauch, sehr wenig wirkliche stilerscheinungen, und solche wandlungen wären auch bei einem dichter nicht völlig ausgeschlossen. dass W. in seiner eingehenden untersuchung der echtheit eine ganze reihe von stellen verteidigt, ist

nur zu billigen. allerdings erscheint mir das für den nachweis der unechtheit eines verses oft benutzte moment der formelhaftigkeit nicht immer zwingend, da ja Wieg. selbst etwa 30 proc. aller verse im Roth. als formelhaft annimmt. — der satz 'beordnung herrscht im Roth. noch durchaus' (§ 7) ist zu streng gefasst; man vgl. nur Roth. 437—456. künstliche periodisierung erscheint also nicht ausgeschlossen.

Man muss bedauern, dass der vf. seinem tüchtigen werke, das den ausdruck und reimschatz des gedichtes in solcher weise vergleichend behandelt — denn auch solche atomisierende arbeiten, die nur auf die äußere technik gehen, ohne ideengehalt und tendenz einer dichtung zu untersuchen, kann die wissenschaft nicht entbehren — für den nutzbringenden gebrauch kein register mit einem verzeichnis der wichtigsten reimformeln mitgegeben hat. so werden einzelne ergebnisse versteckt bleiben; zudem kommt manche stilerscheinung an verschiedenen stellen zur sprache, ohne dass immer die erwünschte verweisung stattfindet.

Leitmeritz, 1 sept. 1905.

ALOIS BERNT.

---

Der Münchener Oswald. text und abhandlung von GEORG BAESECKE. [Germanistische abhandlungen begründet von Karl Weinhold, herausgegeben von Friedrich Vogt. 28 heft.] Breslau, M. u. H. Marcus, 1907. xviii und 445 ss. 8°. — 16 m.

Bei der beurteilung dieses buches muss man scheiden zwischen der lösung der philologischen und der litterarischen aufgabe. dort, in der bearbeitung des textes, der darstellung der handschriften, ihrer herkunft, ihres abstammungsverhältnisses (I, s. 169—200), hat sich der vf. an die wissenschaftliche methode gehalten und schöne resultate erzielt. durch möglichste schonung der handschriftlichen überlieferung (außer M, woher die benennung 'Münchener Oswald', Mk [Münch. bruchst.], S [Schaffhausen], I [Innsbruck] sind noch die prosahss. s [Stuttgart], b [Berlin], n [Budapest] benutzt) hat er eine fassung des gedichtes gewonnen, die der vorstufe der in den hss. erhaltenen gestalt möglichst nahe kommt. wenn man auch einzelheiten anders auffassen mag, so wird man doch die gesamthaltung nicht anders wünschen. besonders gelungen ist die untersuchung über die sprache des alten gedichtes (II, s. 201—213), die aus dialektischen überresten in M und S als rheinisch (egend von Düsseldorf, Elberfeld) erschlossen wird; und über die reimweise dieses rheinischen originals, die aus der beobachtung der hsl. varianten und des umarbeitungsprinzips des Herzog Ernst B aus Herzog Ernst A aufhellung findet.

Aber es ist aufgabe der kritik, bei den negativen leistungen einzusetzen, zumal wenn sie so blendend vorgetragen werden wie hier. denn bestechend wirkt beim ersten zusehen dieser scharf-

sinnig durchdachte aufbau mit den hypothesen die mit so viel geist und zuversicht entwickelt werden, mit den beweis die auf eine solche fülle statistischen materials gegründet sind, mit der sorgfältigen übersichtlichkeit, die durch ausführliche register und orientierende randangaben erzielt ist, und überraschend genug ist auch das resultat: unser Oswaldgedicht ist keine einheitliche arbeit. es enthält zwar das original O, aber es ist durch sechs spätere dichter erweitert und teilweise umgearbeitet worden. das rheinische urgedicht O, der Rother und der ursprüngliche Orendel sind 'die vertreter des volksepos am Rheine' (s. 384). mit dieser definition sind der spielmännische und der geistliche gehalt möglichst zurückgedrängt. 'das werk ist in wahrheit höchst ernsthaft', 'nirgends auch ist eine geistliche tendenz sichtbar'. der spielmännische und der geistliche ton also sind durch die bearbeiter hereingebracht. jedem weifs der vf. seinen anteil bis auf den einzelnen vers abzustecken. \*MW (von dem der Wiener Oswald abzweigt), ein frommer mann, verfasste die wunder, \*Mz und \*MS<sub>1</sub> 'haben das gedicht mit ihren zusätzen weiter verchristlicht', es wird stärker an die christliche legende angelehnt, 'mit der es von hause aus so wenig gemein hatte', \*MS<sub>2</sub> fügte den frommen schluss an, \*MS<sub>3</sub> hat das spielmännische und burleske element betrieben, er machte das gedicht zu einem 'spielmännischen', \*MS<sub>4</sub> oder \*B endlich, ein Baier (die vorhergehenden waren rheinische leute), hat das so zusammengesetzte ganze 'durchgearbeitet, corrigiert, modernisiert und in richtige reimpaare abgesetzt' (s. 385—389).

Gewonnen werden diese ergebnisse durch beobachtung des inhalts (iii, s. 214—309) und der form (iv, s. 310—362) des gedichtes, also durch gefühlsurteile des intellectuellen, ästhetischen oder ethischen gebietes, und auf exactem wege durch sammlung der entsprechenden tatsächlichen momente. aber gefühlsurteile sind immer gefährlich, und die statistischen aufstellungen sind hier nicht beweiskräftig, ja zt. falsch.

Die erstbehandelte athetese in iii (abschnitt 1, 214—221) betrifft den schluss. er ist unecht von 3209 an (3209—3553, also 344 verse), und damit fallen noch weitere mit ihm in beziehung stehende frühere verse aus. 'Oswald erringt eine königin, damit er nicht erbelos bleibe (v. 49): ist das der gegenstand unseres gedichtes, so steht der wasserbottich des schlusses in lächerlichem widerspruche dazu'. aber worin besteht denn der widerspruch? ist ein psychologischer fehler gemacht worden? nein, denn Oswald hatte eben mittlerweile seinen sinn geändert, es handelt sich für ihn nicht mehr um erzielung der erfolge, sondern es handelt sich darum, ob er sein gelübde erfüllt und die prüfung die ihm von Gott auferlegt ist besteht. wenn man also die überlieferung aus sich selbst heraus erklärt, so stimmt alles: Oswald will eine frau nehmen um einen erben zu erlangen,

aber Gott will seine keuschheit. er unterwirft sich dem willen Gottes und führt ein asketisches leben. das ist ein echt mittelalterliches thema.

Nicht der Münchener Oswald steht mit sich im widerspruch sondern die erörterung Baeseckes. mit den worten 'ist das der gegenstand unseres gedichtes' muss doch wol gesagt sein, dass die absicht auf erbfolge die begründung für Oswalds heiratsgedanken sei, und dass diese stelle zum grundplan des gedichtes gehöre. nun aber schreibt B. diese verse, 43—50, erst dem dritten interpolator, \*MS<sub>1</sub>, zu (s. 245. 307. 349). von einer interpolation kann man aber doch nicht sagen, dass sie der gegenstand des gedichtes sei.

Der verfasser fährt fort: weil die schlussscene mit Gott als bettler unecht ist, so fällt auch das gebet Oswalds um schutz vor den feinden weg (2791—2804), denn beides gehört zusammen; das gebet stört aber auch die folgerichtige entwicklung der erzählung, die heiden erscheinen ja trotz des gebets gleich wider, und Oswald muss nun doch den kampf, den Gott eben abwendete, bestehn. es ist richtig, hierin ligt eine entgleisung. es ist ein widerspruch. aber widersprüche gehören zum handwerk der spielleute, und ihrem publicum kam es ja nicht auf eine harmonische gedankenentwicklung als vielmehr nur auf unterhaltung und rührung an. in unserm gedicht erklären sich solche unebenheiten zudem aus der verschmelzung zweier verschiedener stoffe, der brautraubsage und der legende. das gebet ist ein element aus der legende, der kampf eines aus dem sagenstoff. und ebenso ist der 'natürliche schluss', den der verfasser schon mit 3209 ansetzt, eben der sagenhafte schluss im spielmännischen sinne, der im gedichte tatsächlich überlieferte schluss aber ist der von der legende gegebene ausgang.

Bei dieser gelegenheit führt der vf. aufer den inhaltsgründen zugleich auch formale gründe an, nämlich die unreinen reime. seine aufstellung versteh ich nicht. es sollen 2 vocalisch unreine reime vorkommen, nach seiner eigenen sammlung auf s. 344 aber sind es 6, in wirklichkeit allerdings 8; 9 apokopen werden gezählt statt 12, reime von *b* auf *d* und *g* sollen fehlen, es sind aber 8 von *b* auf *g* da; im hauptteil vor dem schluss seien 12 reime von *ng*: *mm*, *nn*, statt 8 (8 sichere, die zahlen sind zt. B.s eigener zusammenstellung auf s. 342—45 entnommen). das ergibt für diese fälle nicht einen zu niedrigen procentsatz unreiner reime im schlusse, sondern einen etwas zu hohen (der schluss umfasst etwa ein zehntel des ganzen): es sind etwa 4 unreine bindungen zu viel; was soll aber das auf 344 verse eines so willkürlich reimenden gedichtes! eine blofs äußerliche, absolute zahlenstatistik mit so geringen ziffern genügt bei einem dichtwerk überhaupt nicht, da das statistisch messbare object nicht fortwährend unter den gleichen bedingungen steht. denn

sobald der inhalt wechselt, ändert sich der wortschatz, und das muss auch von einfluss auf die reime sein. so kann es gar nicht auffallen, wenn im schlussteil keine reime von *samt : ant*, gegen 22 im übrigen gedicht, vorkommen, denn eine gesamtheit von menschen tritt hier nicht auf, die *helde, herren, gräfen, dienstlute, marnære, kristen, heiden allesamt* spielen nicht mehr mit. ferner fehlen reime von *m : n*, aber auch in den 290 O-versen 951—1486 kommen keine solchen vor, zudem befinden sich unter den 21 bindungen *m : n* des übrigen teils 8 von *lobesam : man*, zu welchen im schlusse sich keine gelegenheit bot. diese statistik nun, deren fehler auf irgend einem versehen beruhen müssen, ist schliesslich methodisch gar nicht einmal gerechtfertigt. denn der schluss soll ja gar nicht von einem ver-fasser, MS<sub>2</sub>, herrühren, ca. 190 von den 344 versen werden dem interpolator MS<sub>3</sub> zugeschrieben. da aber diese interpolatoren gerade auch aus der verschiedenheit ihres reimgebrauchs erschlossen werden, so durften doch MS<sub>2</sub> und MS<sub>3</sub> hier nicht ohne weiteres als einheit gefasst werden.

Nachdem auf diese weise der schluss beseitigt ist, werden v. 35—42 eingeklammert, weil sie zu dem 'unechten schlusse gehören'. nun sind diese verse nach der tabelle s. 349 von dem interpolator \*MS<sub>1</sub> verfasst, der schluss aber von \*MS<sub>2</sub> und \*MS<sub>3</sub>, die jünger sind als \*MS<sub>1</sub>, und die unmittelbar auf v. 42 folgenden verse sind eben jene ebenfalls von \*MS<sub>1</sub> verfassten v. 43—50, welche den gegenstand des gedichtes bilden sollen. somit wird der schluss gestrichen wegen interpolation von MS<sub>1</sub> und ein teil dieser interpolation MS<sub>1</sub> wird gestrichen wegen des schlusses.

Aber vielleicht ist es überhaupt unstatthaft, dass die kritik die erörterungen dieses abschnittes auf ihre stichhaltigkeit prüft, denn 'alle bisher angenommenen streichungen sind hypothetisch gemeint' (s. 221). so gehn wir denn zu den nächsten abschnitten (2, 3 und 4, s. 221—261) weiter, in welchen die beiden andern deutschen fassungen des Oswaldstoffes in ihrem verhältniss zu dem Münchener gedicht untersucht werden.

Alle drei, der Münchener Oswald (\*MS), die prosalegende (\*zn) und das Wiener gedicht (\*WO), stammen aus einer quelle, dem rheinischen original, \*MS und \*zn gehn wider gegenüber \*WO enger zusammen. das original ist dargestellt durch die formeln \*MS + \*zn + \*WO oder \*MS + \*WO oder \*zn + \*WO. mit hülfe von \*zn und \*WO lassen sich nach dem vf. viele der schon im vorhergehenden abschnitt (1) gefundenen athe-tesen bestätigen, andere neu erkennen. in einer liste (s. 238—245) sind die übereinstimmungen der drei fassungen nebeneinander gestellt. einiges ist nicht genau. der rabe wird in \*WO nicht erst von der königin mit gold und silber ausgeziert, sondern schon an Oswalds hofe : MS 434—439 = W 115—120, dazu W 207 f. nur in \*MS und \*zn erwirbt sich der rabe urlaub



zu sprechen, nicht auch in \*WO. zur begrüßung des heidenfürsten durch den raben ist unter \*MS + \*zn hinzuzufügen 'und die junge königin', dagegen 'und seine mannen' für \*WO zu streichen. das schlagwort 'werbung' gehört unter die erste reihe \*MS \*zn \*WO, nicht unter die zweite \*MS + \*WO, denn sie steht auch in \*zn (z 47, 5).

Das sind nur nebendinge. aber das gesamtbild ist verzeichnet, denn die geistlichen und spielmännischen züge sind in diesem schema nicht stark genug ausgeprägt. auch hier scheint der vf. von parteinahme für seine ansicht, dass das ursprüngliche gedicht ein möglichst einfaches volksepos sei, beeinflusst. das reiseabenteuer des raben, der ring im meer, gehört allen drei fassungen, also dem original an; dass es sich in \*MS und \*zn bei einem einsiedler, in \*WO bei einem fischer abspielt, ist nebensächlich: fromm sind diese männer beide. sogar im wortlaut bestehen anklänge: *deme raben er ez under daz gevidere bant* MS 1284 — *her sprach, bint mirs vndir den flogil meyn* W 711. ebenso verhält es sich mit der hotschaft des raben an den heidenkönig (MS 955 ff, z 47, 6f, W 234 ff), und bei der werbung vor der prinzeßin (er redet von der taufe MS 1097, W 391 ff, 474 ff, bezw. der überbrachte brief handelt davon z 48, 6 ff); beim abschied des raben, den die prinzeßin Gott empfiehlt W 639, der himmlischen königin MS 1188, oder beiden z 48, 22 f. gewis haben \*zn und \*WO (und wol auch unser gedicht) 'geistliches, heiliges, wunderhaftes' eingefügt (s. 265). \*zn ist eben lediglich eine heiligenlegende und muste überhaupt den ganzen inhalt in religiöse beleuchtung setzen. und ebenso ligt in \*WO der schwerpunkt des ethischen interesses ganz auf der religiösen seite, denn der obwaltende grundgedanke ist der der heidenbekehrung. daraus erklären sich viele sonderheiten dieses gedichtes: darum gibt der rabe als zweck seiner sendung dem heidenkönig an, dass Oswald ihm schöne kleider verehren werde, wenn er sich taufen lasse, während er die werbung um die tochter verschweigt (230 ff); darum redet er der prinzeßin zuerst zu sich taufen zu lassen (389 ff), ehe er die werbung vorbringt; darum ist endlich der ganze schluss der bekehrung des heidenkönigs gewidmet, und darum besteht der versöhnende ausgang darin, dass alles getauft, und wer widersteht, ins meer geworfen wird.

Ganz radical verhält sich der vf. gegen das spielmännische. nur einmal könne eine solche scene bis zum interpolator \*Mz verfolgt werden (s. 261, 308). gemeint sind allerdings nur die 'eigentlich spielmännischen scenen', 'hanswurstintermezzi' (s. 260). aber wo ist hier eine grenze zu ziehen! übrigens hat sogar \*WO einen für die niedere spielmannsgesinnung charakteristischen zug: die angst vor dem hunger, 317 ff.

Und nun wird mit hilfe von \*zn und \*WO die unechtheit des schlusses von \*MS bestätigt. er fehlt in \*zn und \*WO.

aber \*zn und \*WO können ja doch auch selbständig geändert haben! \*zn hat das ende gebildet nach dem muster der heiligengeschichten, zu deren schema es gehört, dass am schluss die nach dem tode des gefeierten von ihm vollbrachten wunder-taten berichtet werden; \*WO schließt, seiner oben dargelegten tendenz entsprechend, mit der heidenbekehrung. fromm klingen beide aus, das würde also eher gegen Baeseckes streichung des religiösen schlusses von \*MS sprechen.

Mit dem schluss falle auch das gelübde (s. oben). aber \*WO hat doch auch ein gelübde wie \*MS? ja, aber ein anderes (s. 258f): 'es fehlt die grundlage zu dem legendarischen schlussgebäude'. nein, sie fehlt nicht! \*WO sagt: *so wil ich alle dy gewern dy an mir icht begern durch den willen deyn* 1212, und \*MS *wes er durch dinen willen begert, her got, des wirt er alles gewert* 2795. man sollte glauben, dass \*MS und \*WO hier ein und denselben gedanken aussprechen wollen. doch das ist täuschung: nach der meinung von \*WO wolle Oswald 'nicht etwa allen alles gewähren, was sie bitten können, es handelt sich nur um eine allgemeine spende'. der begriff 'spende' ist aus den dem obigen citat vorhergehenden zeilen von W entnommen: *ich wil . . . machin eyne spende mit meynes selbis hende*. setzen wir nun die ganze stelle zusammen mit der erforderlichen interpunction, so ergibt sich: *ich wil . . . machin eyne spende mit meynes selbis hende: so wil ich alle dy gewern usw. spende* ist almosenverteilung unter arme leute um gewisser ursachen willen (DWb. x 2144). dieses eben geschieht im anfang des von B. gestrichenen schlusses von \*MS 3210 ff. sogar der wortlaut gleicht: *den wolte er geben ein spende mit siner milten hende* MS 3212 — *ich wil . . . machin eyne spende mit meynes selbis hende*. demnach haben \*MS und \*WO die nämliche almosenverteilung, demnach ist auch der eingang des schlussteils von \*MS echt, und da \*MS sagt, Oswald wolle alles gewähren um was man ihn bittet, und zwar fast mit denselben worten wie \*WO, und da \*WO sagt, Oswald wolle allen gewähren die etwas von ihm bitten, so wird \*WO auch meinen, Oswald wollte allen alles gewähren was sie bitten können. damit wären wir auf einigem umwege wider zu jener einfachen erklärung der stelle gekommen, wie sie etwa ein harmloser leser oder hörer ohne tieferes nachdenken begreifen mochte. es ist das motiv vom conflict zwischen versprechen und erfüllung: Herodes opfert Johannes den täufer, Artus gewährt jede *beteliche bete* und gibt sogar sein weib her.

\*zn und \*WO liefern also keine beweis für die unechtheit des schlusses in \*MS, \*WO spricht eher für das gegenteil. und er ist auch ganz im geiste der zeit sowol als dieser dichtungsgattung empfunden. auf ein tatenfrohes heldenleben folgt ein ende der entsagung. Orendel, sein weib und seine getreuen gehn

ins kloster, Rother und sein weib münchen sich, Woldietrich geht ins kloster und desgleichen Walther von Aquitanien, ebenfalls ein held der brautentführungssage. es ist für diese geistesrichtung der weisheit letzter schluss, was Lamprecht in seinem Alexanderlied als lebenszweck aufstellt: *habet imer arbeit umbe daz himel-riche* 7286. also folgt die composition des ausgangs von \*MS dem gewöhnlichen litterarischen typus.

Der 6. abschnitt des III teils ('Die brautwerbungsgeschichte', s. 266—309) ist der sage gewidmet. da ich mich auf die besprechung des hauptthemas, das ist die entwicklung des gedichtes, beschränken muss, kann ich auf die sagengeschichtlichen untersuchungen B.s nicht näher eingehn, bemerke aber, dass der mittelpunct dieser erörterungen, das schema der brautwerbungssage und dessen litterarische gestaltung, kräftig herausgearbeitet ist. sehr dankenswert ist die zusammenstellung der motive und die entwicklung des brautraubtypus. daran schliesen sich kritische studien über verwante sagen, über die von Hugdietrich, Kudrun, Herbort, Rother, Ortnit, den Nibelungen.

In IV wird die form behandelt (s. 310—362, 1. strophen, 2. verse, 3. reime). dieser teil enthält also die formalen beweismittel für die interpolationstheorie des verfassers. aber sie geben nicht die sicherheit die er ihnen zuschreibt; einen tiefern einblick in die geschichte des gedichts, gar bis zur aufdeckung des originals und einer bestimmten anzahl nachträger, gewähren sie nicht. eine vollständige aufteilung des ganzen in (vierzeilige) strophen (1. strophen, s. 310—330) konnte auch Baesecke nicht gelingen, wie geschickt er auch einzelne glieder ausgelöst hat. schon die interpolationen seien grofsenteils in strophen abgefasst gewesen, und zwar stellenweise in nachweisbaren Morolfstrophen. dadurch aber verliert das kriterium durch die strophenschon bedeutend an beweiskraft für das original. es habe aber auch unstrophische interpolationen gegeben, schon in \*MW (s. 323). also war eine zeit, wo der Oswald aus Morolfstrophen mit eingestreuten reimpaaren bestand.

Sechszeilige strophen scheidet B. aus dem echten bestande aus. gewis sind manche zweifelhaft, und B. hat mit feinem sinn die entstehung einiger solcher sechszeiler aufgeklärt (s. 314—317). beispiele, wie solche entstanden sind, liefert indessen noch die uns erhaltene überlieferung: M hat nach 1082 zwei verse eingeschaltet, so dass also der vierzeiler 1081—84 zu einem sechszeiler erweitert ist, ebenso S nach 2205 nach dem vierzeiler 2202—5, nach 2283, nach 2958, vgl. auch 1702. auf textkritischem wege allein sind die sechszeiler nicht wegzubringen. sie begegnen ja auch im Orendel (vielleicht auch im gedicht von den 3 Jünglingen im feuerofen<sup>1</sup>, und der vf. erinnert mit recht

<sup>1</sup> Tannhäusers pastourelle (tanzlied, MSH. II 82—84) ist in vierzeilern, die meist einen in sich abgeschlossenen satz bilden, abgefasst und hat am anfang sowie in der mitte einen sechszeiler.

an die sechszeiler im Morolf (s. 314). man mag sie eine 'jüngere entwicklung' nennen, jedenfalls stellen sie ein gewisses stadium dieser gedichte vor. vielleicht sind sie aber doch nicht erst eine entwicklungsstufe jüngerer datums. die althochdeutschen kleineren epischen gedichte, die Samariterin, der Psalm, das Ludwigslied und wol auch das Georgslied enthalten aufer strophen von zwei langzeilen auch solche von dreien, das gibt also in halbverse abgeteilt den wechsel zwischen vierzeiligen und sechszeiligen strophen. wie im ahd. ist in den mhd. epen der grundbestand vierzeilig (= zwei langzeilen), die sechszeiler (= drei langzeilen) sind immer nur vereinzelt, ja es scheinen im Oswald überhaupt nicht zwei sechszeiler unmittelbar aufeinander zu folgen.

Eine besonders starke stütze für die annahme, dass das ursprüngliche gedicht in Morolfstrophen abgefasst gewesen sei, wird in den hss. selbst gefunden. einige male sind hier längere verse in zwei zeilen geschrieben, was also der trennung der letzten Morolfzeile in zwei hälften entspräche. Simrock hat diese beobachtung zuerst für seine strophentheorie verwendet, aber ihm lagen die handschriften nicht selbst vor. nun sind aber die fünf fälle, die der verf. aus MS und J anführt (s. 310), keineswegs die einzigen: M schreibt einen vers in zwei reihen auch noch 43. 539. 727. 1404. 2004. 2810, S 252. 295. 1916. 2103. 3035. 3123, M und S 2318. man sieht nicht ein, weshalb diese zwei-zeiligen schreibungen nicht auch berücksichtigt werden sollen. freilich passen sie nicht in das system von Morolfstrophen, weil sie nicht die schlusszeile einer solchen bilden würden, sondern nur die erste, zweite oder dritte zeile, oder in eine nicht strophisch abteilbare partie fallen (1404), oder die schlusszeile eines sechszeilers sein würden (3035). die meisten in den hss. gebrochenen zeilen sprechen also eher gegen als für die Morolfstrophe. und wenn man nun noch dazu nimmt, dass M und S umgekehrt auch zwei verse in einen zusammengezogen, ja durch einschaltung sogar dreireime gebildet haben, dann wird die bedeutung der zeilenschreibungen in den hss. als erkenntnismittel für Morolfstrophen ganz abgeschwächt.

Der verf. führt s. 310—314 diejenigen langzeilen von O an, die er für schlusszeilen von strophen hält. hier hätten einzeluntersuchungen über den rhythmus und die ausdehnung der zeilen vorhergehn müssen, durch die bestimmte typen als langzeilen genau festgesetzt worden wären (vgl. Saran Deutsche verslehre s. 254f.). so aber werden verse wie *ich wolte, wir wæren dæheime in Engellant* 2311 für schließende langzeilen mit cäsus in der mitte (nach *wæren*), also = zwei halbzeilen ausgegeben, jedoch zb. *meister ich hân niht umbe sust nâch iu gesant* 504 nicht, oder *wir werden bestanden ûf den grimmigen tót* 2848, aber nicht *mere unde lant unze an den zehenden tac* 619 u. 1194 und so noch viele. diese passen eben freilich widerum nicht in

das Morolf-System, weil sie nicht vierte, sondern erste, zweite oder dritte verse einer strophe sind. auf einige derartige fälle macht der verf. selbst aufmerksam, aber die gehören dann meistens in 'interpolationen!' und was für einen rhythmischen abschluss geben manche dieser strophenschlüsse! zh. 2160—63 *ez sint wérdu kristen kint; wêcke mir ñf mîn hófegesint: ez ist ùmbe si ergàngen, si müezen allè | wêrdèn erhàngen!* (2163 gilt s. 311 als schließende langzeile).

Für die Morolfstrophe will es ferner nicht passen, dass die cäsur der schlusszeilen nicht häufiger mit einem stärkeren sinnesabschnitt zusammenfällt (reihenbrechung), und besonders, dass die Oswaldverse ja nicht nur stumpf, sondern auch klingend ausgehn. endlich ist auch die erzählungsweise im Morolf völlig anders als im Oswald. bei der durch den charakteristischen schluss stark abgegränzten und in sich geschlossenen Morolfstrophe zerfällt auch der inhalt leicht in schärfer gesonderte glieder. das erzählungstempo ist rasch, kurze scenen, viel handlung, die höhenpunkte sind in starke beleuchtung gerückt, zwischenglieder liegen versteckt, wie im späteren volkslied. im Oswald dagegen verlaufen die begebenheiten breit und ausführlich, in gleichmäfsiger beachtung aller momente des geschehens, der bedeutsameren wie der wirkungsloseren.

Die letzten beweise der unechtheit werden den versen und reimen entnommen. die interpolationen sollen viel mehr überlange verse haben als das original (2 verse s. 330—339, speciell s. 337), aber die berechnung ist ganz parteiisch. schon gleich wird unter dem titel 'mildernde umstände' für O eine unverhältnismäfsig gröfsere anzahl längerer verse beseitigt als für die interpolationen. unter den übrigen werden dann oft verse von gleichem rhythmus bei O abgezogen, bei den interpolatoren berechnet, zh. *geloubet mir ez vurste hóchgeboren* 311 in O wird unberücksichtigt gelassen, *daz geloube mir, vurste hóchgeboren* 353 in \*MSz wird angeschrieben; oder der vers 10 wird für O nicht berechnet, der gleiche vers 92 aber in \*MSz gezählt, ebenso 12 und 94.

Und was alle vorhergehenden kritischen hilfsmittel nicht vermocht haben, das gelingt auch der reimstatistik nicht (3. reime s. 339—348). einzelne von dem originaldichter verschiedene individualitäten lässt sie nicht erkennen. die procentualen unterschiede sind nicht stark genug. charakteristisch aber für die methode B.s ist der abschluss der ganzen statistik: die unreinen reime der einzelnen interpolatoren sind aufgezählt, am ende wird der stiel umgedreht und aus einigen dieser interpolierten reime (acht) werden 'einige noch nicht anderweit gesicherte atheesen gerechtfertigt'. also zuerst werden die reime (ohne beweis) als interpoliert behandelt, dann wird mit ihnen selbst ihre eigene interpolation bewiesen. des rätsels lösung findet man, wenn man

die acht stellen im text nachschlägt : sie gehören alle zu \*MS<sub>3</sub>, und \*MS<sub>3</sub> hat noch einige unreine reime nötig. auch hier steht B. unter dem banne seiner hypothese.

Mit einer tabelle der interpolierten stellen (4. s. 349—362) und der chronologie des gedichtes sowie einer zusammenfassung der ergebnisse (V, 363—389) enden die untersuchungen, denen sich noch sehr ausführliche, methodisch wissenschaftlich ausgearbeitete anmerkungen und verzeichnisse anschließen (s. 391—445).

Fragen wir nun, wie soll das ursprüngliche gedicht eigentlich ausgesehen haben? ich muss gestehn, dass ich es mir nicht recht vorstellen kann. löse ich den inhalt aus, indem ich die interpolationen mit hilfe der tabelle s. 349—362 einklammere: was dann übrig bleibt, gibt stellenweise gar keinen sinn, zb. die einsiedlerepisode: der ring fällt dem rabe ins meer O 1206, dann folgt die eingeschobene erzählung von dem einsiedler, durch dessen gebet der ring wieder erlangt wird 1207—1286; O fährt wider fort: der rabe fliegt weiter, bis er nach haus kommt und O 1366 lässt er sich den ring von Oswald losbinden. wie hat er ihn denn wider bekommen? was soll überhaupt der zwischenfall mit dem ring im meer, wenn gar nichts davon erzählt wird? die interpolation 1207—1286 fällt zum teil \*Mz, zum teil \*MS<sub>3</sub> zu. in \*Mz findet der rabe den einsiedler. er erzählt ihm den grund seiner traurigkeit und zwar wörtlich so: 1234—36 *'sû du mich kennest sô wol, sô kan ich dir sîn niht verdagen, ich müeze dir kunden unde sagen'* 1237—1244 ist einschaltung von \*MS<sub>3</sub>, \*Mz fährt fort: *nû sande ime diu junge künigin bi mir ein guldin vingerlin* 1245 ff. wem sante sie es denn? in der interpolation steht es: *mîneme hêrren* 1239. — oder: O 1748 f Oswalds leute weinen, dass der rabe nicht da ist, in der darauf folgenden interpolation \*Mz 1750—1775 wird ein engel von Gott und seiner mutter gesandt, um den raben beizuschaffen, O aber setzt 1776 wieder ein *der engel quam in Engellant*, ohne vorher etwas von dem engel und dem zweck seiner sendung zu sagen. beredet von dem engel, Oswald zu hilfe zu fliegen, antwortet der rabe in O: *'ich mac keinen vluc niht gehaben unde wurden si alle ze tôde erslagen'* 1860, dann folgt 1862—1881 ein einschub von \*MS<sub>3</sub> und O fährt 1882 mit dem gegenteil von dem fort, was es in dem satze vorher behauptet hatte: *unde vlouc hin über daz wilde mere*. ebenso ratlos steh ich der form gegenüber. das original und alle interpolatoren seien rheinische Franken, außer dem letzten, \*B. aber die reime sind ja bis auf einige alte überreste gar nicht mittelfränkisch, mit ihren 128 apokopen (d. i. eine apokope auf ca 27 verse; der verf. will s. 335 die apokope sogar ins beliebige ausdehnen!) tragen sie ein vulgär oberdeutsches gepräge. und s. 201 nimmt Baesecke Zwierzinas dialectbestimmung auf, wonach der uns überlieferte Oswald, den e-reimen zufolge (Zs. 44, 252 ff, bes. 263 f), österreichisch ist,

indem er den archetypus \*MS für österreichisch erklärt. eine unterscheidung von interpolationen, die ja mittelfränkisch sein müsten, macht er hier also nicht; und kann er nicht machen, denn diese reime gehn eben durch das ganze gedicht durch, sonst hätte schon Zwierzina den Oswald nicht als einheitlich betrachtet. jene bair.-österreichischen *e*-reime könnten also, wie die apokopen, doch nur von dem bairischen bearbeiter B herühren. aber die tätigkeit dieses Baiers ist nicht klar. er soll das gedicht 'durchgearbeitet, corrigiert, modernisiert und in richtige reimpaare abgesetzt haben' (s. 389). aber im texte selbst und in der abhandlung sind seine spuren gering. er fügt einige verse ein und ändert einige alte rheinische reime, das ist alles. vielleicht ist aber B doch nicht so fragwürdig. sollten nicht alle die leute, die noch mit \*O an dem gedicht gearbeitet haben, die \*MW \*Mz \*MS<sub>1</sub> \*MS<sub>2</sub> \*MS<sub>3</sub> und B, ein und derselbe mensch sein, eben der bairische bearbeiter B? erweisen lassen sich die vielen köpfe nicht, das ist sicher; umgearbeitet ist das rheinische gedicht ins bairisch-österreichische, das ist auch sicher und das hat der verfasser selbst schön entwickelt. so werden wir, wenn wir uns mit dem erreichbaren begnügen, sagen: B, der Baier, ist der umarbeiter des rheinischen originals gewesen, seine arbeit ligt im Münchener Oswald vor. das ist freilich kein glänzendes resultat, es ist die resignation, die Vogt für Salman und Morolf, Berger für den Orendel und eben auch für unsern Oswald ausgesprochen haben. Baesecke hatte den mut, weiter kommen zu wollen. es ist ihm nicht gelungen, es konnte am wenigsten auf seinen wegen gelingen. aber wenn wir ihm auch auf diesen nicht folgen können, so müssen wir doch anerkennen, dass er, gestützt auf nicht gewöhnlichen scharfsinn, eine große arbeit darauf verwendet hat, um ihn sich zu bahnen.

Anhangsweise möchte ich kurz den stil des gedichtes berühren. B. hat dieses intimste merkmal mit bewusstsein aus seiner untersuchung ausgeschlossen (einleitung s. viii). was man daraus machen kann, hat Panzer in seiner Hilde-Gudrun gezeigt. man soll bei der spielmannsdichtung nicht meinen, dass, weil ihre kunst typisch ist, darum das individuum ganz ausgetrieben sei. das ethos eines jeden spielmannsgedichtes ist wider anders, wie jedes menschen seele besonders beschaffen ist. und das äußert sich auch in der sprache. man kann meist schon in einem dutzend versen aus der erzählungsart und der sprachbehandlung im Morolf, Oswald, Rother einen andern geist erkennen. hat doch Vogt an so ganz äußerlichen sprachbestandteilen wie an den formeln *also* ... *vernam* oder ... *verlorn hân* (Salman und Morolf s. cxlii f und cxlviii f) einen unterschied zwischen Oswald und Morolf nachgewiesen.

Im folgenden sind die sprachlichen widerholungen mit berücksichtigung der interpolationen zusammengestellt. sie gehn

durch das ganze gedicht unterschiedslos durch. das deutet doch auf ein einheitliches sprachbewusstsein, zu dessen besitz eben jene formeln immanent gehören. wer sieben beteiligte dichter annimmt, muss es für denkbar halten, dass jeder seine vorgänger mit ge- flüssentlicher sorgfalt, um das princip formelhafter widerholung durchzuführen, ausgeschrieben habe.

O und \*MW (zwischen zwō zinnen er dō saz) úf die burc- mûre, dō begunde er sich vrōiwen unde trûren O 778—80, (si viele nider an ir knie) ze der porten an die mûre, dō begunde si harte trûren \*MW 2546—48. — man sluoc suo venster unde tûr, starke rigel schōz man dāvûr O 979f, nû was verslozzen tor unde tûr, starke rigele gestōzen vûr \*MW 2535f. — einer dort, der ander hie, si westen selber niht wie O 2473f, si vuoren dort unde hie, si westen niht selber wie \*MW 2813f. — in was wol gelungen O 2651, \*MW 2563. — ze der goltsmitten was in gâch, die dri ilten ime vaste hin nâch O 2603f, her ze der porten was ir gâch, die dri ilten ir vaste hin nâch \*MW 2543f (im was gâch . . . nâch: O 614f. 983f. 1617f. 2016f. 2238f. 2445f. 2615f. 2737f. 2871f; \*MS<sub>2</sub> 3470f). — wêrlîche die wilden heiden mûezen von uns kômen ze leide O 2859f, daz ich niht kome ze leide hie von deme wilden heiden MW 2803f (reime heiden: leide und leide: heiden O 1720. 2154. 2467. 2715. 2763. 2843. 2859. \*MW 2803, Mz 1770. 2995, \*MS<sub>3</sub> 2350. 3131, B 3392). — si vâhten einen sumerlangen tac, daz nieman keiner reste pflac O 2921, er toufte dri sumerlange tac, daz er nie keiner reste pflac \*MW 3121f (vgl. daz er deheiner reste gepflac unze hin gen sant Jôrgen tac O 1433f). — sant Oswalt nam den sweher sîn unde diu vier magedin O 3185f, sant Oswalt toufte den sweher sîn, darnach d v m. \*MW 3119f.

O \*MW \*MS<sub>3</sub>: der hêren klage diu wart grôz O 1748, ir beider vrōide diu was grôz O 2600, des raben klage diu was grôz \*MS<sub>3</sub> 638, sant Oswaldes êre die wâren grôz \*MS<sub>3</sub> 119, gotes kraft diu was grôz \*MS<sub>3</sub> 3053; der heiden vrōide diu wart grôz, die porten man in úfslôz O 2426f, des torwarten triuwe diu was grôz: die porten er krefticliche wider zuoslôz \*MW 2432, 33. — er sprach alsô schön: ô edeler kunic Ârôn O 899f, dō sprach aber schön der rîche kunic Ârôn O 2386f, er sprach alsô schön: vor hieze du der rîche kunic Ârôn \*MW 3115f, dō sprach sant Oswalt schön: sihest du rîcher kunic Ârôn \*MW 2987, 88, er sprach alsô schön, der rîche kunic Ârôn \*MS<sub>3</sub> 865f, er sprach alsô schön: 'wolûf rîcher kunic Ârôn' \*MS<sub>3</sub> 2145f, si sprach alsô schön: 'bis mir willekomen rîcher kunic Ârôn' \*MS<sub>3</sub> 2659f, ferner er ist genennet schön unde heizet der rîche kunic Ârôn O 292f, er vrâcte in alsô schön: 'sage mir rîcher kunic Ârôn' O 879f, er ruofte aber schön: 'wolûf rîcher kunic Ârôn' O 2376f, ir vûnf hundert zogeten schöne mit deme rîchen kunic Ârône \*MS<sub>3</sub> 2240f.

O \*MW \*MS<sub>1</sub> \*MS<sub>3</sub>: wêrlîche, diu küniginne guot ist vor mir rehte wol behuot O 801f, dîn lîp unde dîn guot ist bi



mir rehte wol behuot O 889f, unde vier unde zweinzic juncfrouwen guot, dāmite was si wol behuot O 2479f, daz diu küniginne guot wurde kreftlicliche behuot MW 2434f, er hāt ein burc veste unde guot, diu ist vor schanden wol behuot \*MS<sub>1</sub> 328f, mit vier unde zweinzic juncvrouwen guot was si ze allen ziten wol behuot \*MS<sub>3</sub> 789f, von zwelf turnen guot was diu veste wol behuot \*MS<sub>3</sub> 1639f. — dō si nū uf den hof wāren komen unde daz sant Oswalt hete vernomen O 1501f, dō er under daz here was komen unde daz die hērrēn heten vernomen O 2461f, sit du mir ze hofe bist komen, din kunft hān ich gerne vernomen O 207f, der ist her heim ze lande komen, hērrē daz hān wir wol vernomen O 1313f, dō er nū in daz mere was komen unde daz die andern heten vernomen \*MS<sub>1</sub> 658f, dō si nū gen hofe wāren komen unde daz sant Oswalt hete vernomen \*MS<sub>3</sub> 101f, wande ich hān wol vernomen, wir sīn in daz lant komen \*MS<sub>3</sub> 1654f (vgl. \*MS<sub>3</sub> 418f); dō er uf den tisch was bekommen, alse wir ez sit hān vernomen O 394f, 823f, dō er nū gen hofe was komen, alse wir ez sider hān vernomen O 500f, dō si nū ze velde wāren komen, alse wir ez sider hān vernomen O 1690f, dā was nie niht lebendiges überkomen, alse wir ez sit hān vernomen O 2449f, dō si nū uf daz mere wāren komen, alse wir ez sider hān vernomen O 2649f, dō die heiden ūz der bürge wāren komen, alse wir ez sider hān vernomen \*MW 2430f, dō si her ūz wāren komen, alse wir ez sider hān vernomen \*MW 2565f, dō er in die stat was bekommen, alse wir ez sider hān vernomen \*MS<sub>3</sub> 476f (vgl. \*MS<sub>3</sub> 2322f).

O WM\* MS<sub>2</sub>\* MS<sub>3</sub>: Der milte künic Oswalt sante nāch sineme kamerære balt O 1692f, nū sprach der milte künic Oswalt ze sinen goltsmiden balt O 2308f, dō sprach der milte künic Oswalt ze deme wilden heiden balt \*MW 2953f, nū sprach der pilgerin balt: 'ē milter künic Oswalt' \*MS<sub>3</sub> 3254f, 'milter künic Oswalt, nū sende nāch deme raben balt' \*MS<sub>3</sub> 364f, er sprach ze deme hērrēn balt: 'ei milter künic Oswalt' \*MS<sub>3</sub> 1904f (die reime Oswalt: balt s. bei B. s. 332). — dō diu rede vol geschach, hæret wie der pilgerin sprach O 264f (1792f, 2256f, 2947f) dō diu rede vol geschach, hæret wie der heiden sprach \*MW 2961f (2973f), dō diu rede vol geschach, hæret wie dō der pilgerin sprach \*MS<sub>3</sub> 3488f, dō diu bete vol geschach, nū hæret wie der rabe sprach \*MS<sub>3</sub> (678f 1021f 1912f 2671f 3029f, vgl. 2224f).

O \*Mz: sō bringe ich zesamene ein michel here unde vare nāch ir über mere O 596f, so bræchte ich zesamene ein michel here unde vüere nāch ir über mere \*Mz 262f. — er gap ime sant Johannes minne unde empfalh in der himlischen küniginne O 606f 1879f, dō gap er ime sant Johannes minne unde empfalh in der himlischen küniginne \*Mz 1285f. — nū hete du ime dinen vride gegeben beide sineme lībe unde sineme leben O 1003f, du wellest mir danne dinen vride geben, beide mīneme lībe unde mīneme leben Mz 903f. — nū ir werlen kristen guot, nemet alle an

*iuch vesten muot* O 2841 f (vgl. 1115 f 1255 f), *ir werden helde guot, nemet an iuch vesten muot* \*Mz 1754 f. — *si volcten alle dem einen räte unde ilten mit einander dräte* O 1676 B 1677, *si volcten ir hêrren räte unde ilten ûz deme harnasche dräte* \*Mz 1764 f (vgl. O 430 f). — *Wil si kristengelouben hân, daz sol si mich wîzzen lân* O 594 f 1097 f, *wolte si kristengelouben hân, daz solte si mich wîzzen lân* Mz 260 f. — *er erschaite sin horn grôz, daz ez umâzen lûte erdôz* O 2699 f, *der heiden sprach ein stimme grôz, daz ez in deme hûse erdôz* \*Mz 907 f.

O \*Mz \*MS<sub>3</sub>: *der kûnic sprach unverborgen: 'rabe lebe nûr âne sorgen'* O 883 f, *der heiden sprach unverborgen: 'rabe lebe nûr âne sorden'* \*Mz 915 f, *sie sprâchen unverborgen: 'Oswalt hilf uns ûz den sorgen'* \*MS<sub>3</sub> 3149 f. — *'ir kristen sît mir willekomen, iuwer kûnft hân ich gerne vernomen'* O 2248 f 2943 f, *'rabe bis mir gotwîlkomen, dîn klage hân ich wol vernomen'* Mz 1223 f, *ir meister sît mir gotwîlkomen! iuwer kûnft hân ich gerne vernomen* \*MS<sub>3</sub> 1450 f, *er sprach: 'rabe bis mir gotwîlkomen, dîn kûnft hân ich gerne vernomen'* MS<sub>3</sub> 1920 f.

O \*Mz \*MS<sub>1</sub> \*MS<sub>2</sub> \*MS<sub>3</sub> B: *dô sprach der werde vurst guot: 'nû muoz ich über des meres vluot'* O 250 f, *'nû sende dich der himlische vurst guot hîn über des wilden meres vluot'* O 586 f, *'heiz in vûeren helde guot mit ime ûf des meres vluot'* O 1157 f. 1385 f. 1627 f, *mit manigem werden ritter guot, die hât er brâht über des wilden meres vluot* O 2042 f, *über des wilden meres vluot ze der werden kûniginne guot* \*Mz 256 f, *er sprach: 'himlischer vurst guot, nû hilf mir über des meres vluot'* \*MS<sub>1</sub> 73 f, *obe ime wolte leisten der vurst guot, daz er ime hete verheizen ûf des wilden meres vluot* \*MS<sub>2</sub> 3222 f. 3494 f, *diê rede erhôrten zwelf helde guot, die wâren mit ime gevaren über des meres vluot* \*MS<sub>3</sub> 2098 f (vgl. 1575 f), *ich gehiez deme himlischen vursten guot, dô ich swebete ûf des wilden meres vluot* B 3390 \*MS<sub>3</sub> 3391.

O \*MS<sub>1</sub>: *an deme zehenden tage ze nône dô swebete er obe deme mere schône* O 1195 f, *an deme zehenden tage ze nône dô swebete er obe dem mere schône* O 620 \*MS<sub>1</sub> 621, *an deme sehsten tage ze nône dô quam er ze deme kônige Arône* \*MS<sub>1</sub> 771 O 772. — *er treip einen ungevûegen schal, daz ez in der bûrge erhal* O 1295 f, *dâ treip er einen ungevûegen schal, daz ez under daz here erhal* O 1888 f, *dô treip er einen ungevûegen schal, daz ez hîn wider in daz mere erhal* \*MS<sub>1</sub> 734 f. — *alse der rabe gedz unde getranc, êrest gewan er manigen gedanc* O 895 f = \*MS<sub>1</sub> 702 f (vgl. 1085 O). — *der himlische heilant den raben schiere herabe gesant* O 390 f, *der himlische heilant hât in uns her gesant* MS<sub>1</sub> 666 f.

O \*MS<sub>1</sub> \*MS<sub>3</sub>: *Sant Oswalt sûmte sich niht mër unde hiez ime den raben bringen her* O 370 f, *si sûmte sich niht mër, balde hiez si tragen her* O 1077 f, *der kamerære sûmte sich niht mër*

unde begunde ze ezzenne unde ze trinkenne tragen her O 873 f, diu vrouwe sümte sich niht mër, balde hiez si tragen her \*MS<sub>1</sub> 694f, si sümten sich niht langer mër, bogen unde spieze hiezen si tragen her \*MS<sub>3</sub> 2418f, si sümten sich niht mër unde hiezen in zwêne priester bringen her \*MS<sub>3</sub> 3533f. — Sant Oswalt des erschricte sër unde sprach: 'ô daz wir ie sîn komen her' O 1716f (vgl. 1351f), des erschricten die getouften heiden sër: 'ôwê daz wir ie sîn komen her' \*MS<sub>3</sub> 3141f, des erschricten die heiden gar sër, in wart von deme bette ger O 2172f, des erschricten die vrouwen sër, nû wart in ze schouwenne alsô ger \*MS<sub>1</sub> 714f. — der hirze umbe blicte: wie harte er erschricte O 2436f, die vrouwen alle umbe her blicten, ô wie harte si erschricten \*MS<sub>1</sub> 740f, dô der rabe den visch erblicte, von vröiden er dô erschricte \*MS<sub>3</sub> 640f, der kamerære harte erschricte, den hêrren er trûriclichen anblicte O 1704f, manic helt abe der vrâge erschricte, ie einer den andern anblicte \*MS<sub>3</sub> 159f, der meister gar harte erschricte, sehet wie balde er umbe sich blicte \*MS<sub>3</sub> 486f (vgl. 961f).

O \*MS<sub>2</sub>: er hete niemêre reste unde îlte von der veste O 1191f, 2020f, 2129f, 2236f, 2571f unser hêrre hete niht mære reste unde îlte von der veste \*MS<sub>2</sub> 3280f. — si jageten in deme walde entwer, einer hin, der ander her O 2471f, si triben in vor deme tische entwer, einer stiez in hin, der ander her \*MS<sub>2</sub> 3310f. — nû heiz in ûf die kiele tragen, waz er ze aht jâren sîle haben O 1169f, 1397f, nû begunde man balde her tragen, waz man ze ezzenne unde ze trinkenne sollte gehabt \*MS<sub>2</sub> 3296f.

O \*MS<sub>2</sub> \*MS<sub>3</sub>: Die juncvrouwe tete durh nôt waz ir diu junge küniginne bôt O 2499f, sant Oswalt tete durch nôt waz ime der pilgerin bôt \*MS<sub>2</sub> 3474f, der kamerære tete durh nôt waz ime sîn eigen hêrre bôt \*MS<sub>3</sub> 472f 2218f.

O \*MS<sub>3</sub>: er hiez ime balde her tragen, also wir noch hâren sagen O 1439f, unde ûz der bürge her tragen, also wir noch hâren sagen \*MS<sub>3</sub> 1581f. — der meister worhte mit ringer hant, diu kunst was ime wol bekant O 530f, die meister worhten mit ringer hant, diu kunst was in wol bekant \*MS<sub>3</sub> 1463f. — 'meister ich hân niht umbe sust nâch iu gesant, merket waz ich iu tuo bekant' O 504f = \*MS<sub>3</sub> 1453f. — er schuof mit sinen hêrren allen sant, daz si abezugen ir strîtgewant O 2216f, die werden helde alle sant zugen abe in strîtgewant \*MS<sub>3</sub> 2220f. — ir aller vröide si des betwanc, ie einer vür den andern spranc O 1301f (vgl. 1363f), sô grôziû êre in des betwanc, daz er von deme tische spranc \*MS<sub>3</sub> 3376f (vgl. \*MS<sub>3</sub> 3522f). — diu wîle werte niht lange, der kamerære quam gegangen O 1694f (vgl. 987f), diu wîle werte niht lange, die meister quâmen gegangen \*MS<sub>3</sub> 1447f. — unde quâmen gein hofe dar, ir wart ein ungevüege schar O 2719f, nû quâmen si ûf den hof dar, ir was ein ungevüege schar \*MS<sub>3</sub> 1499f. — zwelf wochen unde ein ganzes jâr, alsô saget uns daz buoch vürwâr O 1629f (vgl. 2302f), ich bin gewesen zwelf

wochen unde ein jār, engel daz sage ich dir vürwār \*MS<sub>3</sub> 1834f (s. unten). — si wurden beidenhalb gewert alles des ir herze begert O 2893f (vgl. 869f), sant Oswalt wart gewert alles des sîn herze begert \*MS<sub>3</sub> 3069f. 3167f. — Man sagete in diu küniginne wære mit goltsmiden von hinnen O 2727f, unser tochter diu küniginne diu ist mit den goltsmiden von hinnen \*MS<sub>3</sub> 2677f. — er lie niht beliben unde hiez ime balde briefe schriben O 1475f 2294f \*MS<sub>3</sub> 79f 563f, meister ir sult niht lān beliben, ir solt mir briefe schriben \*MS<sub>3</sub> 574f. — er hete niht mēre ze wilen unde begunde vaste ūlen O 2617f (vgl. 1299f 2729f), er hete niht mēre ze wilen unde begunde an die vūnften schar ūlen \*MS<sub>3</sub> 3232f. — dō hete er den raben schōne bereit, des dūhte er sich gemeit O 536f, diu kriuze wurden schiere bereit, des dūhte sich der künic gemeit \*MS<sub>3</sub> 1465f. — nū wurden si schiere bereit, alse uns daz tiutsche buoch seit O 1611f, dō was daz gesmāde allez bereit, alse uns daz buoch seit \*MS<sub>3</sub> 2362f, vgl. 2515f. — Sant Oswalt niht enlie, den raben er ūf sîn hant gevie O 1940f, der schefkneht niht enlie, den raben er ūf sîn hant gevie \*MS<sub>3</sub> 1928f (s. unten). — alsamt mit rōtēme golt, darumbē gip ime rīchen solt O 436f, beslahen schōne mit rōtēme golt, darumbē gibe ich iu rīchen solt O 508f, gar schōne mit rōtēme golt, dārumbe gīt er iu guoten solt \*MS<sub>3</sub> 494f. — Alse diu zīt hete ein ende genomen, dō wāren die werden kristen komen O 1631f, wanne mīn krankheit hāt ein ende genomen, sō wil ich her wider komen O 2497f, wanne diu naht hāt ein ende genomen, sō sult ir ze mir herwider komen \*MS<sub>3</sub> 1349f. — nū hete si den raben verborgen unze an den niunden morgen O 1125f, dā wāren si verborgen unze an den vierden morgen \*MS<sub>3</sub> 526f. — nū lac sant Oswalt aber in sorgen die langen naht unze an den morgen O 1471f (vgl. 21), ir müezet leben in sorgen die langen naht unze an den morgen \*MS<sub>3</sub> 1347f (vgl. 1053f. 2320f. 2360f) — 'ich vlouc ime schōne hin in daz land gen Arōne' O 1798f, zewāre ich wil vliegen schōne hin in daz lant gen Arōne \*MS<sub>3</sub> 765f. — dō si die rede erhōrten dō, dō wurden si ūzermāzen vrō O 2408f 2629f, der meister hōrte die rede dō, des wart er ūzermāzen vrō \*MS<sub>3</sub> 496f, dō der rabe die rede erhōrte dō, dō wart er ūzermāzen vrō \*MS<sub>3</sub> 1281f, dō sant Oswalt erhōrte die rede dō, dō wart er ūzermāzen vrō O 2284f = \*MS<sub>3</sub> 2121f. — er vlouc ūber den berc hōch, der sich in die lūfte zōch O 2018f, daz er sich in die lufte zōch volliclīchen zwelf spere hōch \*MS<sub>3</sub> 1876f, der hirze an den berc vlōch, der sich in die lufte zōch \*MS<sub>3</sub> 2447f. — an der selben stunde er den künic vrāgen begunde O 877f, an den selben stunden die zwelf künige vrāgen begunden \*MS<sub>3</sub> 1513f. — An den selben stunden si ir helme ūf bunden O 2176f, die heten ze allen stunden an vier schafte gebunden \*MS<sub>3</sub> 791f. — an deme niunden morgen vruo dō gie si deme raben zuo O 1129f, er lac unze an den morgen vruo, dō gie er deme raben zuo MS<sub>3</sub>

1357f. — an deme alhtoten morgen vruo vuorte er in an den burcgraben hin zuo O 2368f, unde vüere in an den burcgraben hin zuo, daz tuon ich eines morgens vruo MS<sub>3</sub> 2346f. — nû verweisele sant Oswalt vruo, daz ime gie grôziu sorge zuo O 19f, an deme vierden morgen vruo gie deme meister vröide zuo O 534f, danne unze an den morgen vruo, sô gât ime grôziu sorge zuo MS<sub>3</sub> 1027f.

O \*MS<sub>3</sub> B: sô wirt er schône empfân von mîneme vater unde von allen sînen man O 2080f, alse der rabe wart empfân von sant Oswalde unde von allen sînen man \*MS<sub>3</sub> 1938f, sô wirde ich deste schôner empfân beide von vrouwen unde von man O 446 B 447. — des erschråken die dienstliute sere unde sprächen: 'wâfen hiute unde iermere' O 1738f, des erschricte sant Oswalt sere, er sprach: '[wâfen S] hiute unde iermere' \*MS<sub>3</sub> 2092, B 2093. — er sprach ze deme raben: 'noch solt du mir rehte sagen' O 1359f, si sprach ze deme raben: 'du solt mir rehte sagen' B 2034f, 'ritter unde knehte, nu sult ir mir sagen rehte' O 2252f, (vgl. 17f, 839f), 'ritter unde knehte, daz wil ich in sagen rehte' MS<sub>3</sub> 1523f, 'ritter unde knehte, ir sult mir râten rehte' MS<sub>3</sub> 147f, 'du und alle dine knehte ir sult iuch bedenken rehte' B 2202f. —

\*MW \*MS<sub>3</sub>: ich wil mich an den haben der Jêsus ist genant, der ist hêrre über alliu lant \*MW 3107f, mîn got ist Mâhmet genant, der heiden hêrre über alliu lant \*MS<sub>3</sub> 3101f.

\*MW \*Mz \*MS<sub>3</sub>: unde bitten die himlischen küniginne, daz si uns helfe mit êren von hinnen \*MW 2785f, unde bittet die himlischen küniginne, daz si uns helfe vrôliche von hinnen \*Mz 1762f, bitte nûr die himlischen küniginne, daz si mir vrôliche helfe von hinnen \*MS<sub>3</sub> 602f.

\*MW \*MS<sub>2</sub> \*MS<sub>3</sub>: Er sprach: 'mîlter künic Oswalt, dîn got hât aller dinge gewalt' \*MW 3099f, dô sprach der mîlte künic Oswalt: 'got hât ez allez in sîneme gewalt' \*MS<sub>2</sub> 3424f, dô sprach der mîlte künic Oswalt: 'got hât aller dinge gewalt' \*MS<sub>3</sub> 3137f.

\*MW \*MS<sub>3</sub> B: 'unde solt balde gâhen unde kristenlichen gelouben empfâhen' B 2991. \*MW 2992, 'noch solt du zuo der toufe gâhen unde kristenlichen gelouben empfâhen' \*MS<sub>3</sub> 3091f.

\*Mz MS<sub>3</sub>: Dô er ûf die steinwant was komen, dô was ime vröide vil benomen \*Mz 1213f, alse er ûf den stein was komen, dô wart ime leides vil benomen \*MS<sub>3</sub> 732f (vgl. \*MS<sub>3</sub> 1944f.)

\*Mz \*MS<sub>3</sub>: si machten ez ûf ir wâpenrocke alle sant, obe si quæmen in vremediû lant \*Mz 1597f, obe wir quæmen in vremediû lant, alsô redeten si alle sant \*MS<sub>3</sub> 2113f. — 'sô wolte ich dir sagen drât, waz man dir enboten hât' \*Mz 905f, 'waz mir diu küniginne enboten hât, daz solt du mir sagen drât' \*MS<sub>3</sub> 1337f. — Got unde diu muoter sîn teten dô ir genâde schîn Mz 1772f, von gote unde von der muoter sîn, die taten ime genâde schîn \*MS<sub>3</sub> 3169f. — alsô redete er ûz grôzeme zoren: 'sihest du niht, mîne liute sint wider lebendic worden' \*Mz 3011f, die heiden, die

*dô lebendic wâren worden, die sprâchen: 'hërre, lât von iuwerme zoren' \*MS<sub>3</sub> 3015 f.*

*\*MS<sub>1</sub> \*MS<sub>2</sub>: er sûnte sich niht mër, ime wart von deme tische ger \*MS<sub>1</sub> 720 f, sant Oswalt sûnte sich niht mër, ime wart von deme tische ger \*MS<sub>2</sub> 3316 f.*

*\*MS<sub>1</sub> \*MS<sub>3</sub>: 'Du most varen über mere mit eineme krestigen here' \*MS<sub>1</sub> 63 f, 'wande ich wil varen über mere mit eineme krestigen here' \*MS<sub>3</sub> 1461 f. — 'du muost in die heidenschaft këren unde kristenlichen gelouben mëren' \*MS<sub>1</sub> 67 f, ich wil in die heidenschaft këren unde kristenlichen gelouben mëren \*MS<sub>3</sub> 1527 f, des wil ich von ime këren unde kristengelouben mëren \*MS<sub>3</sub> 3103 f. — 'nâch einer heidnischen küniginne, die solt du über mere her bringen' \*MS<sub>1</sub> 65 f, ein heidnische küniginne, die wil ich über mere her bringen \*MS<sub>3</sub> 1529 f. — 'zwiu sulen dir witiu künicrîche, du hetest danne ein vrouwen tugentliche?' \*MS<sub>1</sub> 47 f, 'zwiu solten mir witiu künicrîche, ich hete danne ein vrouwen tugentliche?' \*MS<sub>3</sub> 343 f. — des raben vröide wol erscheinen, er vlouc dâhin ûf einen hôhen stein \*MS<sub>1</sub> 730 f, er vuorte in ûf einen hôhen stein, gotes hülfe dô wol erscheinen \*MS<sub>3</sub> 646 f.*

*\*MS<sub>2</sub> \*MS<sub>3</sub>: 'Du solt mir ein gâbe geben, sô dir got behüete dîn werdez leben' \*MS<sub>2</sub> 3256 f, er sprach: 'Oswalt du solt mir den kopf geben, sô dir got behuote dîn jungez leben' \*MS<sub>3</sub> 3342 f. — zwelf vleisch unde zwelf brôt, sô mir got helfe ûz aller nôt \*MS<sub>2</sub> 3274 f, daz man darinne wandle daz lebendige brôt: gip mir in, sô dir got helfe ûz nôt \*MS<sub>3</sub> 3346 f.*

*\*MS<sub>3</sub> B: daz er kein vröide niht mohte haben, er begunde trûren unde klagen \*MS<sub>3</sub> 636 f, er mohte dehein vröide niht haben und begunde trûren unde klagen B 1215 f (vgl. 1201 f).*

Auch einzelne formelhafte Wendungen und Reime gehen in allen Athetesen durch, wie Umschreibungen *mir ist eines dinges gedâht: brâht* (z. B. *des ime ze der verte was gedâht* O 1436) O 143. 460. 1362. 1436. 1726, MS<sub>1</sub> 663. 745, MS<sub>3</sub> 1445. 1520. 2111; *in aller der gebære alse er . . . wære, in allen den gebæren alse si . . . wæren* O 2455. 2507. 2529, Mz 2985, MS<sub>3</sub> 728; *er . . . niht enlie: hie, vie* O 993. 1069. 1940. 2597. 2869, MW 2545. 2787, \*MS<sub>2</sub> 3318, \*MS<sub>3</sub> 1928. 2364 (s. oben); *er niht vergaz, er . . . saz* O 777, \*MS<sub>3</sub> 3224. 3336. 3350, B 121; *er vuor sâ zehant dâ er . . . vant* O 2623 f, *schiere quam der himlische heilant dâ er . . . vant* MS<sub>2</sub> 3250 f, *quam schiere sâ zehant dâ er vant* MS<sub>3</sub> 544 f. 1900 f (*si ilten, liefen, vuorten, quâmen dâ si . . . vunden* O 1303. 2513. 2833. 2939); *heiz balde springen undeheiz . . . bringen* O 432 f, ähnlich O 871 f, \*MS<sub>3</sub> 1443 f.

Beteuerungsformeln, vom Dichter zum publicum<sup>7</sup>: *daz ist wâr (: jâr)* O 2302, Mz 1219, MS<sub>2</sub> 3524, \*MS<sub>3</sub> 356, *daz saget uns daz buoch vûrwâr* O 1630; *als wir hœren jehen (: geschehen,*

*gesehen*) O 1892, MW 2812, \*MS<sub>2</sub> 3515, \*MS<sub>3</sub> 1035. 3143. 3258. 3442; innerhalb der erzählung: *daz sage ich dir vürwâr (:jâr)* \*MS<sub>1</sub> 335, \*MS<sub>2</sub> 5301, \*MS<sub>3</sub> 411. 1604. 1835. 3154. *ich muoz dir der wârheite jehen (:gesehen)* O 2380, MW 3105, \*MS<sub>3</sub> 1908, B 225, ähnl. \*MS<sub>3</sub> 1226; *des wil ich in mîn triuwe geben* u. ähnl. (:leben) O 1976. 2852, \*Mz 1546, \*MS<sub>3</sub> 1026. 1040; *die wîle ich hân daz leben (:geben)* u. ähnl. O 965. 1072. 1977, \*MS<sub>3</sub> 855. 1180. 1556. 2124; *daz habe (habet) ûf alle mîn ére (:mère)* O 1979. 2853, *hât ez ûf alle unser ére (:mère)* \*MS<sub>3</sub> 3023, *unde habe ez ûf alle mîn ére (:niemermère)* B 1019; *daz habe ûf alle mîn ér (:hër)* O 2259, \*MS<sub>3</sub> 2390; *durch die ére dîn* u. ähnl. O 435. 865, MS<sub>3</sub> 691. 3329; *ûf (durh) die triuwe mîn (dîn)* O 214. 1308. 2484, \*MS<sub>1</sub> 62. 707, \*MS<sub>3</sub> 279. 559. 673. 1336; *durh den willen mîn (dîn)* O 511, \*MW 2800, \*MS<sub>3</sub> 409. 1460.

Einführung der rede: *begunde . . . jehen (:sehen, geschehen)* O 1062. 1825, \*MS<sub>3</sub> 711. 1238. 1536. 3022; *dô er . . . ansach, nû (gerne) muget ir hæren wie er sprach* O 1646. 1778. 2749, \*MS<sub>3</sub> 464. 1449. 3059.

Andere wendungen: *'daz sol si (solt du, sult ir, solte si, sô wil ich dich . .) mich (uns) wizzen lân (:hân)* O 595. 1098, Mz 261, MS<sub>3</sub> 491. 934. 1522; *daz ist mîn rât (:hât)* O 937. 1091. 1149. 1377, \*MS<sub>3</sub> 3552; *möhte ez danne anders niht enwesen* MS<sub>3</sub> 2117, *ez mohte anders niht enwesen* B 2929; *ir ére wol an mir erschein (:herheim)* O 1808, *des raben gelücke wol erschein (:alein)* O 2024, *ir aller triuwe dô wol erschein (:überein)* \*MS<sub>3</sub> 167, *gotes hilfe dô wol erschein (:stein)* MS<sub>3</sub> 647, *gotes kraft dô wol erschein (:stein)* \*MS<sub>3</sub> 3076; *got müese iuch bewaren (:varen)* \*MS<sub>3</sub> 186, *got der mac uns wol bewaren (:varen)* B 2277; *deme raben ez wol ergie (:gevie)* \*MS<sub>3</sub> 644, *deme raben ez niht wol ergie (:gevie)* \*MS<sub>1</sub> 654; *die tohter den vater übergie (:lie)* O 2214, *der engel den raben übergie (:lie)* \*MS<sub>3</sub> 1872. — *daz gevidere er ûz einander erswanc (:getranc)* O 1086, (:betwanc) O 1364, *sîn gevidere er erswanc (:betwanc)* \*Mz 1209, *sîn gefidere er erswanc (:gedanc)* \*MS<sub>3</sub> 642, *der rabe sîn gevidere erswanc (:gedanc)* \*MS<sub>3</sub> 1926, *daz er sîn gevidere höher erswanc (:betwanc)* \*MS<sub>3</sub> 1881.

Reime (verhältnismäßig häufig): *mit éren, mit grözen éren, nâch éren, nâch grözen éren: hërren, geren* O 290. 450. 1123. 1477. 1801, \*MW 2801. 2945, \*MS<sub>1</sub> 622. 767, \*MS<sub>3</sub> 83. 139. 197. 1240. 1252. 1930. 3332. 3434; *durh sîn grôze ére (:hère)* O 12. 1486, \*MS<sub>3</sub> 94; *wirde unde ér (:hër)* O 2920, (:hère) O 1370. 1662, \*MS<sub>3</sub> 1561, 2390; *wirde unde éren: geren* O 953, *ûf mîn werde unde ûf mîn ér (:hër)* \*MS<sub>3</sub> 1035. — *an den stunden, an den selben stunden, ze allen stunden (: [ge-]bunden, vunden, hunden, wunden)* O 989. 1303. 1746. 1964. 2176. 2438. 2513. 2717. 2833. 2939, *an den stunden (:vunden)* \*MS<sub>3</sub> 1303,

(: *hunden*) 2424, (: *überwunden*) \*MS<sub>3</sub> 3133, *ze allen stunden* (: *gebunden*) \*MS<sub>3</sub> 791, (: *hunden*) MS<sub>3</sub> 1852. *ze disen st. (: überwunden)* \*MS<sub>3</sub> 3145; *an der stunde (: begunde)* O 877. 2032. *an der stunde (: munde)* \*MS<sub>3</sub> 3181. 3540. (: *kunde*) \*MS<sub>3</sub> 588, *an dirre st. (: grunde)* \*MS<sub>3</sub> 3019, *an der selben st. (: kunde)* \*MS<sub>3</sub> 3240, *ze aller st. (: munde)* \*MS<sub>3</sub> 851, *an der selben st. (: munde)* \*Mz 1270, *ze der st. (: kunde)* \*Mz 26, *an der selben st. (: vunde)* \*MS<sub>1</sub> 53. — *alle sant* in der anrede: *mine dienstliute alle sant (: ervant)* O 1426, *mine dienære alle sant (: Engellant)* O 1725, *mine hêrren alle sant (: genant)* O 1656, *ei ir hêrren alle sant (Engellant)* O 2310, *ir heiden alie sant (: bekant)* \*MS<sub>3</sub> 845, *mine dienstliute alle sant (: ervant)* \*MS<sub>3</sub> 1426, *ir grâfen alle sant (: gemant)* \*MS<sub>3</sub> 1561; in der laufenden rede: O 1438. 1951. 2001. — *Engellant* im reime: O 5. 202. 935. 1090. 1230. 1776, \*MS<sub>3</sub> 1253. 1280. 1914. 1988. 2685; *heilant*: O 390, \*MW 3113, \*Mz 1271. \*MS<sub>2</sub> 3250. 3512, \*MS<sub>3</sub> 666 3043. 3051. 3396; *Wärmunt* O 195. 219. 284. 380. 396, \*MS<sub>1</sub> 326, \*MS<sub>3</sub> 362; anderes s. bei Baesecke s. 331 ff. und 342 ff.

Längere stellen: O 7—18 = \*MS<sub>3</sub> 89—98. \*MS<sub>3</sub> 75—98 = O 1471—90. \*MS<sub>1</sub> 65—68 = \*MS<sub>3</sub> 1527—30. \*MS<sub>3</sub> 101—4 = O 1501—4. \*MS<sub>3</sub> 127—32 = \*MS<sub>1</sub> 696—701, \*MS<sub>1</sub> 694—99 = O 1077—82, \*MS<sub>3</sub> 127—30 = \*MS<sub>1</sub> 696—99 = O 1079—82 = \*MS<sub>2</sub> 3297a—99. \*MS<sub>3</sub> 153—56 = O 215—18. O 460 (bezw. 459 ab) — 463 = \*MS<sub>3</sub> 1443 (bezw. 1445) — 1450. O 580 — 593 = O 1131—44. O 1147—71 = O 1375—99. O 1617.18 + 1621.22 = O 2737.38 + 2735.36. O 1621—24 + B 1625.26 = O 2645—48 + 2643.44. O 1840—45 + \*MS<sub>3</sub> 1846—57 = O 1954—67. O 2058—61 = O 2312—15. O 2072—75 = O 2131—34. O 2143.44 + O 2152.53 = O 2168—71. \*MS<sub>3</sub> 3179—84 = \*MS<sub>3</sub> 3538—43.

Heidelberg.

GUSTAV EHRLMANN.

Die Reformation des kaisers Sigmund, die erste deutsche reformschrift eines laien vor Luther. hrsg. von HEINRICH WERNER [= 3 ergänzungsheft des Archivs für kulturgeschichte]. Berlin, Duncker 1908. LVIII und 113 ss. 8°. — 4 m.

Die neue ausgabe der Reformation Sigmunds ist eine frucht des kampfes, den Werner mit Koehne um stellung, charakter und verfasser der schrift führt. als zuverlässige grundlage dieser erörterungen ist gewis eine kritische ausgabe der wichtigen und schwierigen reformschrift nötig, zumal WBoehms ausgabe von 1876 durch die entdeckung neuer handschriften, die wir vBezold, Lorenz und Koehne danken, veraltet ist. leider ist, was W. bietet,



von kritik weit entfernt. Boehms apparat wird auf seite x als 'allzu umfangreich' abgetan, seine 'eigenen grundsätze offenbart W. in dem satze: 'lücken oder misverständliche stellen habe ich entweder nach Boehms concordanz oder nach der besten handschrift, der Wiener, oder aus inneren gründen des zusammenhangs unter benutzung der textkritischen nachlese Koehnes in einen leicht lesbaren tenor verwandelt'. den richtigen namen für dieses verfahren nennt er s. 6<sup>5</sup>) ganz naiv selbst: 'diese stelle wird von Boehm als verderbte lesart angezeigt. ich habe sie in dieser lesbaren gestalt aus der concordanz Boehms zusammengeflückt'. man sieht, es ist der eklektizismus der vorkritischen zeit, der sich hier mit lächelndem behagen äußert, als hätten Lachmann und Haupt nie gelebt: 'statt des von Boehm als verderbt angezeigten *zetun* passt besser *tun*' 34<sup>5</sup>), 'das *notturfftig* ist gefällt mir weniger als *und ist notturfftig* der überlieferung' 9<sup>3</sup>). bisweilen erfährt man an schwierigen stellen überhaupt nicht, was in den handschriften steht, zu dem geänderten text wird etwa nur bemerkt: 'diesen satz habe ich dem sinne entsprechender umgestellt' 35<sup>3</sup>), oder: 'die stelle ist verderbt. sinngemäfs emendiere ich: *es ist in verboten*' 41<sup>2</sup>) — die emendation hat man schon im text gefunden, die überlieferung erfährt man weder hier noch dort.

Dies unkontrollierbare schalten mit dem texte ist um so bedenklicher, als der herausgeber die sichere vertrautheit mit der deutschen prosa des 15 jhs vermissen lässt. die reformschrift will 66,26 alle zölle nach langem misbrauch neu ordnen und alle zehn jahre revidieren, *darumb das niemand unrecht geschech und auch kein pösser aufsatz aber aufstand*. dazu bemerkt W.: 'das aber nach *aufsatz* bei Boehm hat keinen sinn', er scheint die bedeutung 'abermals, von neuem', die gleich 67,26 wiederkehrt, nicht zu kennen! 8,7 werden die präläten gescholten, *die allermaisten wider sälige hailige ordnungen sind, die lang volendet wärn, wan das si es hinderten*. W. setzt vor *hinderten* (bei dem nach den sonstigen erfahrungen die frage erlaubt ist, ob nicht *hindern* besser überliefert ist) *nit* ein, weil er mhd. *wan daz* nicht kennt. er folgt dabei dem äußerlich glatten aber gerade darum verderbten Baseler druck von 1577, wie auch 10,24: *darumb ir edeln fursten und ir edle herren und ir werden ritter. ewern adel und ritterliche werk zimpt, difs zeschiernen und ewern ernst dar zu brauchen und zetün* — der Baseler druck und W. streichen *brauchen und*, weil ihnen *dar* 'dahin' nicht mehr geläufig ist.

So bleibt der wunsch nach einer kritischen ausgabe von W. unerfüllt, aber auch die bescheidenere hoffnung auf einen 'leicht lesbaren tenor', die W. erweckt, wird getäuscht. es bleiben lesefehler ungebessert wie 5,13 *bystub* st. *bystumb*, 11,5 *ichzig* st. *ichzit*, 16,3 *des* st. *das*, 28,13 *ob* st. *eb* 'bevor', 32,13 *ab der tömen* st. *ab den tömen*, 37,17 *deser* st. *dester*, 45,24 *and* st.

*ald 'oder', 51,22 minsten st. maisten, 53,19 er st. es, 55,2 hoffen st. hoffe, 57,1 dran st. drain* usw., ganz zu schweigen von sätzen wo die schäden tiefer liegen, wie 7,12: *darumb mag es nit mer wol gan noch sich nieman mer frewen, wann gotes gericht stat uns allen ze unhail, lieb zekumer und zeleyden*, wo *ze unhail* hievord zu lesen sein dürfte, oder 25,28: *es dregt (dreht?) yederman yetz recht in seinem hopt, man dunck ain rechten und volgetz, als man an den gerichtten tüt*, wo ich vorschlagen möchte, *ain dunck ains rechten* zu lesen, oder 59,25: *noch enthaltet* (unterhält) *man sich zů gleicher weifs*, wo mit bekannter vertauschung *sich* für *sie* steht. zur herstellung eines lesbaren textes hätten vor allem auch die *m* und *n* der flexionsendungen geregelt werden müssen: lautliche bedeutung hat das falsche *n* ja doch nicht, zumal in stellen wie 34,8 *das sy kainen brief geben an kainen bischoff*, 34,11 *wann die brief bringent ainen bischoff*, 34,20 *an kainen priester* — man sieht wie dicht die fälle stehn und wie sehr sie das verständnis aufhalten.

Auch die interpunction des herausgebers kann seinem zweck nicht immer dienen: 6,10 entschuldigt *mit urlab* den starken ausdruck *das alles erlogen ist* und war nicht durch semikolon (überhaupt kein glückliches zeichen in alten texten) davon zu trennen. 22,4 *das hand sy alweg gemillert und geringert, also das kain orden sein regel mer recht haltet* gibt der zweite satz die folge des ersten, der punct zwischen beiden ist darum zu stark. auch zum wort- und sachverständnis des textes wünschte man vielfach nähere anleitung.

Kann demnach W.s leistung nach der philologischen Seite wenig befriedigen, so fehlt damit der historischen erforschung der reformschrift, auf der bei W. der grössere nachdruck liegt und um die er sich gern anerkannte verdienste erworben hat, auch künftig die zuverlässige grundlage, die ein kritischer text bieten würde. dass die Reformation Sigmunds nicht von einem pfarrer stammt, hat W. entgegen der älteren anschauung, die noch nicht völlig überwunden ist, mit guten gründen dargetan, das ergebnis seiner früheren arbeiten hierüber fasst jetzt seine einleitung zur ausgabe, die auch durch ihre reichen literaturangaben ein willkommenes wegweiser ist, übersichtlich zusammen. mit sätzen wie 28,14: *so unsre howpter* (die geistlichen obern) *an got pruchig sind, wie sol es gan umb die, den gotliche recht nitt als hertt empfolhen sind? wir lassen uns an sy und verstanden doch wol an manchem stuck ir unrecht* gibt sich der verfasser ziemlich unverhüllt als laien zu erkennen. minder glücklich ist W. im positiven teil seiner beweisführung. der verfasser soll bürgerlich, halbgelehrt, Augsburger, kanzleibeamter und schliesslich der stadtschreiber Valentin Eber sein. gegen die verfasserschaft Ebers, des rechtskundigen beratens des augsbürger stadtrats, hat Koehne im Neuen Archiv 31 (1906), 217f eingewendet, dass

nichts in der reformschrift auf die kenntnis des römischen rechts weise, vieles darin steh, was ein im römischen recht bewandter oder auch nur mäßig unterrichteter mann sicher anders ausgedrückt hätte. dieser einwand bleibt unwiderlegt bestehen, selbst wenn man über die doch auch recht ernsthaften chronologischen schwierigkeiten, die Koehne gleichfalls geltend gemacht hat, hinweggehen wollte. zudem müsten doch, ehe man mit zuversicht an eine bestimmte persönlichkeit als verfasser glauben könnte, alle anderen möglichkeiten überzeugend ausgeschlossen werden. vor der hand ist zb. nichts gegen die möglichkeit eingewendet, dass der verfasser ein den reichsstädten wolgesinntes, in Augsburg lebendes, clerical gebildetes mitglied des oberdeutschen adels sein könnte: die stimmung der *domini temporales et alii layci* auf dem Baseler concil gegen die geistlichen misstände deckt sich mit der des verfassers (32<sup>1</sup>), der nachdruck, mit dem 63,6 verlangt wird, die geistlichen haupter sollten *kain schloß, veste noch stett, zwing noch benne nicht han . . . noch recht ist* verträge sich wie die oben angeführte stelle 10,24 gut mit einem näheren verhältnis zur ritterschaft, und schliesslich gibt es doch auch zu denken, dass sich der verfasser 14,25 ein adliches pseudonym, Friedrich von Lancirony, zulegt. damit soll die zahl der hypothesen über den auch nach W.s bemühungen noch unbekannten verfasser nicht um eine neue vermehrt, es soll vielmehr nur gezeigt werden, dass die kunst der einkreisung noch eine gute weile wird geübt werden müssen, bis ein sicheres ergebnis erhofft werden kann. die entscheidung wird dann bei den zahlreichen und guten quellen über die zustände und stimmungen beim baseler concil zu suchen sein.

Freiburg i. Br.

ALFRED GÖTZE.

Historische volkslieder und zeitgedichte vom sechzehnten bis neunzehnten jahrhundert gesammelt und erläutert von AUGUST HARTMANN, mit melodien herausgegeben von HYACINTH ABELE. 1 band. bis zum ende des 30jährigen krieges. mit unterstützung der Historischen commission bei der K. Bayr. akademie der wissenschaften. München, Beck 1907. VII u. 352 ss. gr. 8. — 12 m.

Zu den ersten ruhmestiteln der 'Historischen commission' gehört die grofse sammlung der 'Historischen volkslieder der Deutschen' von RvLiliencron, die noch von JGrimm angeregt und dann mit vier bänden und einem nachtragsheft in der erstaunlich kurzen frist von 5 jahren (1865 — 69) zum druckabschluss gelangt ist — für uns jüngere eine energische mahnung an die energische arbeitslust dieser alten. in den fast 40 jahren die seitdem verflossen sind, und die eine umfassende erschließung der archive und bibliotheken gebracht haben, hat sich natürlich längst reichliches material zur ergänzung angesammelt, ganz abgesehen davon, dass vLiliencrons unternehmen mit dem jahre

1554 halt machte, und von da bis zu den in ihrer art verdienstlichen sammlungen von Opel und Cohn, vDitfurth uaa. eine breite lücke klaffte. das unternehmen Hartmanns ist nicht etwa eine planmäßige ergänzung und erweiterung des grundlegenden werkes, aber es darf gleich gesagt werden, dass es sich vLiliencrons leistung und methode zum muster genommen hat und dieses vorbildes wie der unterstützung der historischen commission ebenso würdig erweist, wie der vornehmen ausstattung die ihm durch den verleger gegeben worden ist. edition und commentar stellen eine vortreffliche leistung dar, daran sollen die ausstellungen die ich erheben werde, nichts ändern.

Zunächst hat mich der inhalt im ganzen doch enttäuscht, und daran ist hauptsächlich die beschränkung schuld, die sich H. bei der publication selbst auferlegt hat. er arbeitete anfangs weder nach einem fremden auftrag noch nach einem eigenen plane. H., dem wir einige vortreffliche sammelwerke für oberbairisches volkschauspiel und volkslied verdanken, gelangte allmählich in den besitz einer größeren anzahl historischer gedichte in älteren aufzeichnungen und drucken und schied diese stücke zunächst von seinen volksliedern aus; er studierte dann die anderweitige überlieferung und fasste zu einer eigenen veröffentlichung nur das zusammen, was nicht schon in früheren sammlungen enthalten war; nur wo ihm ältere oder reichere texte zur verfügung standen, hat er auch stücke wiederholt, die bei vLiliencron und anderwärts gedruckt sind. aus den sammelinteressen H.s ergab sich beschränkung auf die bairisch-österreichischen lande: wie schon der titel zeigt, ist sie nicht principiell festgehalten, aber tatsächlich erscheint sie doch nur in ganz wenigen fällen überschritten. so haben wir also weder eine planmäßige ergänzung und weiterführung des corpus von vLiliencron, noch etwa eine sammlung für Bayern wie sie Steiff soeben für Württemberg geliefert hat. Hartmann hätte wol das eine so gut wie das andere, jedenfalls aber das letztere vortrefflich leisten können — statt dessen hat er, man muss es wol aussprechen, den rahm verschmährt, den die andern vorweg geschöpft hatten, wenigstens in diesem ersten bande. da das werk in drei bänden sich bis in unsere zeit erstrecken soll, so darf man hoffen, dass der inhalt dann reichhaltiger und für weitere kreise schmackhafter sein wird. schon heute aber kann man urteilen: es ist ein unentbehrliches quellenbuch, nur dass es leider kein einziges werk der vorausgehenden litteratur ersetzt oder überflüssig macht.

Allerdings hat es den anschein, als ob die production und überlieferung der bajuvarischen lande auf dem felde der historischen dichtung ziemlich dürftig gewesen sei; einen ähnlichen eindruck hab ich auch von Schwaben aus dem werke von Steiff gewonnen, das doch offenbar den stoff für Württemberg ausschöpft. aus nord- und oftdeutschen landen ist seit dem er-

scheinen von Liliencron so viel publiciert worden, dass man ohne weitere heranziehung handschriftlichen materials recht gut einen mäßigen nachtragsband füllen könnte: für die zeit bis 1554 mein ich.

Der vorliegende band setzt mit dem beginn des 16 jh.s ein und bietet für den von vLiliencron umspannten zeitraum nur fünf stücke, wovon das wichtigste nr. 4: landgraf Philipp vor Ingolstadt, eine neue version des in alter und neuer zeit oft gedruckten gedichtes ist: zuletzt bei vLiliencron nr 535 (iv 353 — 356). der (in der Vaticana) neugefundene druck nennt hinter dem text den namen 'Sebastian Pächler, Trummenschlager von Fiechtag', und ich zweifle mit H. nicht, dass das der verfasser ist. aber so einfach wie H. sich vorstellt, ligt die sache doch keineswegs. der bei vLiliencron nach 11 alten drucken edierte text hat 23, der neue Hartmanns nur 21 stropfen; H. hält die plusstropfen bei vL. ohne weiteres für unechte zusätze. allein str. 3 ist dort sicher alt: sie enthält den beginn der grofsen kanonade und gibt ihre dauer richtig auf drei tage an; auch str. 22 ist kaum zu entbehren, und jedenfalls müste sie sehr bald nach dem abzug Philipps geschrieben sein (vgl. *Kein landsknecht waifs zu dieser frist, Wo der landgraf hin kummen ist*); ausserdem gehört H. str. 19 unbedingt vor 18, wie richtig bei vL. (str. 19. 20). danach hat vL.s text zum mindesten eine bessere vorlage gehabt, als sie der druck H.s bieten konnte. aber er ist mit dieser vorlage allerdings sehr frei verfahren, indem er sie aus der strophe der 'Böhmerschlacht' (5 zeilen) in die der 'Schlacht von Pavia' (6 zeilen) umschrieb: dass tatsächlich die stropfenform und damit die textform (nicht aber der stropfenbestand!) bei vL. jünger ist, lässt sich an den meisten stropfen sehr hübsch nachweisen, man vergleiche zb.

Hartmann str. 14

Landgraf! du darfst nit schelten noch fluchen.  
Der Kaiser wirt dich selber suchen,  
Und geschicht es nit gar balde,  
Wenn der Kaiser der von Braunschweig wer,  
So nemst ihm sein gewalte.

Liliencron str. 15

Landgraf! du darfst nit scheltu noch flüchn,  
Der Kaiser wirt dich selbst noch süchn  
Auf mancher griener Haide,  
Geschicht das nit bald mit grofsem gwalt,  
Zu ieder zeit in seiner gestalt  
Wirstu haben grofs laide!

hier ist eine sehr wirksame actuelle anspielung durch schmuckphrasen, allgemeine redensarten und füllwörter ersetzt — lediglich unter dem formalen zwang der strophischen umarbeitung.

Ähnlich lehrreiche beobachtungen lassen sich noch hier und da machen. so hat H. gleich für nr 3, das gedicht auf den zu München 1527 verbrannten widertäufer Jörg Wagner, festgestellt, dass es erst auf grund einer prosaischen relation abgefasst ist, von der fünf drucke bekannt sind.

Die beiden an der spitze stehnden landsknechtslieder sind leider arg verderbt, die mehrzahl der texte hingegen ist gut erhalten: dieser vorzug hängt aber mit der zusammensetzung unseres bandes zusammen, in dem unter den gesungenen stücken die geistlichen lieder überwiegen. so gleich nrr 5—7 die klagedieder der um ihres evangelischen glaubens willen auf Hohen-Salzburg eingesperrten Simon Gerengel (1552. 1553) und Seb. Halteinspil (1555): aus dem letztgenannten stück hat der herausgeber dankenswerter weise nur eingang und schluss mitgeteilt, die strophen 7—104(!) aber fortgelassen. — es folgt str. 8: ein gereimter dialog zwischen 'Sachs' und 'Bayer': der Bayer reitet zu dem Münchener landtag von 1556, aber das gedicht muss bereits 1553 concipiert und dann 1556 umgearbeitet sein; 646 verse, die auf dem hackklotz gemacht zu sein scheinen. — nr 9 eine als anhang der leichenpredigt überlieferte klage um Hans Ungnad in reimpaaren, von dem pfarrer Georg Spindler von Schlackenwerth. in den anmerkungen werden aus einer andern 'klaged', die einen professor von Tübingen zum verfasser hat, 2 strophen citiert, die formell und inhaltlich weit besser anmuten. seinem sohn Georg Ungnad ist nr. 13 gewidmet, wie H. aus akrostichischen wortspielereien feststellt. — schon mit nr 15 haben wir die schwelle des 17 jh.s überschritten: die letzten 82 stücke gehören der zeit von 1605—1648 an. das erste, bisher ganz unbekannt, legt dem 1605 enthaupteten feld-obersten Hermann Christoph von Rusworm einen sangbaren 'Valet-Gesang' in den mund, der die gerüchte von seinen amourösen neigungen zu bestätigen scheint. — nr. 16 gilt der gegenreformation in Würzburg unter Julius Echter von Mespelbrunn. — nr. 17 mit dem refrain *Fugele vogele fahre! . . . Stampen müessen die Welschen* führt uns ins Elsass und ist auch sicher dort entstanden: es behandelt den sogenannten Strafsburger krieg von 1610 (Lorenz u. Scherer<sup>3</sup> 305f). — nr 19, im ton des 'Grafen von Rom', führt erzbischof Wolf Dietrichs von Salzburg übermut und sturz vor (1611). — nr. 20 feiert das eherne madonnenbild an der alten residenz zu München (1616). — den 'aufrühr in Böhmen' (1618) geiselt der kaiserlich gesinnte verfasser von nr 22. — ein scherzgedicht aus dem anfang des 30jährigen krieges ist nr 23. auch nr 24, von einem bairischen soldaten vor der schlacht am Weissen berge gedichtet, lässt den ernst der zeit noch nicht ahnen. einen nachtrag zu RWolkaus Deutschen hedern auf den Winterkönig (1898) bringt auch nr 25. wie reichlich sich der spott in reimen über den unglücklichen Pfälzer

ergoss, spricht er selbst in der parodistischen klage nr 26 (bes. v. 49—57) aus. — mit nr 27 beginnen die trost- und klagelieder der österreichischen protestanten, hier grofsenteils aus dem liederbuch des Wolf Philipp Pranperger (s. 103) geboten, das schon für nr 19 die quelle bildete. sie umfassen zunächst nrr 27—32. 34—36 und werden nur unterbrochen durch ein gedicht aus der zeit der kipper und wipper nr 33. einige nennen im text oder akrostichisch den verfasser. mundartlich sehr interessant ist nr 32. — es folgen die lieder aus dem oberösterreichischen bauernaufstand von 1626, in denen neben gleichgültigen reimereien ergreifende töne hervorbrechen. diese interessanteste partie reicht bis zu einem zweifelhaften nachzügler in nr 54 und umfaßt neben den eigentlichen liedern der bauern (nr 37—40. 43. 48. 49) spottverse und lieder auf sie, gemälinschriften, eine priamel, die ihr führer der 'student Caspar' im november dem commandanten von Gmunden zugesant haben soll (nr 50), und die fahneninschriften (nrr 41. 42); zu nr 41 vgl. auch den nachtrag s. 347 f, wonach noch zwei solcher fahnen erhalten sind. ich drucke hier die zweite fahneninschrift ab zum beleg, wie wahre herzenstöne einfacher menschen einen ausdruck finden, der noch bei den fernsten generationen ergreifend anklingt:

Von Bayerns Joch und Tyrannei  
 Und seiner grofsen Schinderei  
 Mach uns, o lieber Herr Gott, frei!  
 Dieweil es nun gilt Seel und Gut,  
 So solls auch gelten Leib und Blut.  
 O Herr, verleihs uns Heldenmut!  
 Es mufs sein!

Mit nr 54 setzt wider eine neue reihe ein, die bis nr 63 reicht: sie rühren aus den verfolgungen des evangelischen adels der Steiermark im j. 1629 her, nrr 58—63 sind der 'Haufs- und Herz-Musica' des freiherrn Gallus von Rägknitz entnommen. zu nr 63 ist der nachtrag auf der schlussseite zu vergleichen. — mit nr 64 kommen wir in die zeiten Gustaf Adolfs. hervorzuheben ist nr 65, wo jede strophe beginnt *Warum sollt ich nit schwedisch sein?*, die schlussstrophe aber *Darum so will ich schwedisch sein*. das lied ist gedichtet auf die melodie von LSpenglers *Durch Adams Fall ist ganz verderbt Menschlich Natur und Wesen*; das hätte H. besonders deutlich ersehen können aus der s. 283 mitgeteilten strophe eines liedes in gleichem versmafs: *Durchs Tilly Fall ist in Grund verderbt Das ganz Ligistisch Wesen*. — nr 67, worin H. s. 287 'meistersingerische art zu betonen' erblickt, ist vielmehr unter dem einfluss Weckherlins entstanden. nr 69 hat nach dem akrostichon den Holsteiner Wilhelmus Alardus (1572—1645) zum verfasser, unter dessen gedichten bei Fischer-Tümpel es fehlt. vom historischen gedicht kommen wir

übrigens mit den geistlichen liedern nrr 69—74 wider ganz ab, die nur leise beziehungen zu der zeit um 1633 aufweisen. erst das spruchgedicht nr 75 führt darauf zurück. — dann folgen nrr 76—82 schreckliche reimereien auf den toten Wallenstein, nr 83. 84 feiern die Münchener Mariensäule, nr 85 ringt nach klagetönen um herzog Bernhard, 'die Zierd, den Held, die Kron', und führt den verstorbenen fürsten im zwiegespräch mit dem tode vor. — in schaurigen alexandrinern schildert der exulierte pastor Joachim Seelinger von Schlaggenwald die 'not der zeit: nr 86. auf den heimlichen abmarsch des bayrischen obersten von Reuschenberg von Wolfenbüttel (1641) deutet H. nr 87. nr 88 verspottet die situation der kaiserlichen armee vor Glogau 1642.

Von hohem interesse für die naturgeschichte des historischen volksliedes und der zeitgedichte überhaupt ist das was H. s. 327 über die erhaltung von nr 89 mitteilt. dies sehr unbeholfene reimwerk eines alten bauersmannes stammt aus der Zillertaler rebellion von 1645: die verse giengen seitdem im volke herum und wurden im jahre 1758 bei gelegenheit eines aufruhrs junger burschen, die sich der aushebung widersetzen, aufgefunden. wer denkt hier nicht unwillkürlich an das wiederaufleben alter kampfgesänge bei den Schweizern wie bei den Ditmarschen!

Mit nr 90 sind wir bei der meuterei des Hans von Werth. nr 91—96 behandeln den fall von Prag und die letzte zeit des grofsen krieges.

Ich bin so ausführlich mit meiner inhaltsangabe gewesen, um recht vielen lesern den zugang zu dem buche zu erschliessen, dessen inhalt nicht auf den ersten blick deutlich wird, zumal es der verfasser leider sowol an einer äufserlich hervortretenden zusammenfassung der gruppen wie an einzelüberschriften fehlen lässt. er hätte sich doch auch darin den trefflichen Liliencron als muster nehmen sollen, dem er in anderem so würdig nach-eifert. musterhaft ist die sorgfalt mit der die quellen der überlieferung aufgespürt und festgelegt werden. es sind grofsenteils recht abgelegene handschriften und drucke, die bequemern schätze der Münchener bibliothek, an die man bei H. zunächst denkt, haben diesmal nicht viel hergegeben. die historischen beziehungen und die notwendigen personalien werden gewissenhaft ermittelt und ohne lästige breite mitgeteilt. sprachlichen schwierigkeiten geht H. nirgends aus dem wege und löst sie meist mit gutem geschick: aus eigener kenntnis des bairischen wortschatzes und mit hilfe des nie genug zu preisenden Schmeller. seine grammatischen vorstellungen sind allerdings hier und da wunderlich, worauf uns schon das vorwort hinweist mit der angabe (s. vi), dass sich 'sogar althochdeutsche lautliche nachklänge' in liesen texten fänden. ich will mich bei diesen kleinigkeiten um so weniger aufhalten, als sie auf die textgestaltung nirgends einen



störenden einfluss gehabt haben, sondern nur in den erläuternden anmerkungen auftreten.

Mit der äußeren erscheinung der texte kann ich mich in allen principiellen puncten befriedigt erklären, auch da wo H. von vLiliencron abweicht. der herausgeber hatte es mehrfach mit gedichten zu tun, die nur in der handschriftlichen aufzeichnung von menschen vorlagen, denen das schreiben nichts alltägliches war. hier hat er energisch eingreifen müssen, um die texte lesbar zu machen; er hat aber anderseits überall da, wo nach der herkunft, den reimen und dem wortschatz eine starke dialektische färbung zu erwarten war, schonung walten lassen, und er hat dabei im ganzen einen guten tact bewiesen. nur in wenigen puncten kommt er dem modernen leser ohne not zu weit entgegen, so namentlich mit der einföhrung des apostrophs, der für mich äußerst störend ist in fällen wie nr 4, 1, 4 *daß's uns* (dr. *das uns*) und ähnlich nr 29, 2,5. 3,5. 7,3; nr 60, 5,4; oder aber bei *acht't* (: *Macht*) nr 36, 16,3, *bereit't* nr 41 v. 2 (wo es gar einer inschrift gilt). warum nr 39, 1,1 *teutsche* in *deutsche* geändert wird, seh ich nicht ein, dagegen würd ich unbedenklich das reinbild gebessert haben durch *bichten* (st. *beichten*): *berichten* nr 3, 12,3; *het* (st. *hat*): *thet* nr 16, 8,2; *Absalone* (st. *Absalome*): *Söhne* nr 36, 12 2; *frümmer* (st. *frömmmer*): *nummer* nr 53, 15,14 usw.

Über den anteil des anderweit wol bewährten musikalischen mitarbeiters Hyacinth Abele muss ich mich eines urteils begeben. nur ist es mir aufgefallen, dass er die evangelischen kirchenlieder-melodien so selten festlegt, auch nicht, wo sie so deutlich und unabweisbar zu tage treten wie bei nr 65 (s. o.) oder bei nr 40 (nach 'Wie schön leuchtet der Morgenstern').

Ich schliefse mit einigen textbesserungen und vorschlägen, wobei ich bemerke, dass die rohe und primitive reintechnik mancher stücke das urteil über den zustand der überlieferung erschwert: rührende reime liefsen sich oft leicht beseitigen, aber man läuft dabei gefahr den dichter zu verbessern. bei ein paar stücken geht die verderbnis so tief, dass mit einzelnen conjecturen wenig geholfen ist. so gleich bei nr 1, wo 6,3 natürlich *geschehen* (st. *zergangen*): *übersehen* zu bessern wäre. — nr 7: 1,5. 6 ist statt *Umb-willen*: *leiden* einzusetzen *Umb-schuld*: *duldn*. — nr 9: v. 36 l. *Elend* *verliefs* er sein *Erblund* st. *Eilend*. — nr 15: 5,8 l. *Krotten* (st. *Ottern*): *Boten*. — nr 19: 4, 5 : 8 *widersprechen*: sein *regirentz* *Leben* der hs. ändert H. in *widersprechen*: s. r. *Lechen*, aber man wird besser das erste reinwort corrigieren: *widerstreben*, denn die in der ann. verteidigte emendation *Lechen* ist formell und sachlich anfechtbar. — nr 22: 35,1 l. mit der Müncheuer hs. *Von kräftigen Kräutlein*, *destilliert so frei*, statt des sinnlosen *Knüttlein* im druck. — nr 23: 5,2 *Zehn Panz die will ich geben dich* — die situation (würtel-

spiel) lässt 'zehn grofse fässer' (so die ann.) ganz undenkbar erscheinen, man wird also *Zehn Patz* (batzen) lesen müssen. — nr 31: 5,4 lis mit einfacher umstellung *Vom Satan schon erlost*: (*grofs*), damit erledigt sich der vorschlag der ann. — nr 32: 6,3 ist *Pfunder-Ring* am wenigsten durch den hinweis auf Schm. 1 435 zu rechtfertigen, man muss vielmehr ändern *Um Plunder-Ring*; *Die seind so dünn, Dafs mancher auf dem Wasser schwimmt*; gerade *Plunder* ist ein gut bajuvarisches wort. — nr 41 ist an der fahneninschrift der oberösterreichischen bauern gewis nicht zu rütteln, denn die fahne selbst ligt ja vor; aber verderbt ist der spruch doch, denn statt . . . *heiliger Geist: Der uns den Weg zum Himel bereit* hat es doch gewis ursprünglich geheilsen *weist*. — nr 45: 3,6 l. *Dem nicht liebet der Bauren Blut* st. *lieber* (druckfehler?). — nr 48: 1,5 l. *Wie man lang gehofft und verwent* (st. *vermeint*): *End*. — nr 53 17,7 l. *Mit Zielröhr und Stutzen* (st. *Stucken*): *putzen*; 46, 11 *heut oder morgen fällt ganz aus dem reim* (: *verstohlen*), ob man ändern darf *verhohlen*? aber freilich ist dies gedicht mit seiner fülle grobdialektischer reime (wo zb 50,2 *Hühner* [l. *Hinder*]: *Rinder* gebunden wird) nur mit vorsicht anzutasten. — wol die mehrzahl der gedichte ist, wenn auch teilweise unvollständig, doch im wortlaut so gut überliefert, dass sich zu textkritischen eingriffen kaum gelegenheit bietet. einige andere scheinen besserungsbedürftig, verlangen aber eine vertrautheit mit dem dialect die mir abgeht.

Göttingen.

EDWARD SCHRÖDER.

---

Goethes Faust. herausgegeben von GEORG WITKOWSKI. erster band: Der tragödie erster und zweiter teil; Urfaust; entwürfe und skizzen. zweiter band: commentar und erläuterungen. Leipzig, Max Hesse 1906 [aus der sammlung: Die meisterwerke der deutschen bühne.] 434 u. 410 ss. 8° — 3,60 m.

Die ausgabe ist, entsprechend der sammlung zu der sie gehört, für das grofse publicum berechnet, beruht aber durchaus auf wissenschaftlicher grundlage. ihr veranstalter hat die, wie man weifs, keineswegs geringe litteratur gewissenhaft benutzt. der erste band gibt aufser dem text in übersichtlicher gruppierung auch die paralipomena unter ausschließung der in der Weimarer ausgabe in den lesarten mitgeteilten varianten. sie werden im zweiten bande meist im anschluss an Morris, doch zuweilen auch abweichend von ihm, bündig und gut erklärt. für manche von ihnen hat W. eine neue zutreffende deutung gefunden. er gliedert diese überbleibsel nach den rubriken: 'nicht aufgenommene bruchstücke', 'nachträgliches', 'entwürfe', 'skizzen', die für den zweiten teil des dramas wider in ältere und jüngere getrennt werden. ob diese an sich löbliche bemühung die stücke scharf zu sondern in jedem

betracht glücklich ist, möchte ich bezweifeln. durchaus zusammengehörige partien wie nr 13 (nach W.s selbständiger zählung) und die nrr 131ff werden, mein ich, nur auf kosten der klarheit und verständlichkeit auseinandergerissen.

Der den zweiten band füllende commentar und die erläuterungen sind eingehend und ohne scheu vor einer gewissen breite gehalten. den zahlreichen würrklichen schwierigkeiten wird nirgends aus dem wege gegangen, gelegentlich auch manches besprochen was der behandlung nicht bedarf. jeder dem dichtwerke zeile für zeile folgende commentar steht vor der gefahr, zu viel zu erklären. W. hat sie in den erläuterungen nicht immer vermieden. er unterscheidet nämlich 'commentar' und 'erläuterungen'. in jenem behandelt er 'Faustsage und Faustdichtung vor Goethe', ferner in sieben abschnitten die entstehung des dramas. dem schließt sich die besprechung der 'Handlung', der 'Idee der dichtung' und ihrer 'Form', der 'Charaktere', endlich der 'Bühnengeschichte' an. auch ein gut gegliedertes verzeichnis der in betracht kommenden litteratur fehlt nicht. daß ich darin manches vermisse, anderes gern entbehrte, will ich W. nicht zum vorwurf machen. eine derartige auswahl kann niemals allen genügen. und nun erst folgen die 'Erläuterungen', die aber keineswegs auf die erörterung der in den einzelnen fällen vorhandenen schwierigkeiten beschränkt sind. vielmehr geht jeder scene eine zusammenfassende behandlung voran mit bemerkungen über ihre entstehung, ihre voraussetzungen usw.

Dieser so einlässlichen behandlung hier im einzelnen nachzugehen, muss ich mir versagen. das könnte einen neuen band ergeben. ich muss mich mit der anerkennung begnügen, dass der herausgeber die aufgabe die er sich gestellt gut gelöst hat. streng und klar hält er an der genetischen betrachtungsweise fest und sucht nirgends in der beliebten art über die durch die lange entstehungszeit und die vermischung verschiedener pläne bewürrkten widersprüche hinwegzutäuschen. anderseits bauscht er sie auch nicht auf, sondern schlägt den für die zwecke der ausgabe angemessenen weg ein. indem er die discrepanzen nicht läugnet, vergisst er doch auch nicht, dass sie für die vom dichter vorausgesetzte lässliche auffassung eben noch hinzunehmen sind. dass die leistung trotzdem zu mannigfachen ausstellungen anlass gibt, ligt in ihrer natur. ich will meine bedenken durch die beleuchtung einiger herausgegriffener puncte dartun.

Die äufserung bd. II s. 9, dass die meerkatzen der Hexenküche vielleicht symbolisch oder allegorisch aufzufassen seien und ihnen keine reale bedeutung zukomme, ist wunderlich. übrighens ist es für einen Goetheforscher und herausgeber des Faust nicht unbedenklich, symbolisch und allegorisch gleichwertig zu gebrauchen. ich erinnere nur an Goethes äufserung an Schelling vom 29 nov. 1803: *Können Sie ihm* (dem künstler Martin

Wagner) den Unterschied zwischen allegorischer und symbolischer Behandlung begreiflich machen, so sind Sie sein Wohltäter, weil sich um diese Axe so viel dreht. ich muss freilich zugeben, dass es schwer ist, auf die Vermischung der bezeichnungen zu verzichten. die nichts weniger als logische sprache macht uns sorglos und gewährt uns die freiheit, 'symbolisch' im weiteren sinne und 'allegorisch' als eine bestimmte abart des begriffes zu nehmen. so wirft Goethe selbst in dem Lauchstädtischen 'Was wir bringen' die beiden worte unbekümmert durcheinander (Werke xiii 1,74f).

Wunderlich ist auch die ansicht (s. 11), dass es zur erkenntnis des ideengehaltes der dichtung philosophischer untersuchungen bedürfe. sollte das wirklich nötig sein? muss ich W. an Goethes äusserung gegenüber Eckermann vom 6 mai 1827 erinnern? hier spukt noch ein rest der alten metaphysischen erklärungsweise des 'Faust', von der eine spur auch bei der eben erwähnten auffassung der meerkatzen sichtbar ist.

S. 55 steht der im ersten moment blendende satz, Goethe habe einmal — im zweiten stadium der entstehungsgeschichte des werkes — daran gedacht, seinen helden dem gleichen ziele zuzuleiten, das er selbst damals erreicht hatte, dem ziele erlangter seelenruhe und stiller betrachtung der umwelt. zeuge dafür sei der monolog in 'Wald und Höhle'. zu den schwierigsten problemen der Faustforschung gehört die reconstruction des planes des 'Fragmentes' dh. die aufgabe festzustellen, wie der plan beschaffen war, den Goethe nach dem brief in der Italienischen reise vom 1 märz 1788 gemacht hatte. wie man über ihn auch denken mag, dass der held zum ziele innerer ruhe und befriedigung geführt werden sollte, ist allein schon angesichts der leidenschaftlichen unterredung Fausts mit Mephisto, die dem monolog in 'Wald und Höhle' folgt und, angesichts der weiter sich anschließenden scenen am 'Zwinger' und im 'Dom' undenkbar. die beglückte stimmung die jene partie atmet, übrigens ein unbekümmerter widerklang der eigenen, die der dichter in Italien empfand, sie kann im gefüge der handlung nur die bedeutung einer retardierenden station haben.

Bei der frage die s. 56f erörtert wird, wie viel Fausts Gretchen von der in Dichtung und Wahrheit erwähnten ersten geliebten gleichen namens empfangen habe, wie viel bei der schilderung in der autobiographie von jener auf sie zurückstrahlte, begegnet W. ein offener irrthum. er deutet an, dass der geist der reinlichkeit und ordnung auf eindrücken jenes erlebnisses beruhe. das ist natürlich unzutreffend. Loepers äusserung, dass bei der ersten frauengestalt die neigung des dichters gewann, ausser dem namen kaum etwas an ihre schwester im 'Faust' erinnert, ist heute noch völlig richtig. am wenigsten wird man das 'Gefühl der Stille, der Ordnung, der Zufriedenheit', den 'Geist

der Füll und Ordnung' mit jenem mädchen, das aus einer so dunklen umgebung hervorleuchtet, irgend in verbindung bringen können.

Wolgelungen ist die charakteristik des 'Urfaust' (s. 66—79), besonders die ausführung (s. 68). wie der held auch beim tragischen ausgang, den W. meiner meinung nach mit recht für die erste phase der dichtung für wahrscheinlich hält, den sieg über den teufel davongetragen hätte. aber irrtümer sind auch hier untergelaufen. s. 74 wird vorausgesetzt, dass Mephisto am schlusse Faust sein 'her zu mir' zuruft, was am ende des Urfaust aber nicht geschieht. — kurz darauf wird die frage gestreift, wie die zu den ältesten conceptionen gehörende Helena-episode in den plan eingereiht werden sollte. in der antwort begnügt sich W. mit andeutungen. er spricht von neuen kämpfen die Faust bevorstehn, äußern und innern, deren verlauf aber völlig im dunkeln ligt. das ist nicht anzuzweifeln, seltsam ist nur ein satz in der dann folgenden motivierung, wo es heisst, dass nach dem erlebnis mit Helena der übergang zum tatbereich des Erdgeistes noch weniger zu finden war, als in der liebe zu Gretchen. 'ein antrieb zur tat konnte aus dem verhältnis zu der schattenhaften griechischen heroine nicht entstehn'. das zu behaupten erscheint kühn, wenn man bedenkt, dass die vollendete dichtung diese anknüpfung tatsächlich bietet.

Der 'Lügegeist', der Faust in blend- und zauberwerken bestärkt (v. 1854), wird (s. 84) richtig interpretiert als sein eigenes, dem höchsten zugewantes streben, das im sinne Mephistos sehr wohl als ein lügnisches bezeichnet werden kann. in den Erläuterungen (s. 232) wird er mit 'trügerischer genussucht' umschrieben, was eine wenig glückliche bezeichnung ist und in dieser kürze des ausdrucks missverständlich wirken muß. geradezu unrichtig sind an der ersten stelle die worte *Und dessen über-eiltes Streben Der Erde Freuden überspringt* erklärt. sie sollen nämlich bedeuten: 'Faust verliert die ethischen (!) maßstäbe für die genusswerte', während sie doch einfach heißen, dass er in seinem titanismus die irdischen befriedigungen verkennt und verschmäht. übrigens mußte an dieser stelle betont werden, dass die diagnose, die Mephisto in dem vorliegenden monolog (1851—67) Faustens zukunft stellt, subjectiv und irrümlich ist.

S. 89 läßt W. das 'Vorspiel auf dem Theater' im juni oder juli 1797 'in unmittelbarem anschluss an die am 24 juni verfasste 'Zueignung' entstanden sein. in den Erläuterungen (s. 190) heisst es von ihm '1797 oder 1798 gedichtet'. ist das schon an sich ein widerspruch, so ligt meines wissens für jene datierung überhaupt kein irgendwie zwingendes moment vor, für diese — aber nur als ungefähre zeitbestimmung — spricht nur der von Erich Schmidt (Urfaust<sup>5</sup> s. xxxiii anm.) beobachtete umstand, dass Tiecks 'Neuer Hercules am Scheidewege' (Poetisches Journal

s. 81ff) berührungen mit dem Vorspiel zeigt, die auf eine kenntnis der scene schließen lassen sollen. Tieck kann sie — so vermutet Erich Schmidt — bei seinem aufenthalt in Thüringen 1799-1800 irgendwie in der handschrift oder durch eine vorlesung kennen gelernt haben. in der tat erweisen sich vv. 99—103 des Vorspiels und Tiecks gedicht s. 102 v. 4ff so verwandt, dass man genötigt ist, einen innern zusammenhang anzunehmen. nur ist es höchst unwahrscheinlich, dass Tieck die Faustscene im manuscript kennen gelernt habe. auch dass er sie vom dichter habe vorlesen hören, sind wir kaum berechtigt zu vermuten. überliefert ist jedenfalls nicht das geringste darüber. natürlicher und näherliegend ist der schluss, dass Goethe nach der lectüre der Tieckschen parodie und unter ihrem einfluss das Vorspiel verfasste. das Journal erhielt er im juli 1800 und las es (an Schiller den 29 juli und 1 august). dass ein anderes stück des buches, die vision 'Das jüngste Gericht' motive für die deutsche Walpurgisnacht geliefert hat, ist bekannt (Erich Schmidt aao. s. xxxii anm.). für diese späte datierung des Vorspiels spricht noch der von Minor beobachtete einfluss der romantischen märchenkomödie gerade auf diese scene (vgl. Goethe-Jahrbuch 10,222).

Der satz s. 90: 'Da brinckt Goethe den alten geronnenen stoff endlich wider ins schmelzen, indem er auf Schillers rat die ursprünglich zur fortsetzung des Xenienkampfes bestimmte epigrammenreihe 'Oberons und Titantias goldne Hochzeit' in die masse hineinwirft', enthält einen wahren rattenkönig von missverständnissen. einmal gehört der gedanke, diesem stücke einen platz im 'Faust' anzuweisen. schon dem winter 1797 an (s. mein buch 'Goethes Faust' s. 60) und nicht, wie W. hier sagt, dem april 1798. dann stammt der einfall nicht von Schiller, sondern von Goethe selbst (ebda). Schiller riet nur davon ab, die gedichte selbständig im almanach zu veröffentlichen. man täte dem freund bitter unrecht, ihm diese romantische formlosigkeit in die schuhe zu schieben, und muss Goethes conto allein damit belasten. ferner ist das Cellinische bild vom schmelzen des geronnenen stoffes falsch angewendet. vgl. die richtige zuerst von Minor gefundene deutung jetzt in seinem buch über den 'Faust' bd II s. 10.

S. 87 wirft W. zwei schemata zum 'Faust' durcheinander. er spricht von dem am 23 juni 1797 entworfenen und beschreibt es genauer. die einzelheiten aber die er anführt beziehen sich auf ein späteres, von dem in dem brief an Schiller vom 5 mai 1798 die rede ist (vgl. mein buch s. 55. 64f.). das erste ist verloren gegangen. s. 91 kennt er dann 'gewichtigste gründe für die annahme, dass Goethe im sommer 1800 plötzlich den schluss des ganzen, Fausts tod, zu überdenken und auszuführen begann'. W. hätte gut getan, die gründe zu nennen. mir sind sie nicht bekannt, wol aber spricht die tatsache, dass die paralipomena die sich darauf beziehen die signatur des eben erwähnten

zweiten schemas vom 5. mai 1798 tragen (mein buch s. 65), zunächst nicht dafür.

S. 92 finde ich eine irrtümliche auffassung einer Goethischen aufserung über den beginn der arbeit an der Helena in dem brief an Schiller vom 12. september 1800. Goethe schreibt an den freund: *'Nun zieht mich aber das Schöne in der Lage meiner Heldin so sehr an, dass es mich betrübt, wenn ich es zunächst in eine Fratze verwandeln soll!'* unter fratze versteht W. 'etwas künstlerisch unedles' und denkt wahrscheinlich an die deutsche form, die einst auch für diese partie des werkes geplant war. diesen letzterwähnten umstand schliefs ich daraus, dass er s. 99 bei der darstellung der wideraufnahme der arbeit im februar 1825 sagt: 'dass nun erst die griechische heldin entgegen der ursprünglichen absicht, wonach sie in Deutschland auftreten sollte, auf dem boden ihrer heimat verbleibt'. in wahrheit tritt sie bekanntlich schon in dem im herbst 1800 verfassten fragment in Griechenland auf. mit 'fratze' ist aber überhaupt nichts künstlerisch unedles gemeint, wenngleich Schiller es ebenso aufgefasst hat, wie seine antwort auf das interessante Goethische bekenntnis lehrt. allein auch er hat den freund missverstanden. das richtige ist, dass Goethe bei seiner klage im auge hat, dass es sich um eine phantasmagorie handelt. das lehrt der dem oben citierten folgende satz, in dem der entscheidende gegensatz unzweideutig klar wird: *'Wirklich fühle ich nicht geringe Lust, eine ernsthafte Tragödie auf das Angefangene zu gründen.'*

Klar und meist zutreffend sind die capitel über die 'Handlung', die 'Idee' und 'Form' der dichtung, die 'Charaktere' und die 'Bühnengeschichte' des dramas, wenn es auch hier an freilich geringfügigen irrtümern, widersprüchen und entgleisungen des ausdrucks nicht fehlt. besondere anerkennung verdient die auseinandersetzung der 'wette', der nachweis, dass Faust sie gewonnen hat. hoffentlich hat die discussion des unfruchtbaren 'problems', die dieses motiv in den letzten jahren bewirkt hat, damit ein ende. der 'Faust' bietet der wissenschaftlichen erkenntnis schon schwierigkeiten genug. muss man sie wirklich durch unnütze fragestellungen vermehren? zu den irrtümern rechne ich die stelle s. 141: 'Faust will nur befriedigung und weifs nicht, dass sie für den menschen, in dem das göttliche nicht erstickt ist, nur in dem unbefriedigten streben nach ihr beruhen kann'. darf man das sagen angesichts der worte Fausts v. 1964 ff.: *Kannst du mich schmeichelnd je belügen, Dass ich mir selbst gefallen mag, Kannst Du mich mit Genuss betrügen, Das sei für mich der letzte Tag?* — ein widerspruch ist es, vielleicht sachlich nicht so sehr wie im ausdruck, wenn s. 110 von Mephisto gesagt wird, dass er die höchste potenz des verstandes darstelle, vier seiten weiter aber sein verstand kurzsichtig genannt wird. die charakteristik dieser zweiten hauptgestalt ist

W. überhaupt nicht besonders gelungen. die auf ihn angewendete formel des 'blasierten hofmannes' ist zu eng, und die an ein Schillersches wort sich anlehnenden ausführungen über den zwiespalt, in den die figur als teufel und humoristisch angelegter weltmann geraten ist, scheinen mir zum teil abstract. viel besser wird Schillers äufserung von Minor (Goethes Faust I 270) erklärt, später lenkt W. in den richtigen weg ein, indem er (s. 168) für die widersprüche in der charakteristik den wechsel der intentionen Goethes in anspruch nimmt.

Von den 'Erläuterungen' sei es mir erlaubt wenigstens auf eine näher einzugehn, auf die deutung des viel umstrittenen 'Geisterchors' (v. 1607—26). die schwierigkeiten die die stelle der erläuterung bietet, hebt W. durch eine klare und scharfe interpretation hervor, und es ist ihm auch gelungen, ihren zwittercharakter verständlich zu machen. richtig betont er, dass die worte dem wesen und der gesinnung Mephistos widersprechen, obgleich sie aus dem munde ihm untergebener, also nicht etwa guter geister kommen. sie sind auch weder höhnisch gemeint noch enthalten sie einen ehrlichen rat zu neuem leben. ferner sind sie auch nicht als ursprünglich wechselnde stimmen guter und böser engel aufzufassen oder als ein gefährlicher schmeichelgesang. vielmehr sollen die helfershelfer Mephistos seiner absicht Faust zu verführen dienen, geben aber doch nur des dichters meinung von der situation wieder, die nicht gerade teuflisch ist, dass Goethe in dieser weise aus der rolle fällt, oder besser, wenn das zu sagen erlaubt ist, die geister aus der rolle fallen lässt, bringt W. mit dem einfluss romantischer theorieen in verbindung, unter dem der dichter bei der abfassung stand. besser scheint es mir, dafür eine psychologische, aus der tiefe des Goethischen wesens hergeleitete erklärang heranzuziehen. ich meine seine bekannte weichheit, jene zartheit des gefühles, die ihn in späteren jahren nach seinem eigenen ausspruch zum tragiker unfähig machte. in diesem für das schicksal seines helden entscheidenden wendepunct ist das mitgefühl des dichters mit ihm so stark erregt, dass er unwillkürlich für ihn partei nimmt, dass er gewissermaßen statt für Mephisto, wie er es als objectiver dramatiker hätte tun müssen, für Faust optiert. —

Zuletzt ein appell an den philologen W.! s. 235 urteilt er über die versuche, aus brieflichen äufserungen, anklängen und parallelen chronologische schlüsse zu gewinnen, wegwerfend und nennt sie oberflächlich und zwecklos. er bedient sich dabei noch eines wenig vornehmen witzes, indem er meint, dass man mittels derartiger combinationen auch das gedicht 'Antepirrhema' mit der Schülerscene — um ihre datierung handelt es sich — zeitlich zusammenrücken könne, da in beiden die verse 1922ff vorkommen. dies würde eine idiotische anwendung eines methodischen hilfsmittels der forschung bedeuten. dieser hohn ist



unbillig. ganz so schwachsinnig sind die parallelenjäger am ende nicht. es versteht sich wol von selbst, dass aus übereinstimmungen gezogene schlüsse an gewisse voraussetzungen gebunden sind, dass nirgend mehr als hier schärfste kritik walten muss, dass zu dem äußern zusammentreffen innere gründe hinzutreten müssen. wenn man im hinhlick auf die bekannte briefstelle vom 17 september 1775 die Schülerscene in die gleiche zeit gesetzt hat, so geschah das nicht bloß wegen der worte '*ich machte eine Scene an meinem Faust*' und weil Goethe in demselben briefe das gleichnis von der vergifteten ratte verwendet, das das grundmotiv des von Brander gesungenen liedes wiederholt. vielmehr kommt als entscheidendes kriterium hinzu, dass in diesem liede eine selbstpersiflage Goethes vorliegt, die aus seinen beziehungen zu Lili Schönemann erwuchs. diese beziehungen gestalteten sich aber erst im herbst des jahres 1775 so, dass die selbstverhöhnung (*Er sieht in der geschwollenen Ratte Sein ganz natürlich Ebenbild*; vgl. Urfaust 22,53 *Selbst Ratte* und 'Lili's Park') begreiflich wird. übrigens habe ich selbst (Zeugnisse zu Göthes Faust s. 13) nur jenes lied dem 17 september zugewiesen und einen einschub in die schon vorhandene scene angenommen. edenfals stehn mir diese bemühungen, mit methodischen hilfsmitteln zu einer genaueren zeitlichen fixierung zu gelangen, höher, als W.s verfahren, wenn er beispielsweise den 'Prolog im Himmel' schlankweg, ohne gründe anzugeben, nach 1800 ansetzt (s. 196) und nicht einmal die Eckermanusche chronologie bedenkt, die ihn 1797 entstanden sein lässt. was ihn dazu bestimmt hat, kann ich mir allerdings denken. es ist die in der scene sichtbare einwirkung des Pützerschen Faust, den Goethe erst im Frühjahr 1801 aus der bibliothek entliehen haben soll. nach Minor II 105 hat der dichter jedoch auch schon vor dieser zeit, nämlich am 25 juli 1798, das buch entnommen. auch bleibt die möglichkeit einer noch früheren entleihung des werkes oder seiner kenntnissnahme auf einem andern wege bestehen, der wie diese nur nicht direct bezeugt ist. das hat Minor auf s. 283 mit recht bemerkt.

Berlin.

OTTO PNIOWER.

Berthold Auerbach der mann sein werk sein nachlass von ANTON BETTELHEIM. mit einem bildnis des dichters. Stuttgart u. Berlin, JG Cotta nachf. 1906. x und 450 ss. — 8 m.

Das denkmal das Bettelheim dem dichter der 'Schwarzwälder Dorfgeschichten' setzt, ist eine seit langem erwartete, sorgsam vorbereitete, auf umfangreichem material fußende arbeit. Auerbachs ganzer nachlass und in ihm eine schier endlose reihe von autobiographischen aufzeichnungen, briefen, notizen ist verwendet. Auerbach selbst war über vorarbeiten zu seiner autobiographie nicht wesentlich hinausgekommen. die veröffentlichung seiner

briefe an Jakob Auerbach, von dem empfänger dieser eingehenden bekenntnisschreiben im jahre 1884 besorgt, hatte überleben und werden des dichters zuerst licht verbreitet. diese ausführlichen mitteilungen zu überholen, hat Bettelheim sein material bis zu einer grenze ausgeschöpft, die Auerbachs erlebnisse jahr für jahr, zuweilen tag für tag darzustellen erlaubte. er geht gelegentlich soweit, dass man eine autobiographie zu lesen meint, die lediglich aus der ich- in die erform umgeschrieben ist. wir wandern da mit Auerbach durch den Schwarzwald und durch die Sächsische Schweiz. wenn Auerbach mit seiner ersten gattin im september 1847 das Heidelberger heim bezieht, teilt sein biograph (s. 203) mit, dass beide in demselben hause wie Gervinus wohnten, er vergisst auch nicht hinzuzufügen, dass sie nach den ersten antrittsbesuchen zu solennen mittagessen bei Hagen, Henle, Leonhardi und Schlosser eingeladen wurden. mit gleicher gewissenhaftigkeit bucht B. ein andermal (s. 277) die erlebnisse eines Baden-Badener sommers (1861): beim frühstück im garten zum Bären ruft königin Augusta Auerbach zu sich mit den worten: 'wie gehts Ihnen, lieber Auerbach? ich habe Sie nicht erkannt (mit dem finger drohend). warum sind Sie nicht früher gekommen? meine tochter ist jetzt nicht hier, sie hatte sich sehr auf Sie gefreut'. Auerbach entschuldigte sich mit seiner Kissinger kur; die königin erwiderte: 'ich muss Sie noch sehen und lasse es Ihnen noch sagen'. drei tage später war Auerbach über zwei stunden bei der großfürstin Helene von Russland. sie kam Auerbach als einem landsmann mit warmer herzlichkeit entgegen. er wird am nächsten abend zum tee geladen. nach mitternacht gehts zum aufbruch. die großfürstin lässt ihn zurückrufen: 'ich habe noch allein mit Ihnen zu reden'. am folgenden tage lässt die königin Augusta den dichter zu sich bescheiden . . . der gewissenhafte berichterstatter fügt mehr oder minder ausführliche charakteristiken der allerhöchsten und hohen persönlichkeiten ein, dann der dichter, schriftsteller, politiker, mit denen Auerbach zusammengetroffen ist. kurz neben diesem übermafs biographischer einzelheiten dauert es meist ziemlich lange, ehe sich das auf dem titel gegebene versprechen erfüllt, ehe von dem 'mann' Auerbach und von seinem 'werk' etwas zu verspüren ist. sind doch die zwölf capitel des buches so streng an einem chronologischen faden aufgereiht, dass von schriftstellerischen äufserungen Auerbachs die nach seinem tode ans licht traten, eben nur im letzten, 'Vermächtnis' überschriebenen capitel die rede ist, auch wenn an früherer stelle dieses oder jenes wort bessere unterkunft gefunden hätte.

Von den erzählungen und romanen Auerbachs und von seinen aufsätzen, flugschriften und reden wird immer dann von B. etwas ausführlicheres gesagt, wenn der chronologische ablauf seiner darlegung ihn dazu führt. knappe übersichtliche inhaltsangaben ver-

gegenwärtigen die dichtungen, eine längere kritik begründet das urteil über das einzelne product. ein regestenwerk also mit eingeschobenen buchrecensionen und mit porträts der gestalten aus Auerbachs umgang! eine zusammenhängende, folgerichtig aufgebaute charakteristik von Auerbachs schaffen kommt auf diesem wege nicht zustande. von einzelheit zu einzelheit wird der leser geschoben, und zwischen den einzelheiten muss er lange zeit mit biographischen details sich begnügen. die grofsen probleme, Auerbachs beziehungen zum jungen Deutschland, seine stellung in der entwicklung der dorfgeschichte, die beziehungen seiner zeitromane zu den vielen verwanten dichtungen der epoche: all das ist ja gewis da und dort erwogen oder mindestens gestreift. nachdem der neugierige leser lange zeit vergeblich eine erörterung des verhältnisses von Auerbach und Jeremias Gotthelf gesucht, findet er, schon fast am ende des buches (s. 343) angelangt, auch diese frage geistreich erörtert, wie sich denn zuletzt mehrfach zusammenfassende betrachtungen einstellen, freilich noch immer in die fortlaufende darstellung von Auerbachs leben verwoben. so fehlt dem werke ein einheitlicher grofszer zug; man fühlt sich nicht von einer energisch zusammenfassenden darstellung getragen, sondern meint, den verfasser selber drücke die menge des stoffes zu boden. Auerbachs erzählungen, voran seine 'Dorfgeschichten', bieten ja eine solche fülle schwer zu sondernder, schwer zu übersehender verwanter stoffelemente, dass eine zusammenstellung des gemeinsamen und eine sorgsame scheidung des besonderen dieser dichtungen dringend nötig erscheint. gestalten und motivreihen, durchgehnde technische kunstgriffe verlangen nach sauberen überblicken, und finden sie bei B. nicht. obendrein offenbart sich in seiner darstellung Auerbachs künstlerischer werdegang als ein abstieg, der nach kräftigem einsatz im besten fälle noch einmal einen ausblick nach oben gewährt, dann aber widerstandslos einem stärker und stärker hervortretenden versagen dichterisch gestaltender kunst zusteuert. herrscht so im ganzen der eindruck mählichen sinkens, so gelangt der strenge kritiker der Wiener theater, nicht ein liebevoller deuter bei der abschätzung der einzelnen producte Auerbachs zum worte. mögen dem buche noch so viele preisende worte über den dichter und über den menschen Auerbach eingeflochten sein, jede der späteren dichtungen Auerbachs wird scharf abgefertigt. dem roman 'Auf der Höhe' bleibt noch der ruhm, dass seine flecken und schatten von der gemüts-sonne des erzählers überglänzt werden (s. 306 f). vom 'Landhaus am Rhein' heifst es: 'es zeugt für das ansehen und die herscherstellung, die Auerbach durch seine früheren schöpfungen festbegründet hatte, dass ihm ein so wunderliches werk von der kritik nicht allzustreng angerechnet wurde' (s. 32 o). 'unzulänglich als beitrage zur zeitgeschichte, ist 'Waldfried' verfehlt als kunstwerk', lautet (s. 340) das verdict über das letzte gröfsere product. von

der fortsetzung der 'Schwarzwälder Dorfgeschichten' von 1876 heisst es: 'alles in allem ist das 'Nest an der Bahn' unter den drei stücken noch das leidlichste, ohne deshalb preisenswert zu sein' (s. 357). viel schlimmer noch fahren natürlich die dramatischen versuche Auerbachs. war es wirklich nicht möglich, aus tieferem verständnis des dichters und seiner zeit der positiven leistung gerechter zu werden? musste der verfasser so ängstlich dem vorwurf kritikloser bewunderung aus dem wege gehn, dass er in die art und kunst Auerbachs sich nicht liebevoller einzufühlen wagte? nicht aufgabe des referenten ist es, solche einföhrung nachzuholen; aber wenn Bettelheims richterwort zutrifft, wenn Auerbach wirklich nichts besseres geleistet hat, dann darf die frage gestellt werden, ob der ganze mann eine so ungemein ausführliche darstellung seines lebens verdient? B. entzieht seiner mühsamen arbeit den boden, wenn er im wesentlichen nur den erzähler der älteren Dorfgeschichten, voran des 'Diethelm von Buchenberg', sehr bedingt den dichter des romans 'Auf der Höhe' und rückhaltlos nur noch den verteidiger des judentums gegen antisemitische angriffe verstehn und begreifen will. hätte B. die romane Auerbachs an der verwanten dichtung ihrer zeit gemessen, so wäre vielleicht auch da ihm etwas förderndes, vorwärtstreibendes aufgegangen. doch er unterlässt bei der betrachtung des 'Neuen Lebens' (1852) sogar den naheliegenden hinweis auf den stoffverwanten roman 'Paul' des geistvollen AvSternberg (1845). und es bleibt ihm, all die spätere minderleistung Auerbachs zu entschuldigen, nur die tatsache, dass 'der anerkannte meister der dorfgeschichte, der liebbling der damaligen mode nicht schicht machen konnte' (s. 287); aus erwerbsrücksichten durfte er 'halb oder völlig misratenes nicht zurückhalten oder vernichten'. die einleitung B.s gipfelt in dem passus: 'der dichter, den die besten seiner zeit, Uhland und Straufs, Vischer und Gervinus, Mathy und Freytag hochgehalten, der erzähler, den Anzengruber und Rosegger, Tolstoi und Björnson als wegweiser anerkannt haben, war und bleibt eine der wirkenden mächte, ein grundelement im kreise der deutschen volkserzieher, an dem die nachwelt nicht vorbeigehn soll und kann, solange er der nachwelt eigenes, immergültiges zu sagen hat'. wer das buch Bettelheims aus der hand legt, muss glauben, dass die summe dieses immergültigen nicht sehr grofs sei.

Und so behält die gewaltige menge von briefen, bekenntnissen, urteilen, aphorismen, autobiographischen notizen, die B. meist in vollem wortlaut abdruckt, ihren ganzen wert nur für den, der von vornherein interesse für die litterarische leistung Auerbachs mitbringt. das fast unabsehbare material, das Bettelheim bienenfleissig zusammengetragen, geordnet und in seinen wichtigsten elementen wortgetreu mitgeteilt hat, ruft nach einer knapperen verwertung, die weniger den menschen und stärker

den dichter, nicht so sehr das erlebnis des tages als die künstlerische leistung betont. in den von Bettelheim vorgelegten papieren, vor allem in Auerbachs entwürfen zu den dorfgeschichten, wird dieses künftige werk eine ausgezeichnete grundlage haben.

Dresden.

OSKAR WALZEL.

Volksliederbuch für männerchor. herausgegeben auf veranlassung Seiner Majestät des Deutschen Kaisers Wilhelm II. partitur, 2 bände, Leipzig, CFPeters o. j. [1907] xv u. 816. 792 ss. hiezu eine stimmenausgabe.

Gegen diese sammlung sind schwere bedenken geltend gemacht worden. schon der titel hat anstofs erregt. nach dem bekannten worte des kaiserlichen auftraggebers, die männergesangsvereine sollten mehr das volkslied pflegen, war ja wol auch die vorliegende sammlung in erster linie für das volkslied bestimmt. dass sie aber darüber hinausgewachsen ist, kann ich nicht als ein unglück ansehen; es werden sich am schluss dieser ausführungen zwei gesichtspunkte ergeben, von denen aus betrachtet der wert des buches hoch genug anzuschlagen ist. wer übrigens das von Rochus von Liliencron gezeichnete vorwort 'Zur Einführung' gelesen oder auch nur diesen namen an der spitze der arbeitscommission gesehen hat, konnte keinen augenblick im zweifel sein, dass hier nicht etwa ein dilettantisches misverständnis unterlaufen ist. dabei darf nicht übersehen werden, dass die sammlung für den männergesang bestimmt ist, der nun einmal, wie die dinge heute liegen, allein neben dem klavierspiel grofse massen des volkes zur musikübung heranzieht, wobei es die gerechtigkeit erfordert, einen bedeutenden unterschied zu seinen gunsten festzustellen. während die klavierübung leider vielfach bei hoch und nieder zur tiefsten stufe der musik hinabsteigt, von der aus gesehen selbst ein Abt oder Kücken noch in lichten höhen schweben, hält sich der männergesang von jener zotenmusik fern. da er überdies heute — immer ganz abgesehen von seiner nationalen aufgabe — höheren musikalischen ehrgeiz entwickelt, so konnte der rahmen ziemlich weit gespannt werden. von alten volksliedern und minnegesängen (aus der Jenaer hs. wurden gewählt: meister Alexander 'O we daz nach liebe gat'; des Unverzagten *Der koninc Rodolf mynnet got*; fürst Wizlaws von Rügen *De erde ist untlozen*) bis zu RStraufs männerchor 'Liebe' (allerdings über einem aus 1602 überlieferten anonymen text) ist in den 614<sup>1</sup> gesängen kein entwicklungsabschnitt deutschen sanges unberücksichtigt gelassen. der riesenstoff ist auch technisch gut bewältigt

<sup>1</sup> fortlaufend 610, eingeschoben die vier Rich. Wagnerschen stücke, wol zu dem zwecke, um in der stimmenausgabe keine lücke entstehn zu lassen, da der verleger die stimmen zu jenen vier chören nicht freigegeben hat.

und wird bei deutlichem stich und druck in handlichem format dargeboten. am schlusse ist (durch Bolte und Friedländer) das nötigste an wissenschaftlichen nachweisen gegeben, nachdem schon bei jeder nummer die lebenszeit von dichter und componisten, sowie allenfalls das entstehungsjahr des liedes angeführt ist. jeder band hat neben seinem inhaltsverzeichnis das alphabetische gesamtverzeichnis sämtlicher liederanfänge und überschriften. man vermisst aber eine alphabetische zusammenstellung der dichter, componisten und bearbeiter. ich habe mich dieser mühe unterzogen, da mich insbesondere das zahlenverhältnis der bearbeitungen zu den originalstücken interessierte. dies ist nun überraschend. fast dreiviertel sind bearbeitet, von den ältesten liedern bis herauf zu den in anderer besetzung erschienenen melodien des 19 jahrhunderts. nur etwas mehr als der vierte teil sind originalcompositionen aus der zeit des männergesangs, also vom ende des 18 jh.s bis auf unsere zeit. der anteil der eigentlichen volkslieder ist naturgemäfs an den nach dem textinhalt eingeteilten partien verschieden grofs, am stärksten bei dem grofsen abschnitt der liebeslieder und selbstverständlich bei den dialektliedern, die den schluss bilden. da im übrigen die tonweise für die auswahl in erster linie bestimmend sein muste, sehen wir eine bunte musterkarte von textdichtern beisammen, namen, die in der litteraturgeschichte kaum zu finden sind, neben unseren meistern. immerhin zeigt die statistik der mehrfach vertretenen dichter auch eine auslese nach dieser richtung. so steht an der spitze Goethe mit 10 liedern, dann allerdings Zuccalmaglios volksliedimitationen (8); je 7 gedichte finden wir von Simon Dach, Hoffmann v Fallersleben, Wilhelm Müller und Rückert; je 6 von Eichendorff, Geibel, KlGroth, HLHassler, Reinick und Uhland; je 5 von Heine, Körner, Luther und dem alten Niederländer Valerius, je 4 von Arndt, Claudius, Kobell, Schenkendorf und Schiller, je 3 von dem geistlichen liederdichter Paul Gerhardt, von Gottlieb Jakob Kuhn, dem benedictiner PValentin Rathgeber, von Scheffel und RichWagner. es ist vielleicht interessant, damit die liste der nach Ernst Challier<sup>1</sup> am meisten componierten 30 neueren deutschen dichter zu vergleichen und zu ersehen, dass 22 davon teils in der oben gebrachten aufstellung inbegriffen, teils wenigstens überhaupt vertreten sind, während nur acht (hier mit einem \* versehen) im Volksliederbuch nicht vorkommen:

| dichter | gesamtzahl der<br>compositionen | höchstzahl der compositionen eines gedichts                    |
|---------|---------------------------------|----------------------------------------------------------------|
| Heine   | 4127                            | 246 <i>Du bist wie eine Blume</i>                              |
| Geibel  | 3778                            | 135 <i>Gondoliera: O komm zu mir, wenn<br/>durch die Nacht</i> |

<sup>1</sup> Die Lieblingsdichter der deutschen componisten (Musikalisches wochenblatt, Leipzig 5 und 12 dezbr. 1907).

| dichter           | gesamtzahl der<br>compositionen | höchstzahl der compositionen eines gedichts :                 |
|-------------------|---------------------------------|---------------------------------------------------------------|
| Hoffmann v. Fall. | 2648                            | 83                                                            |
| Goethe            | 2534                            | 157 Wandrers Nachtlid: <i>Über allen<br/>Wipfel ist Ruh</i>   |
| Uhland            | 2038                            | 174 Frühlingsglaube: <i>Die linden Lüfte<br/>sind erwacht</i> |
| Eichendorff       | 1722                            | 87                                                            |
| Reinick           | 1703                            | 140 <i>Wie ist doch die Erde so schön</i>                     |
| Lenau*            | 1390                            | 245 Bitte: <i>Weil auf mir, du dunkles Auge</i>               |
| Wolff*            | 1307                            | 80                                                            |
| Rückert           | 1061                            | 51                                                            |
| Baumbach*         | 1024                            | 39                                                            |
| Bodenstedt        | 877                             | 161 <i>Wenn der Frühling auf die Berge<br/>steigt</i>         |
| Roquette          | 788                             | 96                                                            |
| Scheffel          | 779                             | 44                                                            |
| WMüller           | 739                             | 46                                                            |
| Heyse*            | 638                             | 27                                                            |
| Mörike            | 594                             | 85                                                            |
| Schiller          | 593                             | 43                                                            |
| Redtowitz         | 572                             | 93                                                            |
| Chamisso          | 550                             | 45                                                            |
| Storm*            | 540                             | 56                                                            |
| JS Sturm*         | 539                             | 69                                                            |
| Freiligrath       | 537                             | 75                                                            |
| Prutz*            | 457                             | 131 Vorsatz: <i>Ich will dirs nimmer sagen</i>                |
| Osterwald         | 413                             | 36                                                            |
| Mosen             | 388                             | 53                                                            |
| ThKörner          | 367                             | 75                                                            |
| Tieck             | 333                             | 128 Herbstlied: <i>Feldeinwärts flog ein<br/>Vögelein</i>     |
| JKerner           | 298                             | 26                                                            |
| Platen*           | 220                             | 46                                                            |

Von den hier angeführten über 100 mal componierten gedichten ist im 'Volksliederbuch' das Nachtlid von Goethe in der von Kuhlau leider benützten verballhornung von JFalk, dann Bodenstedts '*Wenn der Frühling auf die Berge steigt*' in vertonung von Karl Wilhelm, dem componisten der Wacht am Rhein, endlich Tiecks Herbstlied vertont von Eugen d'Albert enthalten. für männerchorvertonungen, die eigentlich hier zunächst in betracht kommen, ist die reihenfolge jener 30 dichter: Geibel (564), Hoffm. v. Fall. (466), Baumbach (460), Reinick, Uhland, Eichendorff, Goethe, Roquette, Heine, Wolff, Scheffel, Müller, Körner, Freiligrath, Sturm, Rückert, Bodenstedt, Lenau, Schiller, Tieck, Mosen, Osterwald, Redtowitz, Mörike, Chamisso, Kerner, Prutz, Storm, Heyse, Platen. von den 15 dichtern, denen je über

100 männerchorcompositionen gewidmet sind, fehlen in unserer sammlung nur Baumbach, Wolff und Sturm. im allgemeinen sehen wir daher eine übereinstimmung der beiden statistiken mit einer leisen geschmackswandlung unserer zeit durch abkehr vom sentimental-burschikosen.

Von componierenden dichtern sind in der sammlung nur die drei minnesinger mit wort und weise vertreten, dagegen Hoffmann v Fallersleben nur mit gedichten, andere wie Holtei, Schubart, Zachariä gar nicht. von dichtenden componisten finden sich vor: Heinrich Albert (1 in wort und weise, 8 vertonungen anderer texte), Peter Cornelius (Grablied zu Schuberts weise 'Der Tod und das Mädchen', anderseits eine composition des '*Mitten wir im Leben sind*'), Hans Leo Hafsler (6 lieder in wort und weise, eine melodie mit unterlegten worten von Paul Gerhardt), Jakob Kremberg (1 lied in wort und weise), Adam Krieger (2 desgl.), Georg Neumark (1 desgl.), Joh. Herm. Schein (2 desgl., außerdem die bearbeitung einer Isaacschen melodie), Richard Wagner (3 desgl. und ein chor mit text nach Bulwer), endlich W. von Zuccalmaglio (mit nachweislich drei liedern in wort und weise, fünf texten und zwei weiteren compositionen). die bei Schein erwähnte Isaacsche melodie ist das bekannte '*Innsbruck, ich muss dich lassen*' benutzt zur geistlichen parodie '*O Welt, ich muss dich lassen*'. melodiefassung und satz sind gegen die ebenfalls vierstimmige fassung von Isaac, entsprechend der geistlichen umdichtung und dem musikgeschmack des 17 jahrhunderts einfacher gehalten, sodann für männerchor umgesetzt vom derzeitigen Thomascantor Gustav Schreck (n. 10). wir können nun an der ebenfalls aufgenommenen originalliedfassung (n. 212) sehen, um wie viel kräftiger diese form vom ausgang des 15 jahrhunderts wirkt als die des 17 jahrhunderts, noch mehr wäre dies hervorgetreten, wenn nicht die bearbeitung für männerchor geglaubt hätte, die sehr charakteristische, herbe stelle im schlussmelisma mildern zu müssen, indem die quartenfolgen in den oberstimmen (vgl. vLiliencron Histor. volkslieder, nachtrag s. xviii) durch eine änderung im 2 tenor ausgemerzt wurden. hier soll aber doch bei den worten *elend, ferne* das abschiedsweh besonders durchbrechen. die stelle wird da um eine sehr feine wirkung gebracht. anderseits ist die belassung des *f* statt der alteration *fis* (im 2 tenor *Strafsen*) eine misverständliche treue gegen den notentext. *g-f-g* sang der musiker damals ohne weiteres, als wenn *g-fis-g* stünde; hier kann außerdem noch die analogie zu dem *c-h-c* jeden zweifel beheben; bei der geistlichen parodie steht denn auch das richtige *fis*.

Von dem liede '*Entlaubet ist der walde*' hat man nur die geistliche umdichtung '*Es ist so still geworden*' abgedruckt, für deren melodiefassung ähnliches gilt wie oben bei '*Innsbruck*': sie ist abgeschliffener, im rhythmus einförmiger, und das schöne melisma der



zweiten stollenzeile fehlt. es wäre auch hier an sich und zur vergleichung ein gewinn gewesen, neben der parodie das ursprüngliche lied zu bringen. [eine bearbeitung für gemischten chor habe ich in der vom Deutschen volksgesangverein in Wien herausgegebenen zeitschrift 'Das deutsche Volkslied' veröffentlicht. vielleicht hätte man aus dieser zeitschrift und den flugschriften des genannten vereins eine größere ausbeute holen können. der embarras de richesse war freilich groß (eine auswahl von etwa 8000 liedern!)]

Unter den 57 bearbeitern der älteren, für andere besetzung geschriebenen werke finden wir eine reihe bekannter namen, so die chorspecialisten Gernsheim (15), Hegar (40), Kirchl (16), Kremser (27), vOthegraven (21); ferner die componisten Humperdinck (10), Reinecke (13), Georg Schumann (47), RStraufs (6), Thuille (11); meine akademisch-musikalischen kollegen Kretzschmar (14) und Wolfrum (22), den wiener theoretiker Mandyczewski (7) uam.

Diese bearbeitungen nebst den veröffentlichten originalarbeiten für männerchor bieten uns — und das scheint mir ein beachtenswertes nebenergebnis der sammlung — ein umfassendes document über die verschiedenen arten der satztechnik für männerstimmen vom ende des 18 bis zum anfang des 20 jahrhunderts, damit in nuce ein stück musikgeschichte in illustrationen von der biedereren, etwas derben weise der ersten chöre über die weichere art der romantiker zur süßlichen lieder-tafel, und nun wieder zu dem kräftigeren aber auch differenzierteren einschlag, der in den letzten jahrzehnten in steigender harmonisch-rhythmischer reichhaltigkeit zu einer ästhetischen widergeburt des chorgesangs für männerstimmen geführt hat. diesem aufschwung ist überhaupt erst die möglichkeit zu danken, dass eine solche liedersammlung den zum teil in herber schönheit prangenden schatz früherer jahrhunderte unseren 'zahmen vierstimmigen menschen' (wie Richard Wagner gelegentlich die männerchorleute nennt) darbieten durfte. wie die originalchöre, so geben auch die bearbeitungen eine musterkarte, in der alle stufen von der nachahmung alter satzweise bis zur bewusst modernen einkleidung vertreten sind. dabei möchte ich dieser letzteren art den vorzug geben; denn abgesehen davon dass uns die polyphonen feinheiten des alten stils heute kaum erreichbar sind, ist es immer ein zeichen künstlerischer stärke, wenn eine zeit in ihrer sprache reden will, wenn also die cinquecentisten biblische darstellungen in das gewand ihrer zeit kleiden, oder wenn heute sich ein umschwung in der meinung über den wert stilreiner restaurierungen von baudenkmälern vollzieht. das schließt historischen sinn nicht aus, verlangt vielmehr dessen vertiefung und richtige einstellung.

Mag nun auch in den bearbeitungen nicht alles geglückt sein, so können wir uns doch im allgemeinen freuen, dass da-

durch so vieles alte und gute weiten kreisen erschlossen wurde. denn dies gehört schon zur hauptbestimmung des buches, nämlich eine auslese alles dessen zu geben, wodurch sich im liede das empfinden des deutschen volkes ausdrückt, was uns demnach durch alle jahrhunderte als ausdruck der deutschen volksseele erscheint, gleichviel ob in kunst- oder volksmäßigen gewande.

Prag, 14 jänner 1908.

HEINRICH RIETSCH.

#### LITTERATURNOTIZEN.

Danske Studier udgivne af MARIUS KRISTENSEN og AXEL OLRIK, for universitetsjubilets danske samfund. 1 hæfte. København, det Schuboeske forlag, 1904. 64 ss. 8°. — Die seit dem jahre 1890 herausgegebene 'Dania' hat auch ausserhalb ihrer heimat ihre leser gefunden, und wir zweifeln nicht, dass ihre erbin, die 'Danske Studier', ebenso von den freunden der volkskunde willkommen geheissen wird. Kristensen und Olrik stellen uns in aussicht, dass ihre zeitschrift nicht nur eine sammelstätte sein wird für beobachtungen an sprache und volksleben, sondern auch in anzeigen, umfassenden forschungsüberblicken und selbständigen abhandlungen den die wissenschaft bewegenden fragen nahe treten soll. das vorliegende erste heft berechtigt zu hohen erwartungen. eine so vortreffliche übersicht über die neueste litteratur zur nordischen märchenkunde, wie sie Olrik s. 41—45 bietet, ist gerade das was sich fachgenossen und -nachbarn wünschen können. s. 35—41 teilen die herausgeber weitere dänische erntebräuche mit die sich an die letzte garbe heften, und besprechen eine von ETKristensen aufgezeichnete legendarische folkevisse von dem kornfelde, das die flucht nach ägypten vor den verfolgern schirmt. MKristensen entwirft s. 49—64 ein fesselndes bild von dem sprachschöpferischen bestreben des physikers Ørsted; Ørsted kann unsern sprachreinigern als geradezu ideales vorbild empfohlen werden! die abhängigkeit eines Blicherschen gedichtes von einem Swiftschen zeigt Ida Falbe-Hansen s. 46—48. das hauptstück unseres heftes aber ist Olriks abhandlung über das märchen 'König Lindwurm' (dessen ausserdänische fassungen RKöhler Kl. schr. I 318 f kurz aufführt). Olrik gibt ein wahres prachtmuster von märchenforschung. 'allein schon das zusammengehörige zu registrieren', sagt er s. 1, 'aus den hunderten von märchensammlungen, die bei den grossen und kleinen völkern der erde unter dach gebracht wurden, war eine solche riesenarbeit, dass eine forschergeneration fast ganz zu registern wurde. erst jetzt können wir gewissermassen die augen vom papiere heben und über die lande hinaussehen, wo wir jedes einzelne märchen

in seinem zusammenhängenden wachstum überschauen. . . .] das besondere an unserer wanderung wird darin liegen: wir werden nicht nur über die weiten strecken hinsehen, sondern auch das tägliche leben des märchens erforschen, seine biologie gleichsam: wie es sich formt im munde jedes erzählers<sup>2</sup>. zu einer solchen betrachtung ist Olrik wie wenige andere befähigt, mit seiner höchst ausgebildeten resonanz für alle schwingungen der dichtenden phantasie und daneben seinem klaren blick für geschichtliches wandern und werden. möge es den herausgebern gelingen, ihre dänischen studien so weiter zu führen!

Berlin, 11 juli 1904.

ANDREAS HEUSLER.

Inzwischen sind vier jahrgänge der Danske Studier zum abschluss gekommen (1904—1907). die schlanken bände mit ihrem umfang von 14—15 druckbogen enthalten einen außerordentlich vielseitigen stoff und sehr wenig maculatur. religion, literaturgeschichte und grammatik sind annähernd gleichmäÙig vertreten; volkskunde und culturgeschichte im engern sinne nehmen etwas weniger raum ein. es fehlt auch nicht an schätzbaren beiträgen zur nordischen gelehrtengegeschichte: briefwechsel, nekrologe; die beiden nachrufe an Sophus Bugge seien besonders hervorgehoben. nicht nur die referierenden und kritischen buchanzeigen greifen weit über den dänischen umkreis hinaus; auch unter den abhandlungen finden wir solche über nordischen und lappischen götterdienst, über das altisländische ballspiel, über 'tact und arbeit', über die grundsätze der wörterbucharbeit. die belesenen herausgeber, jeder auf seinem gebiete, machen in anregender weise auf neue erscheinungen aufmerksam. die meisten der gröÙern und kleinern artikel sind klar und leicht geschrieben, wie man das von den Dänen gewohnt ist. in summa eine der liebenswürdigsten zeitschriften; man greift immer mit freude nach ihren neu erscheinenden heften.

Berlin 26 september 1908.

ANDREAS HEUSLER.

Die Wikinger. bilder aus der nordischen vergangenheit von prof. dr. ALEXANDER BUGGE. autorisierte übertragung aus dem norwegischen von dr. phil. HEINR. HUNGERLAND, z. z. lector der deutschen sprache und literatur an der universität zu Lund. Halle a.S., Max Niemeyer 1906. 282 ss. 8<sup>o</sup> 6 m. — Alexander Bugges interessantes buch kommt in recht unglücklicher verfassung auf den deutschen buchmarkt. die übersetzung ist so flüchtig gemacht, dass ihre lectüre auch den unaufmerksamsten leser verdrieÙen muss. hier einige proben. 'die etymologie des namens ist doch bis jetzt unaufgeklärt' (s. 30, vgl. s. 116 n. 1). 'Smaalenenes amt' (s. 52). 'zur zeit Hakon jarls' (s. 56). 'der rest (einer gruppe von ausdrücken) ist dem latein oder dem nordischen entliehen' (s. 140). 'königliche dienstmannen . . . die mit . . . einem krongute beliehen waren' (s. 220). 'vor allem bezeugen doch die gottländischen bildsteine, dass heldenlieder,

die uns nun nur aus der Edda bekannt waren, einmal auch auf Gottland gesungen worden sind' (s. 199). 'für jeden einzelnen, der sich im auslande gröfsere bildung erwarb und gröfsere artigkeit und feinere umgangsformen lernte, sind viele gewesen, die schlechte sitten annahmen . . .' (s. 280). auch wo er nicht übersetzt, behandelt H. seine muttersprache nachlässig. er spricht von der 'lateinischen epitome der Skjöldungasaga des Arngrim Jónsson' (s. 247 n. 5). dass er Arngrim für den verfasser der Skjöld. s. hält, wird man nicht annehmen angesichts der erklecklichen belesenheit, die sich in den fufsnoten, wüst genug allerdings, offenbart. nur zum kleinsten teil sind diese noten zu rechtfertigen. gewisse erläuterungen wird der deutsche leser in der tat gern sehen, so wenn der etymologische zusammenhang der namen Schonen und Skandinavien durch die schwedische form Skåne veranschaulicht wird (s. 11, vgl. noch ss. 27, 59, 81). auch ein wort wie 'hird' (au. *hirð*) bedarf wol der erklärung (s. 35), aber es wäre besser gewesen, hier die übersetzung zugleich erklärung sein zu lassen. dass das nordische wort nicht etwa absichtlich gewählt wurde, schliesst man aus s. 247, wo mitten im deutschen text buchstäblich zu lesen steht: '*Konr ungr* er *konungr*'! dieselbe liederlichkeit herrscht in den noten. doch die dunkelheiten, ungenauigkeiten, inconsequenzen, widerholungen und falschen verweisungen sind hier nicht das schlimmste. man verzeiht auch wol die naive formlosigkeit, womit der übersetzer einem allerhand lese- und collegfrüchte unterbreitet, ohne zu fragen, ob sie zur sache gehören. wenn er nur mit dem eigenen urteil etwas mehr zurückhielte oder doch es zu begründen suchte. seine kategorischen entscheidungen empfindet der leser als tactlosigkeiten gegen den autor, zugleich auch als lästige aufdringlichkeit. Bugge bemerkt (s. 18): 'einige halten diese Geaten für Jüten, andere für Gauten'; dazu setzt Hungerland die wolfeile klammer: 'das letztere ist unzweifelhaft richtig. d. übers.'! so an einer reihe von stellen (52 n. 2, 55 n. 2, 169 n. 1, 175 n. 2, 185 n. 2, 201 n. 1, 206 n. 1, 248 n. 2). hier und da muss man H. recht geben. aber ist es die aufgabe des übersetzers, seinen autor zu kritisieren? eher liefse man sich eine vorrede gefallen, die in grofsen zügen zu den anschauungen des buches stellung nähme. die hätte sich freilich aus einem vielerlei von notizen allein nicht aufbauen lassen. höheren als höchstens orientierenden wert haben die eigenen beiträge des übersetzers nicht. glaubt dieser wirklich der wissenschaft zu nützen, den laien zu belehren oder die eigene urteilsfähigkeit an den tag zu legen, wenn er lakonisch decretiert: 'auch für die Atlakviða ist gegen Finnur Jónsson uaa. Grönland als heimat anzunehmen' (s. 219), oder wenn er uns verrät, dass er von zwei etymologien Noreens die eine für richtig, die andere für sehr gewagt hält (s. 25)? in dem buche ist viel unfreiwillige komik. sie hätte

sich vermeiden lassen, wenn dem an sich erfreulichen *ἔργον* — für die nordische philologie überhaupt, zumal aber für Egils dichtungen und für Geringes Eddaübersetzung — die *σωφροσύνη* zügelnd und formgebend zur seite gestanden hätte.

Breslau.

G. NECKEL.

Festschrift zur 49 versammlung deutscher philologen und schulmänner in Basel im jahre 1907. Basel, buchdruckerei E. Birkhäuser. 538 ss. gr. 8°. — Von der letzten philologenversammlung sind alle teilnehmer sehr befriedigt und mit der anerkennung heimgekehrt: ihr eindrucksvoller und geistig belebter verlauf sei nicht zum wenigsten der ausgezeichneten vorbereitung des ganzen durch die Baseler collegen zu verdanken gewesen. diesen eindruck bestätigt auch durchaus die uns zugegangene festschrift mit ihrem reichen und höchst vielseitigen inhalt, aus dem ich hier nur wenig herausgreife was uns näher angeht. an WBruckners aufsatz 'Über den barditus' (s. 65—77) hat HFischer schon im vorigen hefte der Zs. angeknüpft; auch wer sich der hauptthese gegenüber ablehnend verhält, wird doch allerlei anregung finden: ich hebe nur die hübsche beobachtung hervor, dass die Langobarden ihren namen von den nachbarlichen Sachsen erhalten haben, für die Widukind II 36 das kurzschneiden der bärte als 'mos antiquum' bezeichnet (s. 66 n. 2). Hoffmann-Krayers vortrefflich disponierter, alle momente bedächtig abwägender beitrage 'Fern-dissimilation von *r* und *l* im deutschen' (s. 491—506) hat mir selbst die directe veranlassung geboten, mit der abhandlung über 'Blachfeld' hervortreten (GGN. 1908). die abhandlung von GBinz 'Untersuchungen zum altenglischen sog. Crist' hat das verdienst, auf das ungelöste problem des verhältnisses der angelsächsischen zur altsächsischen dichtung selbständig einzugehen; die methode freilich, nach der sie für Crist in altsächsischen einfluss zu erweisen sucht, erscheint mir recht anfechtbar: ich hätte nicht geglaubt, dass Trautmann auch am Oberrhein schule machen würde. AGefsler handelt in ergänzung seines Baseler gymnasialprogrammes von 1906 ausführlich über eine 'Agnes Bernauerin' des Solothurners Franz Krutter (zuerst aufgeführt 1843), und John Me er erörtert ohne viel polemik und doch höchst lebendig 'Wolframs von Eschenbach verhältnis zu einigen seiner zeitgenossen, insbesondere zu Gottfried von Straßburg' (s. 507—520), wobei ua. Gottfrieds *wildenære* eine überraschende aufklärung erfährt (s. 512); M. betont sehr richtig, welch hohe litterarische cultur Wolfram mit der fülle seiner feingeschliffenen anspielungen bei dem höheren publicum voraussetzen durfte. — auch die beiträge der romanisten bieten einiges, woran die deutschen philologen nicht vorübergehn sollten; und in dem aufsatz 'Das gleichnis in der erzählenden dichtung' von ThPlüss behandelt ein reichgebildeter geist tiefeindringend 'ein problem für philologen und schulmänner', das uns alle angeht. zum schluss aber kann ich nur

alle meine fachgenossen dringend einladen, den aufsatz von Alfred Körte 'Der kothurn im fünften jahrhundert' (s. 198—212) zu lesen: nach meinem urteil ein wahres meisterstück der interpretation litterarischer und bildlicher zeugnisse, mit einem fast zwingenden ergebnis: 'der kothurn ist ein ursprünglich nichtgriechischer stiefel mit hohem schaft, den Dionysos seit anfang des 5 jh.s vielfach trägt; von dem gotte geht er, wol in aischyleischer zeit, auf die tragischen schauspieler über, die ihn ganz in der gleichen form ohne jede künstliche erhöhung mindestens bis zum ausgang des 5 jh.s bewahren.' E. S.

Volkskunde im Breisgau herausgegeben vom Badischen verein für volkskunde durch prof. dr. FRIDRICH PFAFF. Freiburg im Br., JBielefeld 1906. 189 ss. 8.<sup>o</sup> 3 m. — Das hübsch ausgestattete bändchen ist eine sammelschrift, die dem alten großherzogspaar von Baden im jubiläumsjahr 1906 dargebracht wurde. es liefert zeugnis davon, dass die volkskunde in Freiburg, einer ihrer frühesten pflegstätten, auf gutem boden tüchtig weiterschafft. hervorzuhoben sind die aus den sammlungen des vereins edierten 'Volksrätsel aus Baden' (bearbeitet von Haffner s. 51—106); ihnen schliessen sich zwei serien von volksliedern an: sehr dankenswert ist der vom leutnant Pecher gesammelte besitz des infanterieregiments 113 an 'Marschliedern' (s. 107—134), während die 'Volkslieder aus dem Wiesentale' (Meisinger s. 135—148) nur eine zufallslese darstellen. Kluge hat seine hübsche belegsammlung für *anheimeln* (s. 149—154), die mit Wieland beginnt und bis zu HSeidel und Rosegger reicht, 'eine alemannische wortgeschichte' überschrieben. der aufsatz von EEckhardt über 'Alte schauspiele aus dem Breisgau' (s. 155—189), der mit der überraschenden behauptung einsetzt, das ältere deutsche drama sei von der wissenschaft bisher etwas stiefmütterlich behandelt worden, orientiert gut über Freiburger Passion und Fronleichnamspiel und die sonstigen litterarisch überlieferten und urkundlich bezeugten dramen und auführungen von Freiburg und seiner umgebung. — von volksitten beschreibt Lamey die sehr altertümlichen 'Fastnachsbräuche aus Bernau' (bei SBlasien) und behandelt Pfaff nach alten und neuen zeugnissen das 'Katzenstriegelspiel' (alias 'Strebe-katzenspiel') besonders auf alemannischem boden (s. 35—44), um es zum schluss recht unwahrscheinlich mit dem 'katze' genannten belagerungswerkzeug zusammenzubringen. — mit besonderer liebe hat der herausgeber die untersuchung ausgearbeitet, die er an die spitze seiner sammlung stellt: 'Die sage vom ursprung der herzoge von Zähringen' (s. 9—34); es ist die geschichte vom köhler, der durch seine silberfunde zum herzog und schwiegersohn des kaisers aufsteigt, dann aber als unmenschlicher tyrann sich schweren strafen im jenseits aussetzt. Pf. hat die bodenständigen züge der sage und ihren allgemeinen charakter gut entwickelt, der versuch sie an die Dietrichsage anzulehnen wird kaum beifall finden. E. S.

Die Schwaben in der geschichte des volkshumors von ALBRECHT KELLER. Freiburg (Baden), J. Bielefeld 1907. vi ss. 388 ss. 80. 8 m. — Als 'Württembergisches neujahrsblatt' (n. f. bl. 6) hat Julius Hartmann 1901 einen 'Schwabenspiegel aus alter und neuer zeit' herausgegeben, der mir s. z. als das muster eines solchen 'stammesleumundes' erschien. dass aber noch stoff genug für eine ausführliche monographische behandlung des gegenstandes übrig blieb, beweist das vorliegende buch: ein sehr solides wissenschaftliches werk, und ganz und gar nicht langweilig. der verf. schöpft überall aus den quellen, und es ist ein gewaltiges material was er bewältigt hat. kleine nachträge könnten wol geliefert werden, würden aber das gesamtbild nicht verschieben, auch den gang der untersuchung nirgends beeinträchtigen. hier und da hätten die texte wol etwas skeptischer angesehen werden dürfen, wie s. 230 wo nach FMBöhme aus dem 'lied eines fahrenden (14 jh.)' die unmöglichen verse mitgeteilt werden: *Im Schwabenland das Mädchen sitzt fleissig bei dem Rädchen, bleibt treu auch in der Fern* —. auch für die textkritik gab es manches zu tun: s. 57 z. 6 v. o. muss natürlich *Cygnus* st. *Agnus* gelesen werden, und s. 59 z. 4 v. o. ist für *ebrietas* einzusetzen *sobrietas: castitas in Bavaria, paupertas in Venicia* — — *sobrietas in Saxonia* — — *simplicitas in Suevia* — — *nil valent per omnia*; die einfalt wird hier durchaus nicht, wie es s. 58 heisst, als 'hauptzug der Schwaben betrachtet', mit ihr ist es vielmehr genau so bestellt, wie mit der keuschheit in Baiern, der nüchternheit in Sachsen usw.

K. sammelt zunächst die zeugnisse für den guten ruf der Suevi und der Schwaben in alter zeit und bis auf die höhe des mittelalters (cap. i. ii). er zeigt dann (iii) die wandlung dieses urteils und versucht sie aus den politischen und socialen zuständen des 14 u. 15 jh.s zu erklären. die neckereien der Schwaben datiert er bis ins 15 jh. zurück. in cap. iv, dem hauptteil (s. 108—255), führt H. die 'Schwabenstreiche im 16 bis 18 jh.' quellenmässig vor. für cap. iii sind die priameln, für cap. iv die schwankbücher hauptquelle. cap. v führt die überschrift 'Schwäbisch Ehr Rettung' und reicht vom beginn der aufklärungszeit bis auf FThVischer und die gegenwart, in der der Schwabenspott jeden stachel verloren hat. so bilden denn — diese anordnung erscheint mir sehr glücklich — 'Die geschichte von den sieben Schwaben' (vi) und 'Vom Schwaben, der das leberlein gefressen' (vii) in breiter behandlung den schluss des ganzen: denn sie allein haben, mit gutem grunde, die zeit der bösen und unschönen Schwabenscherze überdauert. E. S.

Werden und wandern unserer wörter. etymologische plaudereien von FRANZ HARDER. 3. wesentlich vermehrte u. verbesserte auf- lage. Berlin, Weidmann 1906. 259 ss. 80. geb. 3,60 m. — Ein anspruchsloses büchlein, das offenbar längst sein publicum

gefunden hat, und um dessen verbesserung der verfassers gewissenhaft bemüht ist. 'plaudereien' sind es eigentlich nicht, sondern belehrungen in ziemlich trockenem tone, aber in erfreulicher knappheit. in 18 sachlichen rubriken oder capiteln wird die herleitung und geschichte culturhistorisch bedeutsamer oder auch nur curioser wörter, im allgemeinen auf grund guter quellen und gewährsmänner, besprochen. man merkt bald, dass der vf. im lateinischen und griechischen besser zu haus ist als im deutschen und in den neueren sprachen; darauf weisen auch namentlich die anmerkungen hin, die zu dem elementaren ton des textes nicht immer passen: wie wenn zu *elementum* die ganze neuere litteratur bis in die recensionen der wochenschriften hinein aufgezählt wird (anm. 106). dass es noch immer viel zu corrigieren gibt, wird H. wol selbst zugeben. hier und da treten die fehler sogar etwas dicht auf, wie in dem capitel 'Handel und gewerbe' s. 116 f: der 'grossus' heisst so nicht im gegensatz zu den bracteaten (die hat es in Frankreich gar nicht gegeben!), sondern zu den kleinen zweiseitigen denaren; er ist beileibe keine kupfermünze (solche waren im ma. weder in Frankreich noch in Deutschland üblich!), sondern von recht gutem silber; die 'grossi Turoenses' sind nicht um 1240, sondern erst 1266 geschlagen, und schliesslich geht das deutsche wort *Groschen* nicht von ihnen, sondern von den 'grossi Pragenses' (seit 1300) aus. die ersten 'fiorini d' oro' sind zu Florenz nicht im 11 jh., sondern erst 1252 geprägt; auch die *Zecchine* ist nicht ganz richtig datiert (lis 1284); der *Taler* ist von den grafen Schlick nicht 'zuerst', sondern 'zuerst in gröfseren mengen' geprägt worden usw. — was s. 131 über *tihtôn* gesagt wird ist schief, und *skôf* statt *skof* (das mit *skaffan* nichts zu tun hat) ebenda ist ein alter fehler. der verfassers täte gut, zu den ratgebern, die er in der vorrede aufzählt, einen germanisten hinzuzuworben, der die vielen kleinen unsauberkeiten beseitigt. und dann möge er fest bleiben gegenüber den recensenten, die ihn verlocken möchten, auch die eigennamen aufzunehmen!

E. S.

Unser Deutsch. einföhrung in die muttersprache. vorträge und aufsätze von FRIEDRICH KLUGE. Leipzig, Quelle u. Meyer 1907. 146 ss. 8°. 1 m. — Das bändchen eröffnet eine neue sammlung 'Wissenschaft und Bildung', die offenbar durch den buchhändlerischen erfolg der Teubnerschen serie 'Aus Natur und Geisteswelt' hervorgerufen ist. Kluge hat darin eine anzahl seiner kleineren populär-wissenschaftlichen arbeiten vereinigt: der nebensache ist wol eine concession an den verleger, denn der inhalt des werkes ist doch beschränkter natur. immerhin wird man sich freuen, hier die fünf aufsätze K.s über standes- und berufssprachen vereinigt zu finden (urr 5—9). sein geschick in auswahl und ordnung und seinen guten geschmack im vortrag sprachgeschichtlichen stoffes bewährt K. auch in den vorausgehenden



aufsätzen über das christentum in der deutschen sprache, über sprachreinheit und über die entstehung unserer schriftsprache: im einzelnen lässt sich hier manches einwenden, an dem letztgenannten artikel auch wider die überschrift kritisieren. den schluss bildet die bekannte forderung eines 'reichsamts für deutsche sprachwissenschaft': aus ihr vermag ich mir nur den wunsch nach einem phonogramm-archiv ähnlich dem Wiener mit vorbehalt anzueignen.

E. S.

Bunte Blätter, kulturgeschichtliche vorträge und aufsätze von FRIEDRICH KLUGE. Freiburg i. B., J. Bielefeld 1909. 213 ss. 80. 6 m. — Die voranstehende anzeige war bereits gesetzt und corrigiert, als ein zweiter band gesammelter vorträge und aufsätze Kluges zur besprechung einlief. der erste eindruck ruft das bedauern wach, dass der verf. nicht lieber das wertvollste aus beiden händen vereinigt habe, und daran muss ich auch festhalten, nachdem ich mit der lectüre der zweiten serie, die gedrucktes (aus wissenschaftlichen zeitschriften und tagesblättern) und ungedrucktes umschlieft, zu ende gekommen bin. eine einheitliche sammlung würde nicht nur die wissenschaftliche eigenart Kluges schärfer herausgestellt, sondern auch den zusammenhang zwischen sprachforschung und culturgeschichte noch mehr verdeutlicht haben. K. ist von haus aus linguist: sein Etymologisches wörterbuch hat ihn zu lexicalischer arbeit gebracht, und hier haben ihn neigung und beruf festgehalten. sein besonderes forschungsgebiet sind die 'standessprachen' geworden, und sie vor allem haben ihn 'von den wörtern zu den sachen' geführt. ein studium der realien, das durch die anschauung und durch reisen gestützt wäre, lag ihm zunächst nicht bequem und war ihm später durch ein beklagenswertes leiden verwehrt, das er mit heroismus zu überwinden bestrebt ist. so lassen sich denn auch die uns hier gesammelt präsentierten aufsätze grofsenteils auf die beschäftigung mit dem rotwelsch, mit der studentensprache, mit der sprache des seemanns zurückleiten: was den erstern gebieten entstammt, sieht man beim durchblättern des inhalts sofort; die seemannssprache aber hat ihn offenbar zur lectüre der alten reisebeschreibungen veranlasst, und diese haben ihm die 'entdeckungen' über die heimat des christbaums und der brieftaube und über das alter des künstlichen eises vermittelt, die er zuerst in tageszeitungen bekannt gab. diese sächelchen, unterhaltend zu lesen wie fast alles was K. schreibt, hätten am ehesten von der widerholung ausgeschlossen werden können. denn einmal kann man doch aus den alten orientreisen noch vielerlei ähnliches herausholen, was nicht eben jedermann weifs, wie etwa 'über das alter der künstlichen brutöfen' (AvHarff ed. Groote s. 92) — und dann möchte ich doch ernstlich bezweifeln, dass das hier mitgeteilte für die leser immer ebenso neu sei wie für den verfasser. über die brieftaube zb. weifs ich alles was K. vorträgt

und noch einiges mehr aus einem büchlein, das der elsässische postdirector Löper zu Straßburg 1879 herausgegeben hat: 'Die brieftaube schneller als der blitz, flüchtiger als die wolke, von M. Sabbagh. aus dem arabischen [d.h. nach dem französischen des Sde Sacy 1805] nebst einem anhang: beiträge zur geschichte der taubenpost'. — andere 'funde' scheinen mir zweifelhafter natur: dass der christbaum aus Indien stamme und dass Fausts ross (wie der alte Tübinger umreimer misversteht) Pfeifering geheissen habe, glaub ich sowenig, wie dass *Schwindler* ein englisches wort sei: es hat in Deutschland seine vorstufen (*Schwindelhirn* uä.) und seine ganze sprachliche sippe, die in England fehlen.

Am wertvollsten erscheinen mir die im eingang stehenden artikel über den historischen Faust, über den Venusberg und über die fahrenden schüler; das hier s. 70—77 (durchaus dankenswert) wieder ausgegrabene gedicht des Johann von Nürnberg bietet, wenn man richtig interpungiert und die vielen lese- und druckfehler der Altdeutschen Wälder (wie v. 293 *finden* für *finden*!) beseitigt, der interpretation kaum noch schwierigkeiten. aber auch alles folgende, mögen es bloße lesefrüchte oder eindringendere etymologische versuche sein, wird dem leser in geschmackvoller zurichtung serviert. etwas sonderbar berührt hat mich nur der — vor kurzem in der Vierteljahrsschrift für social- und wirtschaftsgeschichte erschienene — aufsatz über 'Sippennamen und sippensiedelungen' (hier s. 120—134): dafs die süd-deutschen ortsnamen auf *-ingen* (*-ing*) keine 'sippensiedelungen' (wie Riezler wollte) beweisen, braucht man den germanisten doch wol nicht mehr zu sagen, — dass aber die ältere schicht dieser bildungen in den norddeutschen namen auf *-ingen* und *-ungen* vorliegt, und dass diese urkundlich als alte singulare hundertfach feststeht, das hätte wahrlich nicht übersehen werden dürfen.

Am schlusse des bandes stehn drei vorträge: über das Schweizerische idiotikon, über die sprache Shakespeares und über die sprachgeschichtliche stellung Schillers. man wird hier auf kritik verzichten müssen, wenn dem festlichen moment starke concessionen gemacht werden, und sich mehr an die belehrenden einzelheiten halten, die auch hier nicht fehlen, als an die kraftworte, mit denen Shakespeares sprache durch 'freisein von manier und mode — identität von natur und kunst' (s. 181) historisch recht schief charakterisiert oder die 'sprachliche schöpferkraft Schillers' (s. 209) ohne beweis hingekommen wird. auch hätten bei der redaction des ganzen unstimmgkeiten beseitigt werden sollen, wie diese: s. 165f. wird — auf Schweizerboden — Josua Malers 'Teutsche Sprach' (1561) nicht nur als 'das erste grofse deutsche wörterbuch', sondern auch als 'das bedeutendste deutsche wb. vor Leibnitz' gepriesen, und s. 178 heifst Henrichs leider unvollendetes werk (1616) 'das erste monumentale wörterbuch der deutschen sprache'.

Beglückwünschen darf man den in seinem schvermögen behinderten verfasser zu den trefflichen helfern bei der drucklegung und correctur: das vom verleger gut ausgestattete buch ist geradezu auffällig sauber gedruckt. ich habe keinen störenden druckfehler gefunden.

E. S.

Beiträge zum Wörterbuch der deutschen rechtssprache Richard Schröder zum siebenzigsten geburtstag gewidmet von freunden und mitarbeitern. Weimar, HBöhlhaus nachf. 1908. 184 spp. gr. 8<sup>o</sup> 4 m. — Dem allverehrten leiter des Deutschen Rechtswörterbuchs, dem arbeitsfrischen siebziger, haben jüngere gelehrte, welche dem werke zumeist als ständige mitarbeiter dienen, und meister der rechts- und altertumswissenschaft, die ihm beratend zur seite stehn, diese festgabe gewidmet, die aus raschem entchluss entstanden ist und an der sich gewis freudig noch ein und der andere jurist und philologe beteiligt hätte, wäre nicht die frist gar zu kurz gesteckt und die grenze im alphabet zu eng gezogen gewesen: es handelt sich nämlich ausschließlich um probeartikel, die bis *Am-* reichen durften, und zu denen das rechtswörterbuch bereits in der lage war, geordnetes material zu liefern. so haben denn 13 gelehrte 22 verschiedene artikel (davon einige mit ableitungen) beigesteuert, und freundlicher zufall, hier und da wol geleitet von dem geschick des lebenswürdigen redactors (EfrhrvKünssberg), hat es gefügt, dass alle alter und schichten der deutschen rechtssprache in proben vertreten sind: auf das *admallare* der Lex Salica (ClfrhrvSchwerin sp. 74—77) folgt gleich die *Aktie* (LPerels sp. 77—83), die aus dem niederländisch-römischen recht im 17 jh. bei uns eingang gefunden hat, und auf sie wider der *aldio* der Langobarden (HvVolltelini sp. 83—103). neben ganz kurzen artikeln wie *achinus* (sp. 71), das nur wenige zeilen beansprucht, stehn solche, die sich wie die beiträge von EHeymann über *Abt* (sp. 50—59), FBilger über *Alpe*, *Alprecht* (sp. 138—151) und namentlich OGierke über *Allod* (sp. 103—138) zu kleinen monographieen erweitern. kommt in den zuletzt genannten artikeln vorwiegend das sachliche moment zur geltung, so tritt in andern das lexicalische stärker hervor, so bei Perels über *Abbitte* usw. (sp. 3—12), bei Frensdorff über *abdanken*, *Abdankung* (sp. 12—20), GWahl über *Abenteuer* (sp. 23—31), HBrunner über *Ableib* usw. (sp. 31—36), EvKünssberg über *Abrede* usw. (sp. 36—46), GROethe über *alt* (sp. 151—168), MRintelen über *Amt* (sp. 168—181).

Das vorwort nennt diese erste probelese von wortartikeln nur 'vorbereitendes stückwerk', bei dem 'die nachprüfung der ersten quellen oft aufgeschoben werden muste'. und in der tat liefse sich im einzelnen wol manches aussetzen, hinzufügen — auch fortstreichen: der einfall eines herrn ThBraune, das *al-ôd* aus *athal-ôd* abzuleiten (Zs. f. rom. phil. 10, 266 f) verdient so wenig

verewigt zu werden, wie die meisten andern verkehrtheiten dieses autors. bei *Abenteurer* wird als letzte bedeutung angegeben: 'bürgerliche nahrung'; darauf führt der einzige beleg wol kaum, dagegen wird der verfassers, wenn er im material des wörterbuches unter *Abenteurer* sucht, genug belege finden, die auf die hier fehlende bedeutung 'hausiergewerbe', 'kurzwarenhandel' hinführen. — deutlich tritt es ferner zu tage, dass eine reihe wichtiger quellen noch gar nicht excerpiert sind, während andere gruppen in den belegen unverhältnismäßig stark hervortreten. wenn zb. Roethe auf sp. 154c bessere belege gehabt hätte, so hätte er leicht gesehen, dass im 13 und 14 jh. *alte pfennige* und *alte groschen* fast immer mehr wert sind als 'neue'. doch das sind schönheitsfehler des vorbereitungsstadiums: alles in allem bietet diese endlich einmal eigenartige festschrift nicht nur eine abwechslungsreiche lectüre, sondern erweckt auch für das große unternehmen, dem sie voraufgeht, die besten und freudigsten hoffnungen.

E. S.

Natursagen. eine sammlung naturdeutender sagen, märchen, fabeln und legenden von OSKAR DÄHNHARDT mit beiträgen von Varnhaus, MBöhm, JBolte usw. — bd 1 Sagen zum Alten Testament, Leipzig und Berlin, Teubner 1907. xiv u. 376 ss. 8 m. — In der sintflut willkürlicher combinationen wahllos aufgeraffter mythen tut diese kluge und umsichtige arbeit fast physisch wol. von gelehrten wie Bolte, Feilberg, Krohn, Polivka unterstützt sucht D. das gesamte material 'naturdeutender' mythen in die scheuern zu schaffen, das an das Alte Testament anknüpft; wobei es vielleicht methodisch richtig war, vorerst noch gar nicht zu fragen, ob die verbindung mit Adam oder Salomo primär oder abgeleitet ist. — diesen an die Bibel gehängten legenden werden dann parallelen aus aller welt beigelegt, mit methodischer erörterung ihrer selbständigkeit. und den schluss bildet der versuch eines mythologischen itinerars (s. 37).

Wir werden so von den schöpfungssagen über ein unendliches gebiet geführt; die eigenschaften des weines werden so gut legendarisch erörtert, wie die entstehung der roten bärtigen; wir erhalten ein verzeichnis von teufelsschöpfungen (s. 64, aus dem französischen) oder (s. 14) von ausnutzungen des bei Adams schöpfung unbenutzt gebliebenen tohnrestes, — kurz, ein speculum mundi vom standpunct der mythologischen naturdeutung wird aufgestellt, eine Schamanen-encyklopädie.

Die methode der Mythenvergleichung wird sich an diesem stoff noch so eingehend zu üben haben wie die psychologie der naturvölker. vielleicht bleibt man dabei nicht überall mit D. (zb. s. 88) auf dem geographischen standpunct und lernt philosophische speculation (zb. s. 93) strenger von der naiveren naturdeutung scheiden; zu lernen hat man aber noch lange an diesem und hoffentlich auch an den bald folgenden bänden.

Ganz vorzüglich ist auch das register.

Man möchte an solch ein buch allerlei hoffnungen knüpfen — ob sich in den tiermythen altersstufen unterscheiden lassen, die für die 'linguistische paläontologie' wert erhalten? ebenso bei den pflanzen? ob eine litterarhistorische untersuchung des Talmud nicht ähnliche wichtigkeit für die mittelalterliche sagen-geschichte erhalten wird, wie die indischer märchenbücher für die märchenliteratur? auch bei D. zeigt sich wider die wichtigkeit dieser grofsen 'umschlagstelle' für legenden.

B. 27. 3. 08.

RICHARD M. MEYER.

Homer von GEORG FINSLER. aus dem erläuterungswerk 'Aus deutschen lesebüchern'. Leipzig und Berlin, Teubner, 1908, xviii u. 618 ss., 8<sup>o</sup>, 7,50 m. — Als vortreffliche einföhrung in die Homerfrage ist dies übersichtlich disponierte und klar geschriebene buch auch den germanisten bestens zu empfehlen. kommen doch überall probleme zur behandlung, die für die 'deutsche Ilias' kaum minder wichtig sind: das streben nach altertümlichkeit (s. 476), die auffassung der religion (s. 391 f), die kunstmittel (s. 487 f), die frage nach der persönlichkeit des dichters (s. 235) haben für uns so grofse analogische bedeutung, wie die Homer-kritik, deren geschichte (s. 511 f) lichtvoll dargelegt wird (über Lachmann s. 540 f). sogar das rätsel der dialektmischung (s. 236 f) ist uns durch Collitz für den Heliand und Kraus für Veldeke wider neu aufgegeben worden! RICHARD M. MEYER.

Singen und Sagen von JULIUS SCHWIETERING. inauguraldissertation Göttingen 1908, 56 ss. 8<sup>o</sup>. — Diese methodisch vortreffliche untersuchung gibt die merkwürdige geschichte einer wichtigen formel. (bedenken habe ich nur betr. des zauberliedes mit epischer einleitung s. 39, da ich diese form allerdings für uralt und allgemein halten muss). wir haben diese danach bisher unrichtig aufgefasst: sie stammt nicht aus dem altgerm. epischen vortrag, sondern ist übersetzung von *cantare et dicere psalmum* mit anwendung auf das lob Gottes (s. 8 f); ahd. und ags. entwickelt sie sich unabhängig (s. 5). durch die spieleute (s. 19 f) wird anwendung und bedeutung verschoben; bei den höfischen dichtern (s. 20) kehrt sie zurück. eine ähnliche entwicklung zeigt die analoge formel '*singen und lesen*' (s. 35). anhangsweise werden (s. 40 f) noch die wichtigsten mhd. 'dichtungsbegriffe' besprochen, was sich besonders für *aventure* fruchtbar erweist. als ein nebensgewinn fällt die deutung der '*wärheit*' in dem von Scherer so überschriebenen gedichte (s. 12.35) ab.

B. 26. 8. 08.

RICHARD M. MEYER.

Proeve eener kritische verzameling van germaansche volks- en persoonsnamen, voorkomende in de litteraire en monumentale overlevering der grieksche en romeinsche oudheid. proefschrift etc. door MORITZ SCHÖNFELD. Groningen, de Waal 1906, xxv u. 132 ss. 8<sup>o</sup>. — Diese splendid ausgestattete dissertation ist lediglich ein

specimen eruditionis: ihre weiterführung dürfen wir nur erwarten, auch nur wünschen, wenn der verfasser so freigebig ist, das ganze auf eigene kosten zu drucken — und an bibliotheken und private zu verschenken. Sch. hat die griechischen und römischen autoren bis zu Jordanes (die spätesten übrigens in recht anfechtbarer auswahl) auf germanische volks- und personen-namen excerpiert, auch die inschriftlichen quellen herangezogen, ohne hier irgendwie vollständigkeit anzustreben oder, wie sich leicht erweisen liefse, zu erreichen. er legt seine alphabetisch geordnete sammlung bis zum ende des B (*Buri* resp. *Butilinus*) vor, verzeichnet jedesmal alle stellen des vorkommens, unter dem ersten strich noch die hsl. lesarten, unter dem zweiten die literatur, die bisherigen, hier und da auch eigene deutungen. da S. irgendwie methodische studien über germanische namenbildung nicht gemacht hat, so kommt dabei sehr wenig brauchbares heraus. dankenswert wäre allein die genaue angabe der überlieferung, wenn hier nicht die akribie bis zum unsinn gesteigert wäre: welchen zweck hat es denn, wenn auf einen so einfach überlieferten und so durchsichtigen namen wie *Alaricus* (*Ἀλάριχος*, *Ἀλλ'ῤῥιχος*) sechs volle seiten verwendet werden?! E. S.

Ekkehard's Waltharius. herausgegeben von KARL STRECKER, Berlin, Weidmann 1907 xviii und 109 ss. 2,40. — Eine neuauflage von RPeipers Waltharius. freilich, der name des verdienstvollen früheren herausgebers ist gefallen. das mag man bedauern, wird aber bei der nicht unwesentlichen umgestaltung, die das büchlein in allen puncten erfahren hat, schwerlich darüber mit KStrecker rechten wollen. die seitdem verflossenen 34 jahre haben zu viel neues auch auf diesem gebiet gebracht; wer Althof's zweibändiges riesenwerk durchsieht, wird das staunend empfinden. Streckers kunst ist es, in präziser, knappster form dem kundigen das gleiche vor augen zu führen und doch dabei überall in bescheidener form seinen individuellen standpunct zur geltung zu bringen. er hat in der einleitung wie im apparat merklich gekürzt trotz des ihm vorliegenden größeren materials, und entschieden zum vorteil des buches. persönliche liebhaberei mag es sein, wenn ich den abdruck aus *Chronicon Novaliciense* II 8 bis 9 in der neuen ausgabe doch vermisste. Peipers hauptverdienst gegenüber allen früheren war sein kritischer apparat, seine hauptschwäche, dass er ihn selbst nicht zu benutzen wuste. jetzt ist der apparat z. t. durch neue lesungen vervollständigt und doch von unendlich vielem entbehrlichen ballast geschickt befreit; so ist sein wert beträchtlich erhöht. besonders anzuerkennen ist die objectivität, mit der vielfach durch gesperrten druck gleichberechtigte lesarten, die nicht in den text aufgenommen werden, hervorgehoben sind. für die wertung der hss. war seit 1873 WilhMeyer maßgebend, er hat selbst später seine stellung zur Brüsseler hs. in etwas modifiziert, mit gutem grund,

denn sie ist zweifellos überarbeitet. bei Althof kommt das nicht immer zur genügenden geltung, er haftet trotz PvWinterfeld noch zu oft an recht anfechtbarem material von B. immerhin wird man nicht verkennen dürfen, dass an einer reihe von stellen die entscheidung zwischen Althof und St. durchaus irrelevant ist. die textgestaltung hat doch nun eine gewisse constanz erreicht. ich zähle, abgesehen von den stellen wo Althof im commentar selbst die lesung seines textes berichtigt, sowie von denen wo St. selbst im apparat die gleichberechtigung beider lesarten zugibt, nur 34 varianten zwischen beiden texten, von denen 14 schon von vWinterfeld gegen Althof vertreten wurden. nur wenige von ihnen aber haben wesentliche bedeutung. vergleicht man das mit dem unterschied vom Peiperschen texte (117 varianten!), so leuchtet der fortschritt ohne weiteres ein. ob freilich die Innsbrucker fragmente dabei die praktische bedeutung haben die ihnen St. beizumessen scheint, ist mir noch fraglich. dass die conjecturen, die Peiper noch liebte, im text verschwunden sind, ist anzuerkennen; nur im prolog wurde zweimal ein vorschlag WMeyers acceptiert. auch hier ist die maßvolle zurückhaltung sehr zu loben. am anfechtbarsten erscheint mir das verzeichnis der parallelstellen aus Vergil, Prudentius und der Vulgata sowie der am schlusse beigefügte index. für ersteres liegen besondere arbeiten St.s vor; um so mehr vermisst man da manche schon von WMeyer beigebrachte parallele, während manche angeführte belegstelle recht entbehrlich erscheint. für den Index verborum waren zwei gesichtspunkte denkbar: entweder, darin hätte der philologisch gröfsere wert gelegen, ein verzeichnis mittellateinischer worte und ihres bedeutungswandels, oder, darin lag hier vielleicht der gröfsere praktische wert, eine hilfe für das verständnis der einzelnen stellen. St. hat ohne consequenz den mittelweg gewählt und aus beiden etwas, aber aus beiden nicht alles geboten. auch die übersetzungshilfen scheinen gelegentlich auffällig den standpunct des schülers im auge zu haben. gern hätte man auch hier die scharfe objectivität gewünscht, die sonst dem büchlein zu eigen ist. St. erwähnt übrigens selbst im vorwort sein principiell misstrauen gegen solche indices. nur mag auch heute noch der wunsch Wilh. Meyers betont werden vom jahre 1873: 'dringend zu wünschen ist eine ausgabe mit einem knappen kritischen, sprachlichen und sachlichen commentar.' das ist hier nicht gewollt und nicht gegeben, und Althofs fleifsige, aber im commentar erstickende arbeit kann das nicht leisten. — schliesslich mag doch auch der vorzug gegen Althof hier noch erwähnt werden: von druckfehlern sind mir in dem ganzen buch nur zwei aufgestofsen: s. 8 v. 54 *cousurgit*; s. 70 zu 1402 *regis pes* K statt *pes regis*; auch s. 34 sollte wol besser v. 645 *thorax* geschrieben werden wie v. 482.

H. Anz.

Character-treatment in the mediaeval drama, by TIMOTHY J. CROWLEY. dissertation. Notre dame, Indiana 1907. xiv 182 s. 8°. — Der titel kann leicht irre führen: nur vom englischen drama ist hier die rede, und zwar stets in dem sinne, dass Shakespeare als endziel einer gradlinigen entwicklung hingestellt werden soll. das thema ist etwas schulmäßig und birgt für eine dissertation mancherlei gefahren in sich; man kann nicht sagen, dass diese hier vermieden wären. das allgemeine raisonnement überwiegt, auf breiter grundlage wird der begriff 'charakter' festgestellt, dabei wird manches selbstverständliche vorgetragen, aber auch manche gute bemerkung gemacht. überhaupt ligt hier wol noch der größte wert der arbeit. naturgemäß tritt die einzeluntersuchung in den hintergrund. jede literaturgeschichte bietet für das behandelte thema mehr concretes material. wer Creizenachs prächtiges werk benutzt, das Crowley leider ebensowenig kennt wie Gautiers grundlegendes werk über die tropen, hat sachlich mehr, vor allem aber sieht man dort jederzeit die großen zusammenhänge und ist nicht beirrt durch jeweilige politische landesgrenzen. und hier ligt die hauptgefahr. so sicher das kirchliche drama den ausgangspunct bildet — auch hier lässt C. in bedenklicher unentschiedenheit noch manchen anderen theorien die tür offen, — so sicher kann auch der boden, aus dem das drama erwuchs, nicht national begrenzt gedacht werden. jeder der sich mit dem lateinischen kirchendrama beschäftigt hat, weiß, wie die fäden da zwischen den nationen hinüber und herüber gehn. aber selbst für die folgezeit der landessprachlichen mysterienspiele sind solche gemeinsamen grundlinien der weiterentwicklung ebensowenig zu verkennen wie gelegentliche directe wechselwirkungen über die landesgrenze hinaus. dann aber ist wiederum der humanismus, dessen wirkung sich mehr und mehr geltend macht, — C. lässt seinen einfluss längst nicht zur genüge hervortreten — eine internationale erscheinung. jede isolierung hat also hier gefahren. das gesamtbild wird einseitig und lückenhaft. das mag man auch bei C. im einzelnen immer wider feststellen. am bedenklichsten steht es hier mit seiner behandlung des liturgischen dramas. da greift er notgedrungen nach Frankreich hinüber, verschließt sich dann aber dem ganzen reichhaltigen bilde, das hier osterspiele wie weihnachtsspiele für die beginnende charakterisierung boten. gerade hier vermisst man die kenntnis des in druck vorliegenden materials und wird durch die allgemeinen reflexionen zwar gefällig, aber ohne befriedigung über die bedenklichen lücken hinweggetäuscht. philologische genauigkeit ist nicht die starke seite der arbeit. der überblick der benutzten literatur mutet eigenartig an, um so eigenartiger, als namen und titel oft bis zur unkenntlichkeit entstellt sind. der oft benutzte Du Méril erscheint da als Du Ménl, AEbert als Ehert, Duchesne als Duchense, GBoissier als Bossier, SBäumer



als Batimer. die fremdsprachlichen citate sind voller fehler, 10 druckzeilen aus Vogt und Koch weisen auch 10 druckfehler auf; den französischen citaten ergeht es genau ebenso. leider auch den lateinischen. das berühmte *quem quaeritis* wird zu *Queen quaeritis!* aber freilich auch in der eigenen sprache häufen sich gelegentlich die druckfehler in bedenklicher weise. man wird beim lesen von dem peinlichen eindruck einer weitgehenden flüchtigkeit nicht frei. das schöpfen aus den secundären quellen in verbindung mit dem übermafs ausgedehnter citate, die man sich erst zurechtcorrigieren muss, lässt den ganzen grund auf dem gebaut wird nicht gefestigt erscheinen: man vermisst die eigene exacte forschung des verfassers.

H. ANZ.

Das adjectiv als epitheton im liebesliede des 12 jahrhunderts von OTMAR SCHISSEL VON FLESCHENBERG. Leipzig, Avenarius 1908. [=Teutonia, arbeiten zur germ. phil. her. v.W. Uhl, heft 11.] XIII u. 144 s. 3,50 m. — Diese arbeit aus Schönbachs schule — deren titel nicht so weitläufig zu sein brauchte — sucht die adjectivische synonymik des minnesangs zu fördern, indem sie die epitheta unter drei Gesichtspunkten betrachtet: vom adjectiv, vom substantiv, und von der dichterpersönlichkeit ausgehend. die hauptfrage ist immer, ob *guot*, *liep*, *sælec* usw. ihren vollen wertinhalt noch besitzen oder zu blofs 'standesgemäfsen' decorationen herabgesunken sind. dabei trifft man manche gute beobachtung (zb. zu *beste* s. 11, *schæne* s. 29 anm., Morungen und Veldeke s. 121), freilich auch befangenheit des nur auf ein ziel eingestellten auges, das etwa (s. 25) die antithese von *schæniu wip* und *missevar* Veld. 67, 23f übersieht. die versuche minnesingerischer wortgeographie (verbreitung von *sælec* s. 38) bahnen eine notwendige arbeit an; die urteile über einzelne dichter (*stæte* und Hartmann s. 48; *bæse* und Reimar s. 52; *lieht* und Morungen s. 55) erhärten bekanntes in neuer weise (vgl. über Hausen s. 101, Veldeke s. 105; ungerecht Morungen s. 118).

Anzuerkennen ist auch, dass der stilistisch nicht eben gewante verf. ('ist die angebetete zu oder so weit über den bewerber erhaben, dass . . .' s. 32) durch geschickte übergänge die brauchbarkeit seiner fleissigen arbeit zu erhöhen gesucht hat, wenn er aber am schluss seinen trumpf ausspielt, dass der erlebniswert des inhalts null sein muss in einem cento von formeln, der nach einem festen äufseren schema aufgebaut war; quod erat demonstrandum! — so verrät er jedenfalls geringe kenntnis der dichterpsychologie und des kirchenliedes!

B. 14. 7. 08.

RICHARD M. MEYER.

Sirventes und spruchdichtung von WILHELM NICKEL [=Palæstra LXIII] Berlin, Mayer und Müller 1906. 124 ss. 8° 3,60 m. — Beziehungen zwischen deutschen und provenzalischen dichtungs-

gattungen sind nach Diez fast nur noch für das tagelied und das streitgedicht systematisch untersucht worden. Nickels arbeit verdient deshalb um so mehr anerkennung, je vorurteilsloser und empirischer er vorgegangen ist. nach äusseren und inneren merkmalen wird ein inventar der sirventesen vorgenommen, dem dann jedesmal ein vergleich mit mhd. poesie folgt. so ergeben sich interessante berührungen besonders für Walther: mit Peire Vidal (s. 17. 21. 23. 29), mit Raimbaut (s. 23), Peirol (s. 37), Peiro d'Alvernhe (s. 47) und den Provenzalen überhaupt (s. 29); für bruder Wernher und den hofdichter Cadenet (s. 87), für die politische dichtung (s. 32), das kreuzlied (s. 34 f) und die 'scheltliteraturgeschichte' (s. 56). typen wie der *arge riche* (s. 91) erscheinen in neuer beleuchtung; Walthers scheltlieder (warum nur das auf Wicman?) werden (s. 57) in den zusammenhang der meistersingerischen tradition gestellt, die combination von lob mit klage (s. 40) als technische eigenart erwiesen, auf das weltliterarische motiv der 'vermächtnisse' (s. 16) etwas zu flüchtig hingewiesen. hübsch ist auch (s. 60. 68) die analyse der schelt- und schimpftechnik.

Im einzelnen bleibt vieles unsicher, beachtenswert aber (s. 32) die vermutung, Walthers lob der deutschen art sei unmittelbar gegen Peire Vidal den Deutschenfresser gerichtet. (Hoffmann vFallerseben und G.Kinkel als nachahmer des Waltherschen gedichts s. 27).

B. 3. 12. 07.

RICHARD M. MEYER.

Ein oberpfälzisches register aus der zeit kaiser Ludwigs des Bayern erläutert und herausgegeben von WILHELM ERBEN. München, Oldenbourg 1908. 171 ss. 8°. 4 m. — Der verfasser, einer der tüchtigsten jüngern schüler Sickels und dabei ein trefflicher kenner des mittelalterlichen kriegswesens, berichtet eingehend, aber methodisch lehrreich, welche studieninteressen ihn auf die urkunden Ludwigs des Bayern hinführten, und durch welche hinweise und beobachtungen, auf welchen wegen und umwegen er schliesslich — im Münchener reichsarchiv — zu einem wichtigen oberpfälzischen register des 14 jh.s vordrang, das zwar im 18 und 19 jh. widerholt von bairischen historikern benutzt, aber gleichwol weder von Böhmer für seine regesten des kaisers, noch von Koch und Wille für die regesten der rheinischen pfalzgrafen ausgebeutet worden ist (s. 1—12). E. beschreibt dann mit groszer akribie das mscr. (s. 13—25), erörtert den geographischen bereich der in die sammlung aufgenommenen urkunden (s. 26—34), stellt die entstehungsweise der hs. fest (s. 35—47), charakterisiert sie als ein 'register' im sinne des kanzleiwesens (s. 48—63) und vergleicht sie mit den bekannten registerfragmenten kg. Ludwigs (s. 64—70). auch der germanist kann aus einer solchen sauberen und exacten untersuchung schon etwas lernen — wichtige kenntnisse vermittelt sie ihm nicht. nachdem ich mich aus der chrono-

logischen übersicht der in der neuentdeckten registerhs. erhaltenen urkunden (s. 71—81) überzeugt hatte, dass für die deutsche litteraturgeschichte kein körnlein herausspringt, überschlug ich selbstverständlich die zusätze und verbesserungen zu bereits gedruckten urkunden (s. 82—91), und ich hätte auch die neuen urkunden selbst (s. 92—161), die übrigens schon lange vor Ludwigs königtum, sogar mit dem j. 1270 einsetzen, ungelesen gelassen (zumal es ja nur copieen sind, die sprachlich wenig ergeben), wenn mich nicht die vornamen des oberpfälzischen adels jener zeit interessiert hätten.

Und mein ausharren wurde belohnt! nachdem mir bereits unter der ersten urkunde (1270) als zeugen 'Hadmarus [u] nobilis de Laber, Herdegen de Grindela' [s. den Meisner MSH III 87 b oben] begegnet waren und dann s. 121 'Hadmar [u] von Laber' (zeuge v. j. 1308), las ich s. 140 über der aus einem Oberpfälzer copialbuch des 15 jh.s hier eingeschalteten urkunde XLIX das merkwürdige regist:

'König Ludwig verleiht dem Hadmar [u] von Laber und seinen söhnen Hadmar [m] und Ulrich das jagdrecht im ganzen lande Bayern.

Regensburg 1316 juli 12'

der betr. passus lautet: *das wir unsern lieben getreuen Haddmaren von Laber dem alten und seinen zwayen sünen Haddmaren und Ulreichen verlihen haben zu iren leiben und dieweyl sy leben das recht und die herrschaft, das sy gwaltlich und freylich jagen sollen in allem unserm land zu Bayern, wellich wild sy wellen und wo sy wollent, on alle irrung und on alle unser ungnade* usw. das interesse dieser urkunde für die deutsche litteraturgeschichte hat Erben, der uns schon früher einmal als diplomatiker einen dienst geleistet hat (vgl. Neues archiv 20, 359 ff), alsbald erkannt, und wir dürfen uns glück wünschen, dass sie eben ihm in die hände gefallen ist. dass der gnadenerweis gerade bei dieser familie auf dem gebiete der jagd gefunden wird, erscheint E. so auffällig, dass er ihn mit der entstehung der 'Jagd' des Hadamar von Laber in directen zusammenhang bringen, die abfassung des werkes also wesentlich höher hinaufrücken und eine 'engere anteilnahme' könig Ludwigs des Bayern an dem allegorischen gedichte annehmen möchte. das alles ist erwägenswert, in höchstem mafe wahrscheinlich ist mir die letzte annahme. denn die verleihung des allgemeinen jagdrechts, die Erben als lohn für die litterarische leistung oder als aufmunterung für das litterarische unternehmen eines familienmitgliedes auffassen möchte, liefse sich wol auch einfacher so erklären, dass damit einer waidfrohen und waidtechnisch erprobten familie das amt des oberjägermeisters (will ich einmal sagen) zuerkannt wurde. — unbedingt fest steht durch die urkunde nur, dass der dichter der 'Jagd' einem geschlecht angehört, das dem könig Ludwig im vater und den söhnen

so nahe stand, dass er seiner jagdleidenschaft wie seiner weidmännischen sachkunde ein ungewöhnliches vorrecht einräumte. dass die dichtung einen mann zum verfasser hat, der selbst ein jäger von beruf und als solcher von dem könig begünstigt war, das ist alles was die urkunde uns wirklich sagt.

Aber es ist immerhin zu verstehn, wenn E. nach der auffindung dieses diploms sich dagegen sträubt, die 'Jagd' mit Stejskal zwanzig jahre später zu setzen (Zs. 22, 278 : 1335—1340), und wenn er den zweifel, ob Hadamar II, der vater unserer urkunde († 1337), oder sein sohn Hadamar III (nachweisbar bis 1354) der dichter sei, neu anregt, nachdem Stejskal mit seiner entscheidung für den letztern fast allgemeinen beifall gefunden hat (s. Erben s. 141). wer der verlockung nicht widerstehn mag, die urkunde mit der — fertigen oder entstehenden — 'Jagd' in directen zusammenhang zu bringen, wird sich, noch bestimmter sogar als E., für Hadamar II entscheiden : hat Mone, der aus 'manchen anspielungen' auf ein alterswerk schloss, gewis unrecht, so erweisen die von Schmeller und Stejskal dem gegenüber gesammelten stellen (Zs. 22, 276. 277 n.) doch auch nur, dass der verfasser ein mann in den besten jahren war, ganz gewis war er kein jüngerling mehr. das würde um 1316 nur auf Hadamar II passen. schwierigkeit macht aber nach wie vor die stichelei auf 'herzog Ludwig *den grisen* von Teck' (str. 293—295), der das minnen auch im alter nicht lassen kann und sich damit lächerlich macht. Stejskal hatte sich aao. 274 dafür entschieden, es müsse dies der wahrscheinlich zwischen 1275 und 1280 geborene und 1352 kinderlos verstorbene h Ludwig IV von Teck sein, der Ludwig dem Bayern durch jahrzehnte nahestand, seit mindestens 1337 als hofrichter, seit 1347 als hofmeister; der würde aber 1316 noch nicht als alter mann bezeichnet werden können — er war damals kaum älter als Hadamar II, der doch schon zwei jagdfähige söhne hatte. E. greift daher auf seinen vetter h. Ludwig III zurück, der zwischen 1302 und 1317 als inhaber mehrerer pfründen nachweisbar ist (Zs. 22, 274), später aber den geistlichen stand verließ und sich verheiratete; er starb 1339. mag nun auch dieser vetter ein wenig älter gewesen sein, um 1316 konnte auch er gewis noch nicht als *grise* bezeichnet werden — wenn dies nicht etwa ein fester beiname sein sollte, den er wegen frühen ergrauens erhalten hatte. dagegen aber spricht, dass *grise*, *grisen* geradezu lieblingswörter Hadamars sind, das beiwort also von dem dichter höchst wahrscheinlich selbst geprägt worden ist. und dann hielt sich zwar Ludwig IV dauernd am hofe des königs auf, wo nach E.s (von mir gebilligter) annahme das gedicht entstanden ist, nicht aber Ludwig III : der saß weit weg in Schwaben, oder unten auf der burg seiner väter, (Teck resp. Kirchheim) und war noch im geistlichen stande, dem 'kirchherrn und propst' die 'alte gewohnheit' der minne vorzuwerfen, von der

er nicht lassen könne, wie es in str. 293 geschieht, das wäre doch ein übermaß von tactlosigkeit gewesen.

So wird es doch dabei bleiben: 'herzog Ludwig der greise' ist Ludwig IV von Teck, und der dichter ist Hadamar III von Laber, das gedicht aber kann dann kaum älter als das vierte jahrzehnt des 14 jh.s sein. der ertrag der urkunde, deren berückenden eindruck ich ganz wie Erben empfunden habe, ist bei ruhiger prüfung doch geringer als es anfangs scheinen möchte: der dichter entstammt einer familie, in der die leidenschaft für das waidwerk, neigung und beruf des jägersmanns und das verständnis für die edele kunst der jagd zu hause war, und er stand dadurch in nahen beziehungen zu könig Ludwig dem Bayern.

Göttingen.

EDWARD SCHRÖDER.

Lodewyk van Velthems voortzetting van den Spiegel historiael (1248—1316) opnieuw uitgegeven door HERMAN VANDER LINDEN en WILLEM DE VREESE. I deel (Académie royale de Belgique, commission royale d'histoire). Bruxelles, libr. Kiessling et cie. P. Imbreghts succ. 1906. 486 pp. 8°. — Lodewyk, pfarrer zu Velthem bei Löwen, vollendete Maerlants Spiegel historiael nach Vincenz von Beauvais 1315 und fügte dann 1316 eine v partie an, in der er selbständiger verfuhr und sich für das von ihm erlebte auf augen- und ohrenzeugen berief. allerdings fehlt ihm wirklich historischer sinn, mit seinen anekdoten ist er mehr für die culturgeschichte wichtig; ein besonderes interesse zeigt er für die bretonische sage, die er auch in besonderen gedichten behandelt hat. dagegen für die politische geschichte des auslandes ist sein Sp. hist. ganz unzuverlässig, s. ua. NMHoogenhout Untersuchungen zu LvV. Sp. h. (Leiden 1902). immerhin erwarb die eigenschaft als historische quelle seinem werke früh die ehre einer ausgabe, welche Isaac le Long, Amsterdam 1727, nach der einzigen vollständigen hs., aber nicht genau, veranstaltete. von den 8 büchern dieser fortsetzung bietet die neue ausgabe im ersten band die 2 ersten; das ganze soll 3 teile umfassen, und dem letzten eine einleitung bes. über die mittel und wege der textkritik beigegeben werden. einstweilen hat de Vreese der sehr sorgfältig verglichenen hs. auch die fragmente zur seite gestellt, am schluss als 'aanhangel' einen für sich überlieferten auszug aus dem 1 buche beigelegt; auch über die besserungsvorschläge von Jonckbloet uaa. sich eingehend, aber sehr zurückhaltend geäußert. besonders weist der herausgeber auf die misverständnisse der lateinischen vorlagen hin. für die historische erklärung hat van der Linden durch reichhaltige anmerkungen gesorgt. auch sonst ist aus LvV. für die deutsche literatur manchmal licht zu gewinnen. so gehn Wolframs von Eschenbach sonderbare angaben über die beiden brüder von Babilon und ihren kampf gegen den *bāruc von Baldac* gewis auf die durch pabst Innocenz gesammelten, auch von LvV. mitgeteilten

nachrichten über Saladin und seinen bruder Saphadin und über die der päpstlichen gewalt vergleichbare stellung des *kaliphus* zurück. Lavello s. 11 ligt nicht im osten von Amalfi (hier dürfte in der ann. an das wundervoll gelegene Ravello gedacht sein), sondern östlich von Melfi, nördlich von Venosa. MARTIN.

Martin Luthers geistliche lieder herausgegeben von ALBERT LEITZMANN [=Kleine texte für theologische vorlesungen und übungen hg. von Hans Lietzmann 24/25] 0,60 m. Bonn, Marcus und Weber 1907. 31 ss. 8°. — Durch die forschungen von Achelis, Bachmann, Kawerau, Köstlin, Schleusner, Spitta und Zelle ist in die schwierige überlieferung von Luthers geistlichen liedern licht gebracht worden, neuer zuwachs an alten drucken ist, namentlich nach den bibliographischen bemühungen Zelles, schwerlich noch zu hoffen, und so war die zeit für eine knappe textausgabe der lieder gekommen, noch bevor die Weimarsche Lutherausgabe dieser aufgabe — einer der reizvollsten die ihrer harren — näher rücken konnte. Leitzmann gibt die 37 lieder jeweils in ihrer ältesten textgestalt aus den sechs gesangbüchern von 1524 bis 1543, in denen sie sich zuerst finden, unter verzicht auf die melodien und allen kritischen apparat. der text hat sich, soweit er an den schwer er eichbaren originalen nachgeprüft werden konnte, als zuverlässig bewährt. schade dass in nr 26 'Das deutsch Sanctus' nicht Lotthers druck A, sondern B (nach der weimarschen ausgabe xix 60) zu grunde gelegt ist: A hätte neben kleinigkeiten s. 18 z. 1 die form *zebaoth* statt *sebaoth* für Luthers text ergeben. in nr. 33 'Von Himmel kam der Engel schar' ist die überschrift 'im vorigen thon' zu unrecht aus Klugs Geistlichen liedern 1543 beibehalten, denn im neudruck folgt dies andere christlied gar nicht unmittelbar auf das erste 'Vom himmel hoch da kom ich her'. die drei vorreden Luthers zu den sammlungen seiner kirchenlieder und drei selbstzeugnisse zu ihrer entstehung sind beigefügt, ungern vermisst man in diesem zusammenhang des Antonius Musa Brief an Joh. Lang vom 30 juni 1524 aus Clemens Beiträgen zur reformationsgeschichte aus Zwickau I 82 f, der auf die entstehung des Erfurter Enchiridions das erwünschte licht wirft. Leitzmanns text, der mit seinen wörterklärungen zunächst für theologen bestimmt ist, wird auch in philologischen übungen mit nutzen zu grunde gelegt werden können. vielleicht beschert uns die sammlung dieser kleinen texte, die neuerdings auch die Wittenberger und Leisniger kastenordnung von 1522 und 1523 gebracht hat, auch einmal die frühesten evangelischen Lieder von Luthers freunden und gesinnungsgenossen.

Freiburg i. Br.

ALFRED GÜTZE.

Hans Sachs als dichter in seinen fabeln und schwänken. eine literarhistorische untersuchung von dr EUGEN GEIGER. [Beilage zum jahresbericht des gymnasiums Burgdorf 1907—1908]. Burgdorf, buch-

druckerei P. Eggenweiler 1908. 53 ss. 8°. — Der verasser des tüchtigen buches 'Hans Sachs als dichter in seinen fastnachtspielen' (1904) untersucht hier nach der dort bewährten methode die fabeln und schwänke und verspricht eine weitere abhandlung über die meistersänge, in der er dann auch auf das formale element näher eingehn wird. es werden ausschliesslich solche dichtungen herangezogen, deren quelle oder doch hauptquelle festgelegt ist, weil nur sie eine genaue controlle der arbeitsweise des Hans Sachs ermöglichen. die proben sind meist gut gewählt, aber hier und da reichen sie doch nicht zur veranschaulichung aus, und die darstellung, obwol gut gegliedert und im ausdruck prägnant bis auf stichwort, hat doch zuweilen etwas aphoristisches. der verf. selbst wird zugeben, dass mit dem was er (s. 37 f) auf einer seite über 'epische tradition' sagt, der gegenstand nur angeschnitten ist. aber wir freuen uns, dass Geigers neigung dem Hans Sachs treu bleibt, und hoffen von ihm noch weitere aufschlüsse auch über das verhältnis des dichters zu seinen vorgängern im epischen stil zu erhalten.

E. S.

Der Jude in den deutschen dichtungen des 15, 16 und 17 jahrhunderts. von OSKAR FRANKL. Wiener dissertation. Mähr.-Ostrau, R Papauschek und Leipzig, R Hoffmann, 1905. 144 ss. 8°. 2 m. — Eine oberflächliche, im kleinen wie im grosen unordentliche und unbeholfene zusammenstellung von äusserungen frühneuhochdeutscher schriftsteller über juden und judentum. nicht einmal annähernd vollständig: das grosse gebiet der neulateinischen poesie bleibt ganz ausser betracht, und andere lücken hat die recension von HMichel (Deutsche Literaturzeitung 1905, s. 2441/4) im einzelnen aufgezeigt. gar nicht beachtet wird das wie, und für das was, für den inhalt der dichtungen lernt man aus GLiebes summarischer darstellung (Das Judentum in der deutschen vergangenheit, Leipzig 1903) mehr als aus diesen vereinzelden referaten. trotz der ihrer selbst spottenden reclame ist die schrift nur eine unreife studentenarbeit, eine jener 'stoffgeschichtlichen untersuchungen', die im besten fall die erudition ihres verfassers zeigen und von wissenschaft und kunst gleich weit entfernt sind.

P. STACHEL.

Adrianus Roulerius, *Stuarta tragoedia*. herausgegeben von ROMAN WOERNER. [Lateinische Literaturdenkmäler des xv und xvi jahrhunderts herausgegeben von Max Herrmann. heft 17.] Berlin, Weidmann, 1906. xx. und 65 ss. 8°. 1,80 m. — Die älteste Maria Stuarttragödie, ein schuldrama des Franzosen Adrien de Roulers, erscheint hier im neudruck nach der nur noch in zwei exemplaren vorhandenen ersten und einzigen ausgabe, Douai 1593, mit einer einleitung des herausgebers, die namentlich das verhältnis zur geschichte behandelt. neben den von ihm angeführten vorlagen hat Roulerius — das 'S.' hinter dem namen in der widmung bedeutet übrigens nicht *Sacerdos*, wie Woerner s. v anm. 2 ver-

mutet, sondern das *Salutem* der briefformel — einen eigenhändigen brief Marias benutzt, den er mit andern intimen nachrichten in dem 1588 anonym erschienenen buche von Blackwood fand. aber notwendig schien ihm und scheint uns, über dem geschichtsstudium nicht die gesetze der dramaturgie zu vergessen: *ut artis leges et praecepta non neglegam, dum nimium studeo veritati*. sein meister war natürlich Seneca, den er ausschreibt; wie er mit dessen mitteln das gegebene factum dramatisch einkleidet, wie er das allgemeine der form anwendet auf das besondere seines stoffes und so freilich nahe daran ist, das individuelle zum typischen zu verflüchtigen, ist wichtiger noch als die frage nach den historischen quellen. nur für den anfang, den geisterprolog Heinrichs viii, hat W. den römischen tragiker genauer verglichen; sonst dessen einfluss mehr behauptet als bis in einzelheiten nachgewiesen, auf die ich hier auch verzichte. nur soviel: Elisabeth ist dem katholischen tendenzdichter die despotische tyrannin, die mit Atreus und Neros worten reden darf (vgl. zu v. 110 ff: Thyestes 176 ff; zu 170 f: Thy. 198 f; zu 172—178: Octavia 464—471). ihr steht abmahnend Dudelaus-Leicester zur seite, wie Seneca dem Nero oder der 'satelles' dem Atreus entgegentritt (vgl. zu 155—165: Oct. 443. 472—475. 495 f; zu 179—185: Thy. 201—207; zu 194: Oct. 440). auf der andern seite ist Maria wie später in Vondels tragödie die unschuldige märtirerin, die gleich Hecuba oder Megara ihr schicksal beklagt (vgl. zu 319: Troades 5; zu 322 ff: Tr. 988 ff; zu 758—771: Oct. 397—433 zu 1132—1143: Tr. 63—79). nach ihrem tode trauern ihre frauen um die gefallene schöne wie Theseus um den toten Hippolytus (vgl. zu 1548—1552: Phaedra 1168 f. 1173 f. 1269 f); klagen über die barbarische roheit der feinde (zu 1443 ff vgl. Ph. 167 ff. Thy. 629 ff. Tr. 1105; zu 1015 ff: Ph. 671 ff. Hercules furens 1202) und schliessen mit den herkömmlichen sentenzen über die vergänglichkeit irdischer gewalt (1560—1568 wie Tr. 3—6. Oedipus 6—11; vorher schon Maria 817—819 wie Tr. 271—273, also nicht eigentum des dichters). hervorzuheben wäre endlich noch der schematische aufbau, der den 1 Act der Elisabeth, den 2 Marien zuweist, wie er dann in Gryphius Carl Stuart und Papinian widerkehrt, ja ähnlich (nur umgekehrt) noch in Schillers Maria Stuart — ob hier wol der stoff zu der classicistischen technik geführt hat? P. STACHEL.

Fruchtschale. eine sammlung. zweiter band: Platens Tagebücher, im auszugsweise herausgegeben von ERICH PETZET. mit porträt, abbildung des grabmals und facsimile der letzten beiden tagebuchseiten. München und Leipzig, R. Piper & co. o. j. xx u. 400 s. kl. 8°. — Das abgehetzte wort vom 'document humain', für Platens tagebücher ist es wie geschaffen. während mich Platens dichtungen vollkommen kalt lassen (ich weifs, wie unmodern ich bin), haben mich seine tagebücher tief erschüttert, ob es er-



forderlich war, dieses grauenhafte krankjournal bruchstückweise dem größeren publicum darzubieten? jedenfalls ist es mit anerkennenswertem tact, doch ohne vertuschende prüderie geschehen, und der herausgeber hat sichs überdies angelegen sein lassen, den text der Laubmann-Schefflerischen ausgabe noch einmal sorgfältig mit den handschriften zu collationieren; ein vergleich von etwa 100 seiten zeigte mir, dass ihm dabei manche berichtigungen und ergänzungen geglückt sind: Platen construiert zb. 'begegnen' (Petzet s. 127) mit dem accusativ der person, während bei Laubmann-Scheffler II 16 der dativ steht; Petzet s. 131 z. 9 v.u. heisst es 'von' statt bei Laubmann-Scheffler II 27 'in'; Petzet s. 244 z. 1 'viel' fehlt bei Laubmann-Scheffler II 475 u. dgl. m.

Berlin, 1 mai 1907.

HERMANN MICHEL.

Fruchtschale. dritter band: Friedrich Schlegels Fragmente und Ideen, herausgegeben von FRANZ DEIBEL, mit dem porträt Schlegels von Philipp Veit und dem facsimile einer briefseite. München und Leipzig, R. Piper & Co. o. j. XXVIII, 290 s. kl. 8°. — Eine geschickt getroffene auswahl aus den Lyceums- und Athenaeumsfragmenten, die in der einleitung wolwollend, aber ohne kritiklose überschwänglichkeit charakterisiert werden. der herausgeber umschreibt in den wesentlichsten puncten den gedankenkreis aus dem die Fragmente erwachsen, und sagt dann (s. xxvi): 'im einzelnen kann man sie nicht systematisieren: system und consequenz wird man bei einem geist von der art Friedrich Schlegels nicht suchen'. nun — freunde, wir habens erlebt! der text beruht auf Minors bekannter ausgabe. das sachregister weist manche lücken auf, zb. fehlen die stichwörter 'Definition' 240, 'Individuum' 369, 'Micrologie' 236, 'Moral' 679, 'Recension' 566. immerhin ist ein lückenhaftes register besser als gar keins, und wenn man die registerscheu bedenkt, die selbst den veranstaltern wissenschaftlicher ausgaben noch immer anhaftet — kürzlich erschienen Goethes 'Maximen und Reflexionen' als XXI band der 'Schriften der Goethe-Gesellschaft' ohne namen- und sachregister —, so kann man mit Deibels leistung ganz zufrieden sein.

Berlin, 5 mai 1907.

HERMANN MICHEL.

Bemerkungen zu Platens reimen von KONRAD RICHTER. I heft. Berlin, Mayer u Müller 1907. 48 ss. 8°. 1,25 m. — Arbeiten wie die vorliegende sind für die wichtigern deutschen dichter des 18 und 19 jahrhunderts sehr erwünscht: es erscheint fast wunderbar, dass dies dankbare feld noch so wenig bebaut ist. von Platen wusten wir alle, dass er über die beseitigung unreiner reime hinaus zur durchführung des orthographisch genauen reimes vorgeschritten ist: Richter stellt fest, dass die selbstkritik, die zu diesen strengen principien geführt hat, in die jahre 1817 bis 19 fällt. das ist ein sicheres ergebnis seiner arbeit, die im übrigen keineswegs als muster dienen kann. schon die an sich

erwünschte zusammenstellung aller äusserungen Platens über wert und unwert des reimes, weiblichen reim und unreinen reim (s. 1—14) hätte übersichtlicher angeordnet werden können. R. geht dann sofort zu reimstatistiken über, wo er 'grosso modo' unreine und reine reime scheidet und 'in verhältniszahlen die anzahl der unreinen aufs hundert der reinen' berechnet — statt, wie mit recht üblich, aufs hundert der gesamtzahl. der begriff des reinen reimes im neuhochdeutschen wird nicht umgrenzt, eine untersuchung über Platens aussprache, die zb. für *an*, *voran* im reime nötig war, fehlt. der weitere verlauf der darstellung ergibt die verblüffende tatsache, dass R. das verfahren Platens, welcher reime wie *Pferd : wert, zugewandt : Land, Gold : verzollt, schwellt : fällt, Feste : Lorberäste, brechen : Flächen, ersetze : Schätze, spenden : Händen, Menschenenge : gesänge* consequent beseitigt, zwar sehr streng, aber doch sprachlich und reimtechnisch berechtigt findet. er meint (s. 30): 'ein raffiniertes gefühl wird von den beiden bildungen *Geist : weist* und *Geist : wei/st* der ersteren den vorzug geben, raffinierte vortragskunst dem unterschied des sinnes im reime *Küste : küsste* auch lautlich gerecht zu werden wissen'. Gott bewahre uns vor solcher etymologisierenden vortragskunst! R. ist sich offenbar über den unterschied zwischen laut und buchstaben genau so unklar wie Platen: eh er im zweiten heft seiner studien 'die reiche ausbeute an sprachlich interessanten wahrnehmungen' aus den reimen Platens vorlegt, muss er sich mit den elementen der deutschen grammatik vertraut machen.

E. S.

Lesebuch zur einföhrung in die kenntnis Deutschlands und seines geistigen lebens. für ausländische studierende und für die oberste stufe höherer lehranstalten des in- und auslandes. von WILHELM PASZKOWSKI. Berlin, Weidmann, 1904, v u. 196 ss., 8°. 3 m. — Lange zeit war das herstellen von anthologien ein handwerk und kein erfreuliches; in unseren tagen beginnt es endlich wider eine kunst zu werden. mag auch jene vereinigung von einheitlichem geschmack und vielseitigem umblick noch nicht erreicht sein, durch die GSchwabs 'Deutsche prosa' oder ThStorms 'Hausbuch aus deutschen dichtern' wirkliche kunstwerke wurden, wir streben doch wider einer anthologischen technik zu, die nicht nur mit kleister und schere arbeitet. vWilamowitz Griechisches lesebuch bezeichnet besonders deutlich diese bewegung, in der es als symptom und fördernder factor zugleich steht.

Die gefahren die gerade diese verbesserte kunst der auswahl bringt, sind nicht zu leugnen. wer kirchengeschichte nur aus dem lesebuch von Rinn und Jüngst, oder philosophie nur aus dem von Dessoir und Menzer kennt, kann nicht mit eigenen augen sehen, kann nicht die volle bedeutung eines religiösen oder philosophischen lebenswerkes würdigen lernen. aber in der hand eines kundigen lehrers werden solche 'schausammlungen' unschätzbar: ihm sind

die bruchstücke ein anreiz, auf das ganze hinzuweisen, und ihre verbindung ein symbol der entwicklung selbst, die sich durch die geschichte von literatur, religion, philosophie hindurchzieht.

So ist auch Paszkowskis lesebuch gemeint. als lector der deutschen sprachcourse für ausländer an der universität Berlin empfand er das bedürfnis, den fremden gut gewählte stücke deutscher lehrhafter prosa an die hand zu geben. damit erhalten wir einen individuellen charakter der auswahl. wie etwa das zwar gar sehr umfangreiche, übrigens aber treffliche deutsche lesebuch für mittelschulen von ONetoliczka und HWolff (Hermannstadt, WKrafft, 1902) die edle aufgabe verfolgt, den Siebenbürger Sachsen das Deutschtum gerade von der seite vorzuhalten, von der aus es eine unentbehrliche ergänzung zu ihrer einfügung in die politische gemeinschaft Ungarns bildet (weshalb wir auf dies auch dem deutschen patriotem wertvolle buch besonders gern hinweisen), so will P. dem Engländer, Franzosen, Amerikaner gerade die eigenschaften der deutschen volksindividualität zeigen, die für den ausländer interessant und wichtig sind. das bestimmte die auswahl so der schriftsteller wie der stücke.

Es versteht sich nun von selbst, dass kein leser mit einer auswahl ganz einverstanden ist. principiell würde ich zunächst grade auch hier die zusammenstellung lediglich vollständiger essays vorziehen, wie sie MHenschke in ihrem ausgezeichneten buch 'Deutsche prosa' gegeben hat. wenn P. doch die übliche sammlung von bruchstücken vorzog, wodurch freilich mehrerlei geboten werden kann, so hätt ich jedenfalls so unbedeutende aufsätze wie den von Sach (s. 16), von CBeyer (s. 51; warum über die romantik des deutschen studentenlebens nicht lieber die bekannte stelle von WHauff aus den 'Memoiren des Satans'?), von PMohn (s. 159) ausgeschlossen. auch ist die briefabteilung mit vier nummern gar zu schwächig ausgefallen. sonst aber wird man namentlich die anordnung, überwiegend aber auch die auswahl billigen. nur kommen mir auch hier wider wie meist die Süddeutschen zu kurz: Vischer und Straufs sollten nicht fehlen und neben Treitschke, Mommsen, Harnack nicht Döllinger, wie allerdings auch nicht Ranke.

Berlin 9. 3. 08.

RICHARD M. MEYER.

Kleist und die romantik. ein versuch von ERNST KAYKA. [Forschungen zur neueren literaturgeschichte, hsg. von dr. Frz Muncker xxxi.] Berlin, ADuncker 1906. 210 ss. 8°. 5 m. — Wer über 'Kleist und die romantik' schreibt, muss nicht nur Kleist, sondern auch die romantik kennen. seinen Kleist hat K. gewissenhaft und liebevoll studiert, von der romantik trägt er ein absurdes zerrbild in kopf und seele, das er gewis nicht Erich Schmidts colleg verdankt. K.s meist citierte quelle sind die bücher Ricarda Huchs. nun kann ja aus deren erstem bande — der zweite ist ganz verfehlt — der kundige und feste manches lernen; für

den unbelesenen anfangen ist auch er, trotz geist und studien wissenschaftlichem urteil incommensurabel, eine groÙe gefahr. für K. sind die romantiker frivol, decadent, zerrissen, weibisch, ekel, ihre werke misgeburten, spielerei, unarten, erzeugnisse der impotenz, des rausches, der selbstwegwerfung usw.: dem gegenüber stellt sich ihm in Kleist ein seelenadel ohne jedes untätchen dar, ein religiös-ethisches pflichtgefühl ohne jede, auch nur einmalige verleugnung, ein originalgenie, ein hoher 'künstler', während die romantiker 'nur dichter' sind. und da die romantik also schwarz oder schwärzlich, Kleist aber ganz schlohweiß ist, so ist Kleist eben kein romantiker; nur ein gewisser politischer einfluss der romantik wird widerwillig zugestanden. ich hätte es nicht für möglich gehalten, dass eine solche verkennung der ungeheuren sittlichen, künstlerischen, wissenschaftlichen werte die wir der romantik danken, heute noch möglich wäre; und die breitspurigen, primanerhaft flammenden declamationen, mit denen K. seinen helden gegen jeden verdacht eines fehlers, einer schwäche, einer inconsequenz, eines krankhaften zuges verteidigt, erweisen eine unreife, die ihn auch unfähig macht, sich in Kleists herzensfalten hineinzufühlen, ganz abgesehen von der methodischen unzulänglichkeit dieser pathetischen raisonnements.

So einfach wie es K. sich darstellt, ligt das interessante problem nicht. gewis, nach welt- und kunstanstschauung, nach lebensmaximen und künstlerischer grundanlage, nach jugendeindrücken und inneren sympathieen war Kleist wirklich kein romantiker. K.s erstes kapitel, der brauchbarste teil seiner arbeit, zeigt, Berth. Schulzes fruchtbarem fingerzeig folgend, wie mancherlei auch bei dem späteren Kleist auf den einfluss seines lehrers Wunsch, eines ganz unbeirrten aufklärungsmannes, zurückweist. die fäden die K. von Heinrich zu Franz von Kleist spinnt, sind weniger haltbar. nun aber erschüttert sowol das leben wie Kants kritik die überkommene geistig-sittliche grundlage; in den schmerzen schwindender selbstsicherheit entwickelt sich die empfindliche fühlbarkeit, die der romantik einen nährboden gab. in Kleists briefen kommt diese fast gar nicht, auch in den kleineren novellen verhältnismäÙig selten zu wort: in der dramenreihe vom Amphitryon bis zum Prinzen wird ein schärferes auge, ein feineres gefühl sie weder verkennen noch missen wollen: nicht in der dialogführung tritt sie zu tage, auch die offen liegenden romantischen züge der äußeren handlung sind nicht die hauptsache; um so tiefer gährt es romantisch hervor aus motivierung und charakteristik. aber auf analysen der Kleistschen werke und gestalten lässt sich K. gar nicht ernstlich ein: dafür müssen neben lauten betuerungen meist gewähsmänner und -frauen in gänsefüÙchen einspringen.

So bleibt die frage die K. aufwirft, von ihm unbeantwortet, nur als materialsammlung kann die fleisige schrift nützen. und

es ist nicht ganz leicht, den bescheidenen brauchbaren kern aus dem weiten blumigen tiradengewande herauszuschälen. R.

Bilder aus dem alten Berlin, text von prof. dr. OTTO PNIOWER. Berlin, JSpiro, 1907. 3,50 m. — Je schonungsloser und rapider die moderne reichshauptstadt alle reste ihrer ehrwürdigen und ruhmvollen geschichtlichen vergangenheit den eingebildeten oder wirklichen ansprüchen der gegenwart opfert, darin brutaler als irgend eine andere grofsstadt die vergangenheit hat, um so dringender stellt sich in treuen seelen das bedürfnis ein, von dem stadtbilde des 'lieben alten Berlin' wenigstens für die erinnerung zu retten was zu retten ist. neben die anspruchsvollere mappe 'Alt-Berlin' stellen sich die allerliebsten 57 täfelchen 'Bilder aus dem alten Berlin', die Pniower herausgegeben und trefflich erläutert hat. die sammlung ist nicht auf steife und stattliche prospecte aus; sie wählt für die anderthalb jahrhunderte von 1680—1830 belebte, erfrischende und anheimelnde bilder, zu vier fünfteln aus dem engsten Alt-Berlin und Alt-Cölln, und das zierliche verkleinerte format stimmt zu dem intimen reiz des büchleins: nur bei Schleuens prospect von 1745 ist die wiedergabe doch gar zu winzig, ihn wird man besser zb. bei Consentius, Alt-Berlin, aufsuchen. Pniowers kundiger knapp tatsächlicher text, in dem nur ganz leise die unmoderne sehnsucht nach dem verschwundenen Berlin durchklingt, das 'eine schöne stadt' war, verstärkt den eindruck dadurch, dass er überall das alte bild an die rechte stelle im jetzigen Berlin rückt und so den vergleich herausfordert. er fällt nicht zu gunsten unserer tage aus. würkt doch in der massigen umgebung von heute nicht einmal das schloss mehr, geschweige denn die Marienkirche, mit der alten wucht oder würde. und die gleich hohen, mechanisch aneinander gepressten riesenhäuser des jetzigen Berlins, an deren belebung selbst die verzweifeltsten anstrengungen der architekten scheitern, sind nicht imposant, sondern nur ermüdend und bedrückend, ärnlicher selbst als einst die verschröenen zwangs- und prämiembauten der Friedrichstadt. gleichmäfsige durchschnittshöhe, so hoch sie sei, bedeutet nichts, im stadtbild wie im geistigen leben, neben der gesunden sonderentwicklung, die jedes einzelne für sich und auf seine art gestaltet. das alte Berlin hat jene sonderentwicklung durchaus gehabt: merkwürdig und traurig, wie ganz das neue seine geschichte vergessen hat, eine tatsache, an der wolmeinend schüchterne conservierungsbemühungen nichts ändern, wie sie eben noch für die Heiligengeistcapelle eine bedrückte fortexistenz halb in den mauern der handelshochschule durchgesetzt haben.

R.

#### KLEINE MITTEILUNGEN.

**DEOMAR.** Die sammlung des Vereins zur erforschung der rhein. geschichte und altertümer in Mainz besitzt seit 10 jahren eine gewandnadel, die auf der einen seite des bügels den namen DEOMAR, auf der anderen die worte VT (oder ausgeschrieben: VTERE) FELIX in niello zeigt und nach Körber im Korrespondenzblatt der Westdeutsch. zs. 18, 19 'vermutlich' in Mainz gefunden und angekauft, dagegen nach L. Lindenschmit Westd. zs. 18, 405 und den Quartalblättern des histor. vereins f. d. grossherzogt. Hessen n. f. 2 (1900) s. 777 bei Mainz aus dem Rhein erhoben ist. abgebildet ist sie in den letztgenannten veröfentlichungen bzw. taf. 8 nr. 12, taf. 64 nr. 12.

Über die inschrift äussert sich Körber aao.: 'dieses *ut[ere] felix* lässt es kaum glaublich erscheinen, dass die nadel . . . einer gottheit geweiht gewesen sein soll. also wäre DEOMAR nicht = *deo Mar[ti]*, sondern ein mannesname. da erheben sich aber neue schwierigkeiten. aus germanischem sprachgut lässt sich der name, wie mir prof. Behaghel mitteilt, nicht ableiten, wol aber aus gallischem, wenn auch der name selbst sonst nicht vorzukommen scheint. nun wäre es aber doch gewiss auffallend, wenn ein gallischer einzelname sich bis in so späte Zeit — Lindenschmit setzt diese fibelgattung ins 4—6 jahrh. n. Chr. — erhalten haben sollte. wer weifs rat?

Als deutscher name ist *Deomar* bereits bekannt (Förstemann Nameub. I<sup>2</sup> sp. 1459), und es ist also nicht sein bloßes vorkommen auf der Mainzer spange, was ihren sprachlichen wert ausmacht. was ihr für uns besondere bedeutung gibt, ist vielmehr ihre zeitstellung und damit die ihrer, meines erachtens unzweifelhaft deutschen nameninschrift<sup>1</sup>. spangen dieser art (von Tischler 'armbrustcharnierfibeln' bzw. mit 'zwirbelknöpfen' genannt) gehören durchschnittlich in das 4 jahrh. In den Limes-castellen, deren zerstörung rund im j. 270 erfolgt zu sein scheint, sind nur vorstufen dieser fibeln angetroffen, und die reihe der mit ihr selbst gefundenen münzen beginnt mit Gallien (253—268) und endigt mit Arkadius (395—408), abgesehen von dem grabe Childerichs I (geb. 436, gest. 481) mit seinem absonderlichen münzbelege (silbermünzen aus der zeit vor 44 v. Chr. bis Konstantin II., goldmünzen von Theodosius II bis Zeno). gerade die darin gefundene fibel (Cochet Le tombeau Childéric I s. 214) ist aber ziemlich das letzte exemplar ihrer art. Tischler Über

<sup>1</sup> fibeln dieser art tragen öfters ähnliche inschriften. so eine '*Juliane vivas*' (von Montelius Svenska fornminnesföreningens tidskrift 9, 222 anm. 4 vermutlich auf kaiser Julian bezogen). auf einer in Albanien gefundenen (Verhandl. der Berliner gesellsch. f. anthropol. usw. 1901 s. 52) list man: *Septimius*.

die formen der gewandnadeln s. 35 war sogar geneigt, es 'als hinterlassenschaft einer früheren zeit aufzufassen'.

Demnach bezeugt die Mainzer spange mit hoher wahrscheinlichkeit bereits für das 4 jahrhundert ausser *eo*  $\bar{a}$  für  $\bar{e}$  und *d* für  $\beta$ . beides verbietet, ihr Deomar für fränkisch zu erklären (wegen des  $\bar{a}$  s. Bremer PB Beitr. 11, 17 ff.). eher könnte man den namen für alemannisch halten und etwa vermuten, dass ein alemannischer Schiffer die spange bei Mainz im Rhein verloren habe. allein auch dem bereitet zwar nicht das  $\bar{a}$ , aber das *d* schwierigkeiten, und gegen burgundischen charakter des namens, der auch zu erwägen ist, scheint mir mindestens das *eo* zu sprechen. ich wage aber nicht, eine entscheidung zu treffen, und kann nur wie Körber andere um rat bitten.

A. BEZZENBERGER.

---

#### PERSONALNOTIZEN.

Am 28 januar ist zu Urbana in Illinois der begründer des *Journal of english and germanic philology*, prof. dr GUSTAF KARSTEN gestorben; er war geboren am 22 mai 1859 zu Petershagen in Westpreußen.

Am 18 august verschied in Breslau prof. dr ALBERT GOMBERT, 70 jahr alt; er war einer der frühesten Berliner schüler Müllenhoffs und hat sich später besonders eindringend mit der chronologie des neuhochdeutschen wortschatzes beschäftigt.

Dass wir FRIEDRICH ALTHOFFS (gestorben am 20 Oct. zu Steglitz) an dieser stelle gedenken, gebührt der tatkräftigen förderung, die die arbeiten der Deutschen commission der Akademie der wissenschaften durch ihn gefunden haben.

An der universität Wien wurde der privatdocent dr RUDOLF WOLKAN, an der universität Erlangen der privatdocent dr AUGUST GEBHARDT zum außerordentlichen professor befördert.

Auf ein neubegründetes ordinariat der vergleichenden indogermanischen sprachwissenschaft zu München wurde prof. dr W. STREITBERG von Münster berufen.

---